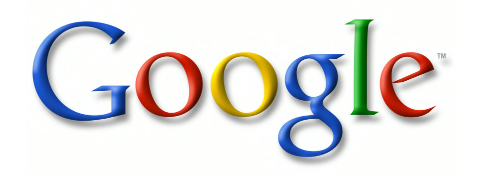
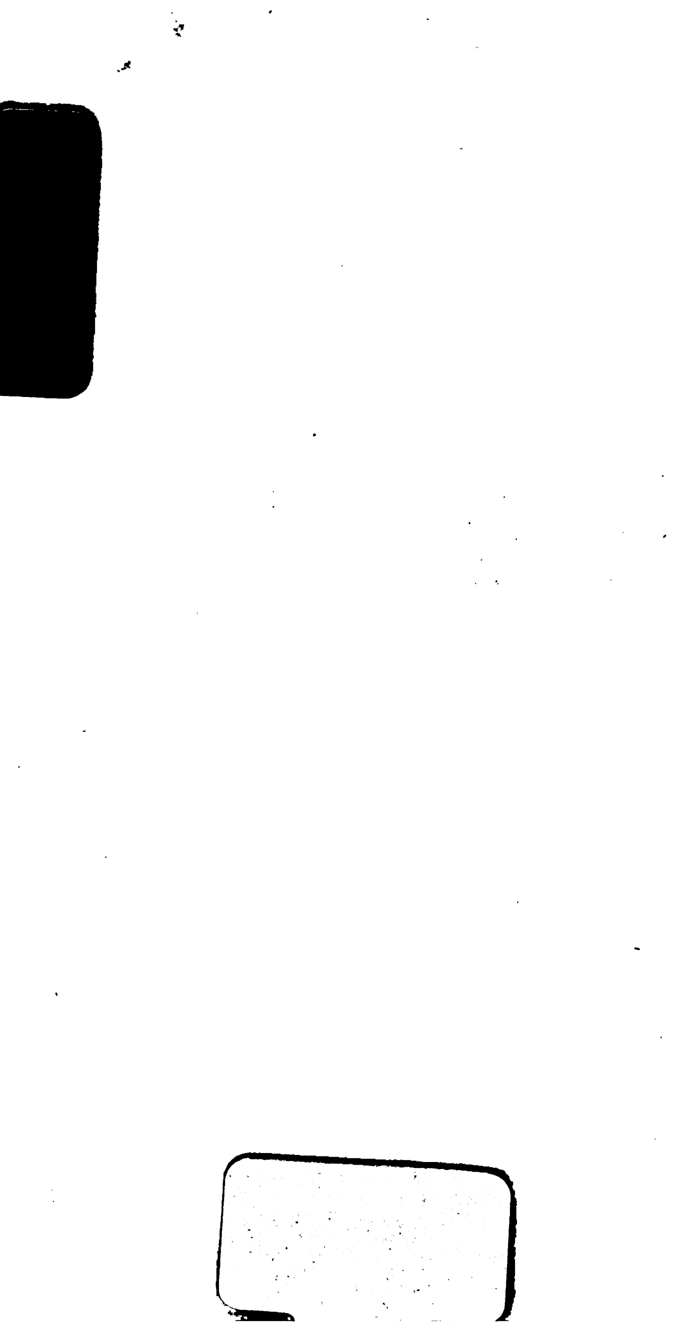








JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1901.

Inhalt.

Seite.

I. Gedichte: 1. Walpurgisnacht auf dem Bastberg von Fritz Lienhard; 2. Auf den Bergen, 3. Abendgruss von der Ferienreise, 4. Herbstbeginn von Christian Schmitt; 5. Der Fremdenlegionär von Eduard Baas; 6. An Weissenburg von Otto Stübel; 7. D'Strosburjer Zehnerglock von Eduard Baas; 8. Truttehüse von August Ziegel 1

II. Geschichtliche Mitteilung über eine Zeichnung Dürers, die Ortenburg und den Ramstein bei Schlettstadt darstellend von C. Winkler. Mit 2 Abbildungen 12

III. Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet von Knepper, Bitsch 17

IV. Ein ungedrucktes Gedicht von Moscherosch. Herausgegeben von Emil Ettlinger, Karlsruhe. 25

V. Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Franz Michael Leuchsenring von M. Bollert 33

VI. Die letzten Jahre des Colmarer Barfüsserklosters und Jakob Einfalt aus Geberschweier, dessen letzter Guardian von A. Hertzog, Colmar 113

VII. Züricher Flüchtlinge im Elsass zur Zeit der Revolution und Restauration von Manfred Eimer 150

VIII. Autobiographische Aufzeichnungen von Ludwig Spach. Herausgegeben von F. X. Kraus. (Fortsetzung). . . . 182

IX. Karl August Barack. Lebensumriss von Ernst Martin. Mit einer Abbildung. 225

X. Die Kunkelstube. (3. Fortsetzung und Schluss.) Von Hans Lienhart. 233

XI. Bemerkungen zu V. Henry's Arbeit über die Kolmerer Mundart von J. Spieser 241

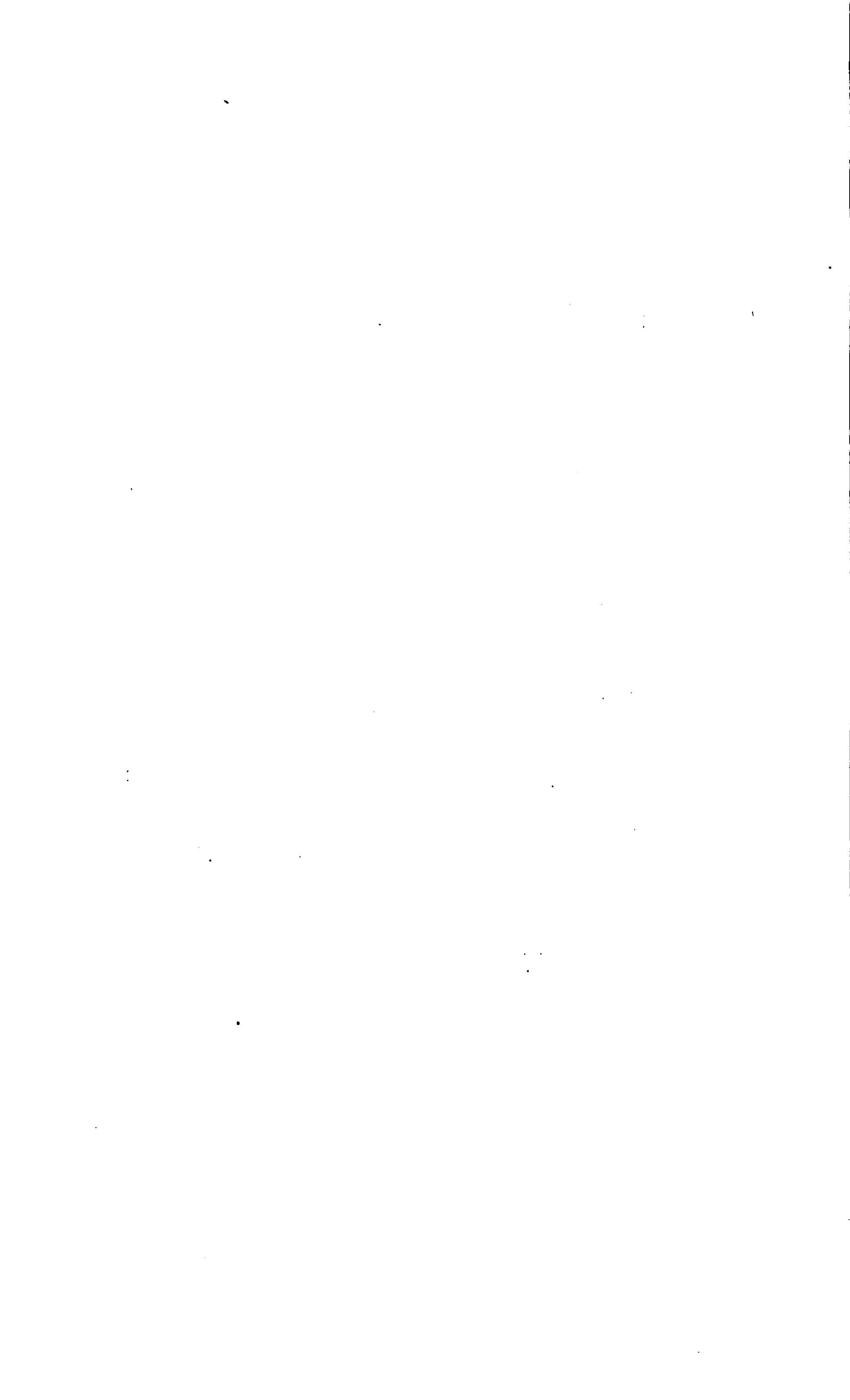
XII. Friedrich Bresch. Nachruf von J. Spieser 249

XIII. Das Strassburger Standbild des jungen Goethe. III. Bericht von Ernst Martin 252

XIV. Die Pfarrscheune in Sesenheim 268

XV. Chronik für 1900 269

XVI. Sitzungsberichte. 270



I.

Gedichte.

1. Walpurgisnacht auf dem Bastberg.

Von

Fritz Lienhard.

Am Druidenkreis im Felsen der Michaelskapelle bei Zabern pflegen sich die Hexen zu sammeln und von dort, nach zauberhaften Vorbereitungen, auf den gegenüberliegenden einsamen Bastberg, den Blocksberg des Unter-Elsasses, hinüberzufliegen, an ihrer Spitze Frau Itta, ehemals Gräfin von Lützelburg.

Walpurgis-Spuk und Hexentanz!
Bist Du's, die in der Mondnacht Glanz
Aus Zauberflammen blendend nackt
Emporschiesst, Itta, höllisch Weib?!
Ich wag's, ich fasse den blühenden Leib
Und halt' ihn in blühender Nacht gepackt;
Auf! Tragt mich empor mit Fledermausflügel,
Eulenumschwirrt, über Dorf und Hügel,
Flatternd in dieser Dämonenbande,
Mit Kettengerassel und Luftgeschrei,
Als ob ich der Hexen König sei!
Auf! Hexenritt über Menschenlande!

Seht ihr des Bastbergs Sprühvulkan?!
Der Bastberg hebt ein Knattern an
Und trägt als Haube und funkelnden Kranz
Walpurgisfeuer und Hexentanz!
Und in des Berges Kegelrund
Zackt sich der Weg zum Höllenschlund,
Der speit in all den Saus und Braus
Ein Schock verruchter Teufel aus:
Die fassen fest, die stampfen gut
Mit Pferdefuss um rote Glut!

Ich aber — ich kralle mich sittenlos
An ihre Königin wild und gross!
In Schlänglein züngelt ihr kohlschwarz Haar,
In höllischem Hohn ihr Augenpaar!
Sie saugt mit ihrem versengenden Kuss
Aus meiner Seele die Seligkeit,
Dass ich sie halten und herzen muss,
Verwirbelt, verloren, betäubt und blind
Wie Sturzbach, Lohe und Wirbelwind!
Ha, toll Geschöpf der Fabelzeit,
Da Ichthyosaurus und Riesenbaum
Wie Pilze quellen aus üppigem Schaum —
Küsse mich! Und ob die Welt
Von Deinem Kuss in Schutt zerschellt! . . .
— — — — — — — — — — —

Da lockt, da lockt ein Wachtelschlag
Den Hang herauf, voran dem Tag,
Und kündet schlicht den ersten Mai.
Flugs wirbelt, da wirbelt mit Frau und Gesind
Zu Nebel geballt der Spuk vorbei!
Und lieblich küsst den Halm und Thau
Am Hexenkreis der frühe Wind.
Und ohne seine Flammenfrau,
Zerschlagen, jämmerlich und bleich,
Verworfen aus Frau Ittas Reich,
Liegt Einer am Druidenstein.
Der Jäger jodelt, der Bauer pflügt,
Und das Kapellchen, tagvergnügt,
Läutet ins lachende Land hinein:
«Sonnenschein, Frau Sonnenschein,
Sollst uns're liebe Frau Königin sein!»

---

2. Auf den Bergen.

Von

Christian Schmitt.

In Tannengrün und Farrenkraut
Hab' ich mein Wanderziel erschaut
Auf menschenfernen Pfaden.
Von all dem Leid, das mich beschwert
Und das doch keines Kummers wert,
Will ich gesund mich baden.

Noch streckt da draussen mancher Thor
Voll eitler Gier die Hand empor
Nach feilen Ruhmeskränzen, —
Dem mögt Ihr, wenn er mit Geduld
Erspäht den Weg zu Eurer Huld,
Was er begehrt, kredenzen!

Ich aber will aus Qualm und Staub
Hinaus durch Luft und Licht und Laub
Den Weg ins Weite messen! —
Wie ist der Himmel blau und klar! —
Dass einst auch ich dort unten war,
Schon hab' ich's fast vergessen.

Wie rauscht so stolz der Quell und kühn!
Zu eig'ner Lust die Blumen blühn,
Wo ich vorüberwalle.
Von Liedern hell erklingt der Tann. —
Da heb' auch ich mein Singen an
Und frag' nicht, wem's gefalle!

---

3. Abendgruss von der Ferienreise.

(An meine Teuern im Vogesenwald.)

Von

Christian Schmitt.

Ihr, voll Sehnsucht ohnemassen,
Weit vom Heimatherd getrennt,
Und auch ich auf fremden Strassen,
Wo mich keiner liebt und kennt. —

Durch der lauten Stadt Gewimmel
Schreit' ich einsam, wie im Traum.
Aufwärts schweift mein Blick zum Himmel,
Und des Treibens acht' ich kaum. —

Zu der dämmerstillen Ferne
Schaut wohl sinnend jetzt auch ihr,
Wo die gleichen Gottessterne
Wachen über euch und mir.

---

4. Herbstbeginn.

Von

Christian Schmitt.

Wie steht der Forst so reglos stumm
Im strahlenden Septemberschein!
Kaum dass mit schläfrigem Gesumm
Ein Bienlein müd ans Licht noch irrt;
Kein Lied erschallt, kein Vogel schwirrt.
Die letzten Blumen schlafen ein,
Und Stille herrscht weitum.

Nur durch die Wipfel säuselt lind
Zuweilen hin ein Flüsterwehn.
Im Scheiden raunt der Sommerwind

Dem Walde zu: «Vergiss, was war!
Die Stunde kommt, da übers Jahr
Bei plauderfrohem Wiedersehn
Wir neu beisammen sind!» —

5. Der Fremdenlegionär.

Von

Eduard Baas.

Fern liess er Heimat, Eltern, gute Freunde,
Vom Hass verführt im Jugendübermut,
Bot sich zum Fremdendienst mit kaltem Blut,
Obgleich beim Abschied er doch leise weinte.

Er kämpfte brav, wenn auch für fremde Ehre,
Bis ihn des Feindes Kugel traf ins Herz;
Nach seiner Heimat rief er noch im wilden Schmerz —
Jedoch umsonst, ihn trennten weite Meere.

Im Schatten einer stolzen Sykomore,
Da ruht er jetzt im heissen Wüstensand.
Sein letzter Wunsch galt doch dem deutschen Land,
Den Abschiedsgruss weht Frankreichs Tricolore.

6. An Weissenburg.[1]

Von

Otto Stübel.

Poesie, leih mir die Flügel!
Dass ich sing das Lob der Stadt,
Die im Kranz der Rebenhügel
Mir mein Herz gefangen hat;
Hat das Schicksal auch getrieben
Längst mich über Berg und Land,
Blieb dein Bild mir eingeschrieben
Weissenburg am Lauterstrand!

Deine Türme seh ich ragen
Und des Klosters Bogengang,
Wo in grauer Vorzeit Tagen
Otfrieds fromme Harfe klang;
Rings die Dächer, halb verstecket
Hinter Wall und Mauerzier,
Dran sich friedlich jetzo recket
Rebenlaub und Obstspalier.

---

[1] Für den Festkommers anlässlich des 50jährigen Dienstjubiläums des Gymnasialdirektors Dr. Kromayer in Weissenburg gedichtet nach der Melodie: Strömt herbei, ihr Völkerscharen.

Gleichwie auf grünsamtnem Kissen
Prangt ein fürstlich Krongeschmeid,
Liegst du da, zu deinen Füssen
Fluren segenüberstreut;
Keiner mag mehr zu erschauen.
Nur der Denkstein kündet's noch,
Dass durch diese blüh'nden Auen
Einst des Krieges Fackel zog.

Waldeshöhen sanft umsäumen
Diesen schönen Erdenraum,
Wo's so wonnig war zu träumen
Froher Jugend goldnen Traum.
Kehr ich heut zur Stätte wieder,
Bleibt mein Fuss wie festgebannt,
Schwärmrisch grüssen meine Lieder
Weissenburg am Lauterstrand.

In der Mundart.

7. D' Strosburjer Zehnerglock.

Von

Eduard Baas.

«Was hör' ich jetz fuer Glockedön ?
Stört denn des d'Ruj nit vun de Lit ?»
«'s isch Zehnerglock, min liewer Frind,
So lit sie schun sit alter Zit.

Es isch nur noch e schöner Brüch;
Wert het's jo kenne, offe g'sat.
Denn d'Münschterühr duet grad genue,
Wenn sie am Owes zehne schlat.

Doch früjer, vorm Kriej isch's g'sin,
Do het m'r d'Stadtthor zuegemacht
Juscht noch de Zehn, wer später kummt,
Het drüsse mien campiere d'Nacht.

Un d'Zehnerglock het angezait:
Ihr, Lit, wer rin will, dummel sich!
Verschtesch jetz, worum's zehne lit ?»
«Ganz recht, ja jetz verschteh ich dich.»

«Un wenn sie au kenn Wert meh het,
Sie singt uns noch üs alter Zit:
D' Welt bliet, nur d'Mensche ändre sich,
's git gueti, schlechti, grad wie hit.»

---

8. Truttehüse.

Von

August Ziegel.

Wenn d' golde Morjesunn dhuet schyne,
Luej ich zue de Vogese hin,
Dort glänze d' alte Burgrüine,
Wie Edelstein im Tannegrün.

Ich suech sie alli ze-n erkenne.
Vom Ower Rhin in's Unterland,
No dhue i still die Name nenne
Von dene Ritter, wohlbekannt.

Un wenn de Schlösser no, de viele,
Ich g'schickt hab mine Morjegruess,
Dhue biem e Durn ich gern verwyle,
Dort am Odilieberrifuess.

Er luejt so ernsthaft eim ergeje,
In sinem dunkle Tannekleid,
Un frischi. grüni Matte leje
Wie Teppi vor'm üsgebreit'.

Viel liewi Ort dhuen ne umgewe:
Landsberg, Uedilli, Männelstein!
Un vorne dran, die schöne Rewe
Vom Barrer Bann un Heljestein.

Kein Ritter het m'r dort sehn hüse,
M'r het kein Fallbruck gsehn am Door,
'S isch 's alti Kloster Truttehüse,
Mit sinem Kirchdurn, sinem Chor.

Es het's e-n edli Frau geböie:
Herrad von Landsberg, d' Aebtissin.
Still von d'r Welt zeruckgezöie,
Sin frommi Mönch dort üs e-n in.

Un wenn sie sin verbei geritte,
Die ys're Männer, hoch ze Pferd,
Hän d' Klosterbrüder schön gelitte,
Un Chorg'säng het m'r drinne g'hört.

Jetz steht nur noch d'r Durn un d' Müre.
Nim viel vom Kloster sieht m'r hyt.
Doch sehn m'r Alli gern noch d'Spüre
Von längst verklung'ner Ritterszyt.

'S wurd Alles was noch steht vom Alte
Un was d' Johrhundert han verschont,
Vom Herr von Türkheim guet erhalte,
Der dort in sinem Landguet wohnt.

Die Müre derfe nit verfalle,
Sie wäre b'schützt un wäre gehrt;
Denn Truttehüse blied uns Alle
Im Elsassländel lieb un werth.

Drum wenn de Schlösser als, de viele,
Ich g'schickt hab mine Morjegruess,
Dhue ich am liebste noch verwyle
Biem Klosterdurn, am Wasgaufuess!

———

II.

Geschichtliche Mitteilung über eine Zeichnung Dürers die Ortenburg und den Ramstein bei Schlettstadt darstellend.

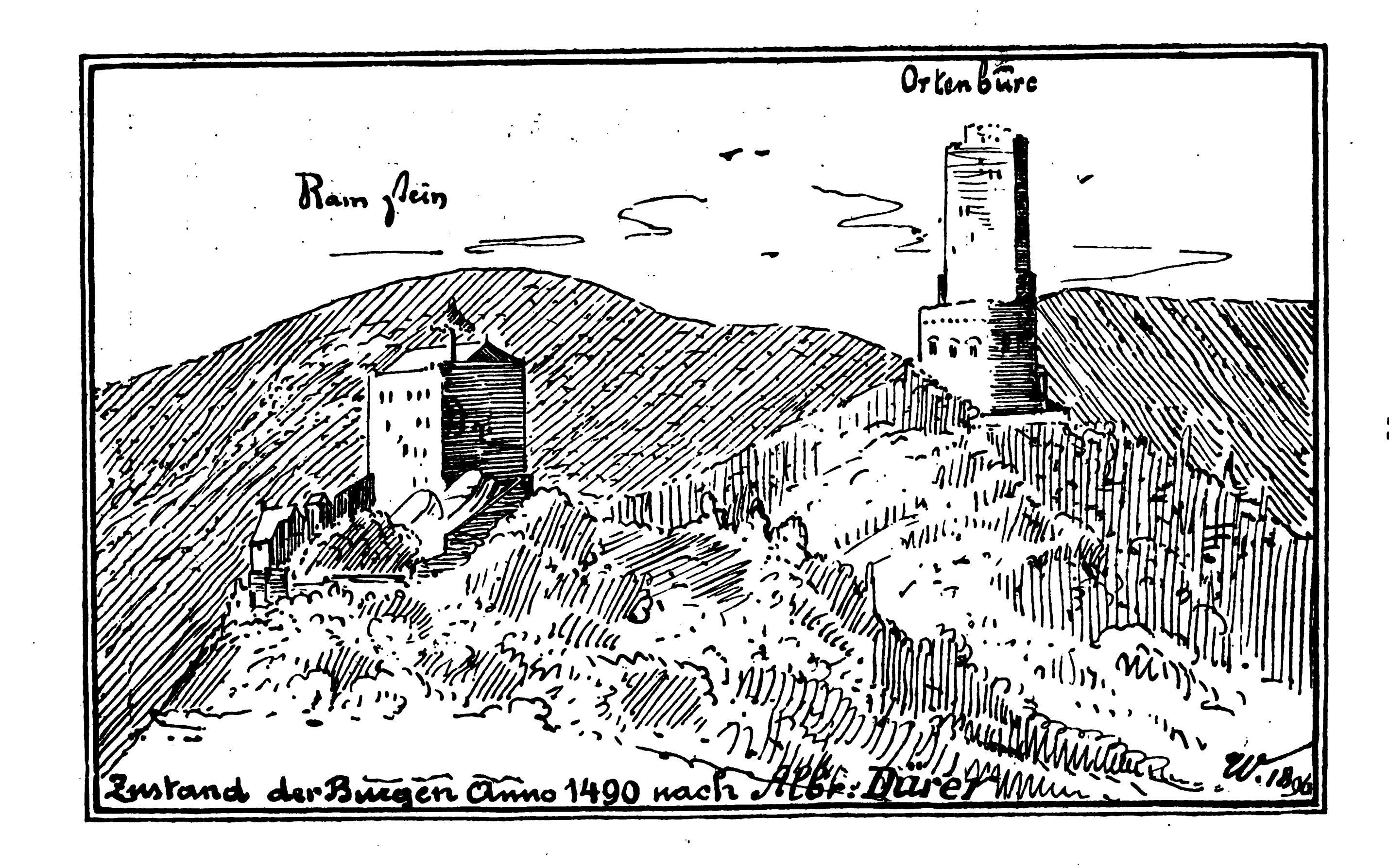
Von

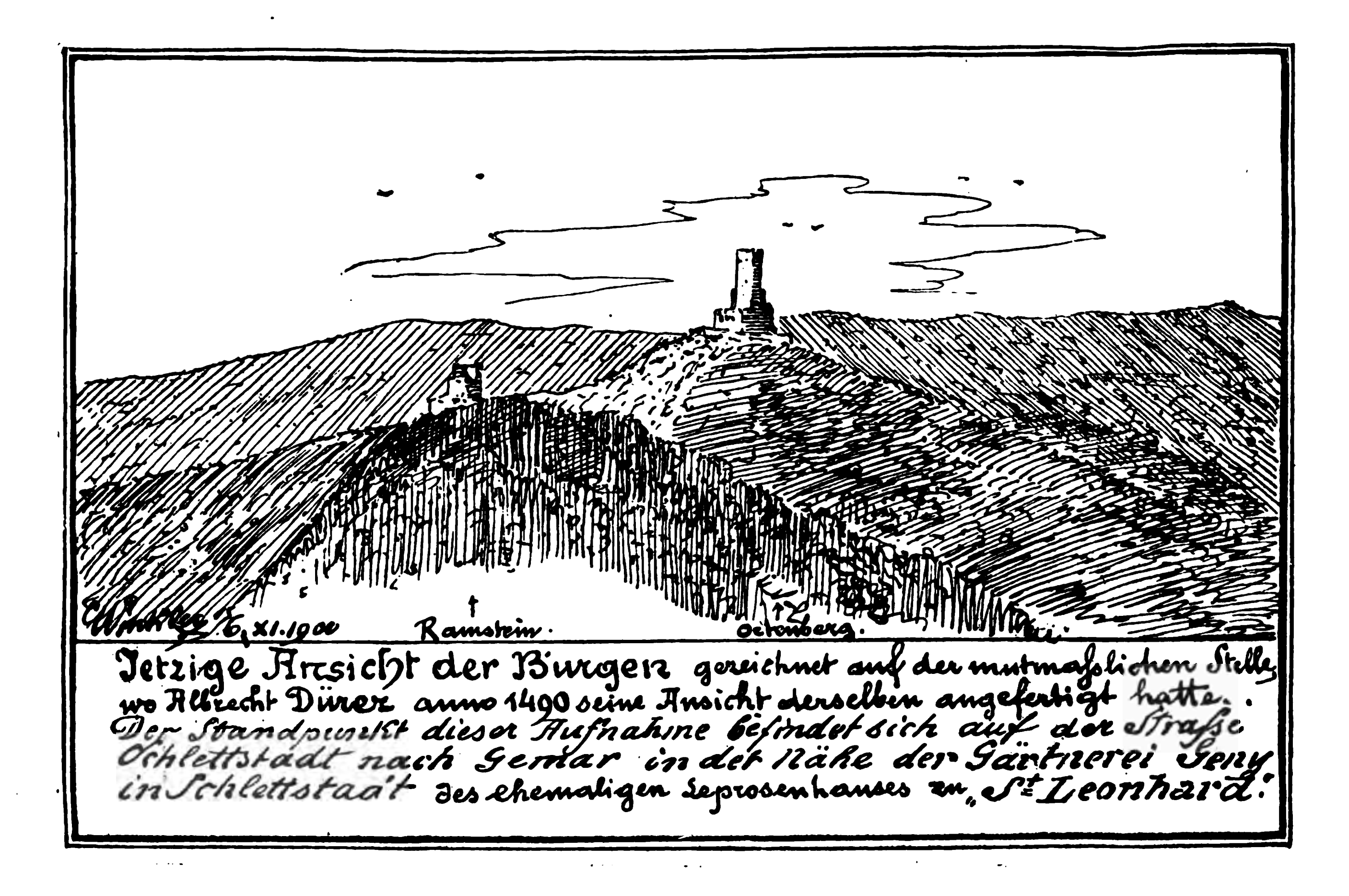
C. Winkler.

Im Albrecht Dürer-Hause in Nürnberg sind im oberen Stockwerke durch den dortigen «Albrecht Dürer-Verein» viele Werke des grossen Künstlers, sei es im Originale, sei es in photographischer Wiedergabe der Originale, aufgestellt. Hierunter befindet sich auch eine Bleistiftskizze, auf welcher der Ramstein und die Ortenburg, welche am Eingange des Weilerthales bei Schlettstadt stehen, abgebildet sind. Das Original dieser Zeichnung, die hier nur aus einer photographischen Wiedergabe des Originals besteht, soll sich in der Berliner Kupferstichsammlung befinden. Wenn schon an und für sich aus der Silhouette der Zeichnung ersichtlich ist, dass dieselbe die beiden Schlösser, hier Scherweiler Schlösser genannt, darstellt, so ist dies um so sicherer der Fall, da Dürer eigenhändig auf seiner Skizze dieselben mit «Ramstein und Ortenburc» bezeichnet. Auf der Zeichnung lautet ein neuerer Vermerk dahin, dass Dürer dieselbe auf seiner Reise durch Schwaben und das Elsass in den Jahren 1514—1515 anfertigte. Ich glaube jedoch die Richtigkeit dieser Daten in Zweifel setzen zu können, denn nach — von Rettberg «Nürnbergs Kunstgeschichte» Stuttgart 1854 pag. 112 — ging Dürer bereits 1490 nach Ostern auf Reisen, namentlich wie es heisst, auch nach Colmar im Elsass, um hier Martin Schongauer, den, gelegentlich gesagt, die Colmarer mit Obstination zum Schöngauer machen, zu besuchen, jedoch ohne ihn zu Hause zu treffen. Es liegt die Vermutung

nahe, dass Dürer schon 1490 seine Reiseskizze fertigte, um so mehr, als er 1514 viele Arbeiten ausführte, wie z. B. die heilige Familie mit der Maria an der Mauer, dann seinen berühmten Hieronimus in der Zelle (die Zelle ist eines seiner eigenen Zimmer, das heute noch existiert); ferner 1515 das Bildnis seines Lehrers Wolgemut und die Federzeichnungen zum Gebetbuche des Kaisers Max ausführte. Mit der Ausführung dieser Arbeiten ist aber sein Verbleib in Nürnberg während der Jahre 1514 und 1515 so ziemlich sicher dokumentiert.

Als ich im Jahre 1896 diese Dürer'sche Skizze sah, habe ich, soweit dies anging, da dieselbe sich unter Glas und Rahmen befand, versucht, eine Copie von derselben zu nehmen. Hierbei hatte ich in erster Linie die architektonischen Formen im Auge, um dann nach Hause zurückgekehrt, den früheren Zustand der Gebäude mit dem jetzt bestehenden vergleichen zu können, dann aber die Stelle aufzusuchen, die Dürer bei seiner Aufnahme betreten, und so denkwürdig gemacht hatte. Dieser Aufgabe nachgehend, bin ich heute zur festen Ueberzeugung gekommen, dass Dürer auf dem alten Wege der von Schlettstadt nach St. Pilt und Rappoltsweiler führt und ganz nahe bei Schlettstadt, etwa da, wo früher das Leprosenhaus St. Leonhard stand und jetzt die Gärtnerei Geny sich befindet, gestanden haben muss, um von hier aus seine Skizze zu fertigen. Von dieser Stelle aus sehen wir heute noch die Burgruinen in der gleichen landschaftlichen Lage, wie sie Dürer giebt. Vielleicht mag ihn hier der Gedanke an seine Vaterstadt Nürnberg, wo ebenfalls vor dem Spitlerthore damals ein Siechenhaus bei St. Leonhard stand, gefesselt und ihn zur Anfertigung seiner Skizze veranlasst haben. Wenn Dürer damals von Schlettstadt nach Colmar ging, musste er auch diesen Weg einschlagen. Es liegt auch nahe, dass er damals Rappoltsweiler besuchte, wo die kunstsinnigen Herren von Rappoltsweiler sich aufhielten. Als Dürer hier zeichnete, muss recht klares Wetter gewesen sein, denn seine Aufnahme ist ziemlich detailliert, d. h. so genau gegeben, wie man die Gegenstände auf ca. 5 1/2 Kilometer Entfernung gesehen, nicht oft antrifft. Doch kommt dies öfters hierzulande, namentlich des Morgens vor Eintritt eines Regenwetters vor. Ein Vergleich von Dürer's Aufnahme mit dem heutigen Zustande der Burgen ergiebt nun, dass die Ortenburg sich seither nicht wesentlich geändert hat und auch, dass sie damals schon Ruine war. Dagegen sehen wir, dass der Ramstein zu jener Zeit noch bewohnbar war, denn er hat noch seine Bedachungen. Hieraus ist zu schliessen, dass dieses Haus, nachdem es bereits anno 1420 durch die Strassburger verbrannt worden war, (vide Kraus) aufs Neue wieder baulich hergestellt wurde und wohl erst später


Rain ſtein
Ortenbürc
Zustand der Burgen Anno 1490 nach Albr: Dürer
W. 1896


6. XI. 1900
Ramstein
Ortenberg
Jetzige Ansicht der Burgen gezeichnet auf der mutmaßlichen Stelle, wo Albrecht Dürer anno 1490 seine Ansicht derselben angefertigt hatte. Der Standpunkt dieser Aufnahme befindet sich auf der Straße Schlettstadt nach Gemar in der Nähe der Gärtnerei Geny in Schlettstadt des ehemaligen Leprosenhauses zu „St. Leonhard“.

1525 im Bauernkriege oder vielleicht erst im 30jährigen Kriege zu Grunde ging. Es sei hier noch erwähnt, dass der Ramstein keine eigentliche Burg war — er besass keinen Wartturm — sondern eher als ein «festes Haus» wie man sich damals hiefür ausdrückte, zu betrachten sein dürfte. Was dann die Ortenburg betrifft, so sagt Kraus in «Kunst und Altertum», dass sie durch die Strassburger 1474 wieder für die Müllenheim, welche sie bereits 1314 besassen, zurückerobert wurde. Von diesen Herren kam sie dann im XVI. Jahrhundert an das Haus Oesterreich. Da sie zu Dürer's Zeiten, also anno 1490 schon als Ruine dastand, später aber wieder als Eigentum der Bollweiler und der Fugger angetroffen ward, dann wieder im 30jährigen Kriege für den König von Schweden genommen wird, endlich von Louis XIV. ein «Zurlauben» sie zu Lehen erhielt, so muss man annehmen, dass diese Burg auch nach der Zeit, als sie Dürer sah, wieder in einen wohnbaren Zustand versetzt worden ist.

III.

Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet.

Ein Beitrag zur Kenntnis der schriftstellerischen Thätigkeit der elsässischen Humanisten.

Von

Knepper-Bitsch.

Unter der stattlichen Zahl der elsässischen Humanisten, welche um die Wende des 15. Jahrhunderts die geistige Wiedergeburt unseres Volkes am Oberrhein inaugurierten, finden wir eine ebenso liebenswürdige wie eigentümliche Gestalt: es ist der Mediziner Johann Adelphus Muling, Mitschüler des Beatus Rhenanus, später «Physikus und Stattartzet» — wie er sich selbst nennt — in Schaffhausen. Ueber sein Leben und seine Werke hat Charles Schmidt in seiner hervorragenden Litteraturgeschichte eine gründliche und ausführliche Abhandlung veröffentlicht, auf die hier verwiesen wird.[1] Von besonderem Interesse ist die Vorliebe für deutsche Darstellung, die wir bei Adelphus finden. Sowohl sein Barbarossa[2]

---

[1] Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVIe siècle, Paris 1879, II, 183 ff., s. auch Goedeke, Grundriss I.[2] 440.

[2] Barbarossa, Eine schöne Und Warhaffte beschreibung des Lebens unnd der geschichten Keyser Friderichs des ersten . . durch Johannem Adelphum . . . erstmals in latin versamlet auss allen glaubwürdigen Geschrifften . . . und aber yetzund in Teütsche sprach verdolmetscht . . . Am Ende: Getruckt inn der loblichen

wie seine türkische Chronik[1] — um von anderem zu schweigen — sind deutsch geschrieben, im wesentlichen allerdings bloss Uebersetzungen bezw. Umarbeitungen von Quellen mit grösserem oder geringerem Anschluss an seine Vorlage; merkwürdig ist nun, dass sich Adelphus auch als Dichter versucht hat. Es war damals nichts Seltenes, geschichtliche Vorgänge, namentlich solche, die für ein weiteres Publikum bekannt werden sollten, in epischen Versen zu besingen; ich erinnere an die Gedichte Wimpfelings über den Brautraub Karls VIII., die der Altmeister der Schlettstadter Schule in seiner Erregung damals in die Welt schleuderte — zunächst in lateinischer, dann auch in deutscher Fassung. Poetischen Schwung, Glätte und Geschmeidigkeit dürfen wir in all diesen Versuchen aus jener Zeit allerdings nicht erwarten; aber immerhin müssen wir diesen Männern dafür dankbar sein, dass sie es wenigstens nicht ganz verschmähten, sich für ihre dichterischen Ergüsse ihrer Muttersprache, die auch unsern Humanisten durchweg noch als «barbarisch» galt, zu bedienen. Von diesem Gesichtspunkte aus dürften auch die poetischen Einlagen, die wir in den beiden oben genannten Schriften des Adelphus finden,[2] nicht ohne Interesse sein. Das sich nach seiner eigenen Angabe unmittelbar an Ligurinus anschliessende Gedicht über den Adel und die Tugenden Barbarossas steht in der angezogenen Schrift fol. B_2, die Spottverse der Einwohner von Crema ibid. fol. E_3, die Heldenthat der Johanniter in seiner türkischen Chronik fol. F_4.

Aber was gaben des gemüts und glücks er von Gott gehept hatt nach der glaubhafften historienschreiber gschrifften, mag man wol erkennen von dem Poeten Ligurino, dann also schreibet er von jm:

> Mitt adel ist er wol begabt
> Von hohem blut hat er gehabt.
>
> Die Künig und die fürsten reich
> Zu elteren und uranen gleich.
>
> Mit susem gspräch und schöner gstalt,
> Weisem gemüt und stetten gewalt.

---

statt Strassburg durch Bartholomeum Grüninger . . . 1535. (Strassburg. Universitätsbibliothek; culturgeschichtlich interessant ist die Ausgabe durch ihre kriegstechnischen Abbildungen — Wurfmaschinen u. s. w.)

[1] Die Türckisch Chronica, Von irem ursprung, anefang und regiment biss uff dise zeit . . . Erbärmlich zu lesen . . . Am Ende: Getruckt zu Strassburg durch . . . Martin flach . . . 1513. Ebenfalls mit Holzschnitten. (Strassb. Univers.-Bibl.)

[2] Ueber anderes vielleicht später.

Unträger handt mit klugem rat
Im krieg ein helt mit aller that.

Im Friden mässig und tugennthafft,
Also was er mit aller kraft.

Von jaren jung, im hertzen alt,
Fürsichtig, weiss, wie es gefalt.

Rechte lieb und starcker glaub,
Steiffheit des gemüts on allen raub

In bösem unbeweglich gar,
Nit zu erheben von der schar.

So es im schon glücklich ergieng,
Nichts böses er da anfieng.

Des lobs was er begirig vast,
Die reichthumb teilt er auss on rast.

Den bösen was er grausam gnug,
Den frummen milt und gantze rug.

Den hochfertigen schwer und ungezemt
Zu vergeben leicht gar unbehempt.

Den gerechten gut, den schelcken gram,
Gar starck im zufal gegen scham.

Das künfftigen weiss und wolbedocht,
Das vergangnen indenck, wie er möcht.[1]

Der guten gesell, der bösen feind
In allen Dingen gar geschwind.

Und hiebei magst du wol mercken
Was er für ein mensch sey gewesen
Als auch hienach weiter von jm würt geschriben.

Von einem gespött deren von Crema wider den Keyser gesungen . . . . und die weiber machten dantz auf den offen gassen und sungen diss gesang:

Wie vor zeyten ist geschehen
Keyser Lotharis, also muss ich yehen
Diser Keyser Friderich,
Dann auch er da muss weichen glich
Und mit schanden ziehen ab,
Darumb trab für bass, lieber knab!

---

[1] Unreine Reime kommen auffällig häufig vor, wie es für die damalige Zeit nicht überraschen kann.

«Neuw Mercklich that wider die unglaubigen.

Wie von dem Hochwürdigen Fürsten Herren Emerich Damboyse grossmeister zu Rhodis sant Johans ordens die Ritterbrüder da selbst wider die ungleubigen zu streitten abgefertiget seind und mit sonder gnad gottes treffenlich ere yngelegt haben und gesiget.

Wer hören wöll gross merklich that
So neuwlich yetz begangen hat,
Mit hilff o gott herr Jesu christ
Der würdig sant Johans baptist
Durch seine diener uff dem mör
Fürwar mit gar einer kleinen wer,
Ja gegen seiner widerpart,
Die all da waren Machmets art.
Der hör von hertzen diss gedicht,
Zu lob dem schöpfer zugericht
Und allem hymelischen chör,
Es ist zwar auch ein sollich eer
Der christenheit uff dieser erden,
Das billich dardurch globt sol werden
Der ewig got im höchsten thron
Darumb ich nit hab mögen lon,
Ich thät dann sollichs wyter kundt,
Wie ichs hab gehört uss waren mundt
Und auch in brieffen selbs gelesen
Von teutschen, die darbey seind gwesen,
So sie irn fründen heim hond geschriben
Und mir uss gunst auch zu geschriben,
Das hat mit namen die gestalt,
Nach christ geburt gleich da man zalt
Fünffhundert tausent zehen iar
Im Augusten geschehen, das ist war;
Die sant Johanser hond erblickt,
Wie daz der Soldan uss hat geschickt
Mit neuntzehen segel ein armadt
Von Alexandria gerradt,
In einen golffen, ist genant
Der golff von Jasson, wol bekant,
Da wolt der Soldan sich besachen
Mit holtz und daruss schiffung machen
Zu widerstandt der christenheit
Und sterckung seiner Machmetikeit.
Als das der meister lobessan,
Von Rhodis gar ein frummer mann,
Sampt seinen brüdern gleich vernommen,
Hat er den anschlag bald fürkommen
Und hat die grossen uaff armiert,
Desgleichen sunst, wie sich gebürt,

Die barcken und die drey gallee,
Darzu auch ander rüstung mee,
Und seind die gallee etlich tag
Vorhin gefaren, wie ich sag,
Und do sie kamen fast hinuss
Schier zu eim schloss, heisst kastellruss,
Do funden sie zwo parcken ston
In bonatz,[1] hört on allen won,
Das ist in stillem windt gesein,
Uff die hond sie gedrungen hin
Und sie rechtfertigt an dem ort,
Do gobendt sie so zymlich wort
Und darzu ein sollichen bescheid,
Das under ynen kein türck noch heid
Auch das sie franckreich gehören zu,
Do liess man sie mit fryd und ru.
Da von seind sie noch wyter gefaren,
Die warheit will ich offenbaren,
Sie haben fleisslich umb sich gesehen
Und noch drey parcken dort erspehen
Die ein wass uss Sicilia,
Und auch die zwo uss Francia,
Nun als sie zu in gfaren seindt,
Do abermals in stillem windt
Hond sie yn kecklich zugesprochen,
Do warends all die so gar verdrochen,
Das keiner antwurt geben wolt,
Wie er das dannocht billich solt,
Das nam die brüder zuverdruss
Und thetten zu in mangen schuss
Des gleichen sie auch gegen yn,
Es möcht zuletzt nit anders gesein,
Denn das die sant Johanser hand
Die ein parck droffen in ein wand,
Das gleich die selbig wolt versincken,
Darynn auch leut und gut ertrincken.
Do das die ander zwo ersahen,
Von stunden an sie thetten gahen.
Mit ihren seglen, die sie ab
Bald liessen, yeder sich ergab
Und begerten all in nöten gnad
Durch ernstlich bit in höchstem grad.
Do nam ein end der selbig streit
Und eylten schnell uff beidersyt
Zuhilff der dritten parck zů stund,
Ee das sie gar zerfiel in grund.

---

[1] Bonatza (mittellateinisch) = tranquillitas maris, vgl. das im Text Folgende.

Es waren darynn neuntzig moren
Mit kauffmanschatz recht usserkoren,
Und als der brieff auch melden thut,
So het die selb ein mergklich gut
Und furen also mit yn hin,
In freuden brachten sie den gwinn
Gön Rhodis ia mit grosser gnad
Und funden da noch ir armad,
Die dannocht nit was ussgefaren,
Doch wolt mans lenger nit me sparen,
Dann morgens was der eilffte tag
Des monats Augst, wie ich eüch sag,
Do furen sie all samentlich,
Ir feind zu suchen dapfferlich;
Und als sie in den golffen komen
Von Satellea, sie vernommen
Uff dem mör zu gripen dort,
Do hand sich ir galeen embört
Und hand dieselben in dem halt
Als kriegsleut bracht in iren gewalt,
Darynn ob achtzig türcken funden
Die sie gleich zur selben stunden
Uss den gripen haben zogen,
Was ich hie sag, ist nit erlogen.
Sie stiessen darnach feür daryn
Und furen also fürbass hin,
So lang biss sie ir feind betratten,
Darnach sie gross verlangen hatten,
Am ein und zweintzigisten tag
Im Augsten nach der brieffen sage,
Und auch als dann an morgen früe
Mit grosser mannheit hören zu,
Die ritterbrüder satzten zamen
Und griffen an in gottes namen
Mit guter ordnung uff die feind
Gantz unverzagt, keck und geschwind
Mit schiessen zwar uff beiden seiten,
Kein theil wolt uff den andern beiten,
Sie schüssend also hefftiklich
Und würffen feür als grausamlich,
Was yeder thun mocht hin und her,
Das als zuschreiben vyl zu schwer,
Ist doch als ich es hab gelesen
Da selbs gesyn kein ander genesen,
Dann wer bass mag, der saum sich nit,
Wann da ist kein vergeben zeit,
Das hat die feind so hoch verdrossen
Und ward uffs ordens schiff geschossen
So offt und dick, das wunder ist,
Noch halffen sie mit all ir lyst,

Die stein die giengen neben ab
Und wolten nyndert halten hab
Ins ordens schiffung, wie ir hört,
Die feind ia waren all zerstört
Und durch die sant Johanser do
Gedrenckt das sie nit wüssten, wo
Sie fliehen solten uff dem mör,
Das land was ynen vyl zu fer
Und was den brüdern also gach,
Das sie in hengten nach und nach,
Und haben gschossen solcher massen,
Das sie ir schiff hond müessen lassen,
Dann deren sant Johanser geschoss
Die gaben ynen solchen stoss
Und drungen durch ihr schiff und gut,
Darvor sie Machmet nit behut.
Dann ein gallee gar in den grunt
Zerschossen wart, thun ich uch kundt,
Desshalb darunder vyl ertruncken,
Die seind auch yamerlich versuncken,
Und was doch ihr ein merklich zal,
Die allsandt müsten lyden qual;
Es waren auch verleugnet cristen
Dar bey gar vyl zur selben fristen,
Mit namen uff vierhundert wicht,
Zu den man Mamalucken spricht,
Den selben ist auch damals gelungen,
Noch dem sie auch bisshär hant gerungen,
Und als ihr hauptmann ward erschlagen,
Do thetten sie gleich all verzagen.
Also seindt die Johanser hin
Gefaren mit siglichem gewin
Und hond die sachen also bedacht,
Das sie gon Rhodis haben bracht
Merck zehen schiff nach ir monir,
Uff yedem boum ein keffin[1] geschir,
Des gleichen auch ein gut galler,
Darzu nach syben fusten[2] me.
Das alles kompt von oben här,
Da von ooch vyl zuschriben wer,
Doch mag ein yeder wol verston
Darbey wer uff dem grund will gon,
Wie das der ungleubig got
Machmet so gar ist worden zu spot.
Darumb, o got herr iesu christ,
Wir loben dich zu aller frist

[1] Ob Druckfehler? Sollte an das ital. Gaffia = Mastkorb zu denken sein? Adelphus liebte Fremdwörter.
[2] Fuste = kleiner Segler für den Kundschafter-Dienst.

Darzu auch deinen teuffer schon
Sant Johans im hymels thron
Und rüffen uff gon hymelreich
Das du uns behütest ewigklich,
Damit als bald gemeret werd
Dein heiliger glaub uff diser erd.
Und gyb damit der schrifft ein end
Got alle ding zum besten wend. Amen.

IV.

Ein ungedrucktes Gedicht von Moscherosch.

Herausgegeben von

Emil Ettlinger-Karlsruhe.

Das im Folgenden abgedruckte Gedicht befindet sich auf der grossh. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe als Handschrift unbestimmter Herkunft Nr. 36, die, wie ich bereits im Centralblatt für Bibliothekswesen XVI, S. 468 f. dargelegt habe, aus Ettenheim-Münster stammen dürfte. Sie umfasst auf 6 Seiten gross 8° weiter nichts als das Gedicht oder vielmehr die beiden Gedichte und zwar in einer Abschrift von einer Hand, die aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts herrühren dürfte.[1]

Das erste Gedicht ist «Melander von Schwartzwald» unterschrieben. Darunter ist nach Pariser[2] ein Strassburger Freund Moscheroschs, Melchior Erhardt, zu verstehen.

Ich glaube jedoch annehmen zu dürfen, dass dieser nicht selbst der Verfasser ist, sondern dass ihm das Gedicht nur von Moscherosch in den Mund gelegt wird. Beide Gedichte sind nämlich so sehr aus einem Gusse und so eng zusammengehörig, dass ich beide auch nur einem Verfasser zuschreiben möchte.

---

[1] Dass wir es nicht mit Moscheroschs eigener Hand zu thun haben ergiebt ein Vergleich mit dessen Unterschrift in Könneckes Bilderatlas, 2. Aufl. S. 187.

[2] Beiträge zu einer Biographie Moscheroschs, München 1891. S. 6, Anm. 2.

Ueber die Persönlichkeiten, denen das Gedicht gewidmet ist, etwas zu ermitteln, war mir leider nicht möglich.

Für einige Winke zu den Anmerkungen bin ich Herrn Prof. Strauch in Halle zu Dank verpflichtet, ferner Herrn Hofbibliothekar Dr. Holder in Karlsruhe, der mir eine von ihm angefertigte Abschrift des Gedichtes zur Vergleichung mit der meinigen in der liebenswürdigsten Weise überliess.

Stätt vndt Felder Lob

1r.

Vff
Hrn̄ Hanß Jörg Meyers vndt Jungfraw
Margarethe Heydelin Hochzeit, gehalten
den 7t. May 1649. beehret Durch Melander
vndt philander beede freunde, in
Straßburg. ·/.

Vortrag ane Philander von Sittewald
Zu lob der Meyerey

1.

Komb, Philander, laß Vnß wetten,
Waß doch wol das beste sey,
Daß man wohne in den Stätten,
Oder kauff ein Meyerey,
Undt ernehr sich auff dem Landt,
Ich halts mitt dem Meyerstandt.

2

Wem es gefällt, der pleib in Stätten,
Laß sich im̄er sperren ein,
Ich will in die freyheit tretten,
Auf dem Lande frölich sein.
Will mir bei dem Schwartzwald frey
Kauffen eine Meyerei.

3

3

1v.

Dann so leb Ich nach meim Willen,
Binn nicht eines Jeden Knecht,
Muß nicht Jedes will erfüllen,
Vndt mach es doch wol keinem recht.
Draußen auf der Meyerey,
Binn Ich vieler Sachen frey.

4

Darff nicht nach der Glocken schlafen,
Stehe auff wans mir gefällt,
Hab nichts auff der Pfaltz zu schaffen
Vndt behalt dasßelbig gelt,
Ruhe wohl die gantze nacht
Darff auch auf kein Jörgen[1] wacht.

5

Ich darff für kein esßen sorgen
Vndt darff auch für meinen tisch,
Keinen batzen gelt auffborgen,
Dan fleisch, Vögel, kraut und Fisch,
Bůtter, käß, obst, Eyr dabey,
Hab Ich bey der Meyerey.

6

Darff ich dan kein schulden machen,
Kompt mir auch kein Bott zu hauß,
Kan d(er) Vnderhändler lachen,
Die in Stätten manchen grauß auferw.

Auferwecken, darff auch nicht 2r.
Komen für das Stattgericht.

7

Ich acht keine pracht im Kleyden,
Auch kein Alamoderey,
Brauch kein samat o(der) seyden,
Mir genügt ein Häresey,[2]
Ich pleib fein bej meinem Standt,
Komb kein Kauffman in die handt

8

Will Ich dan ein freude haben,
Hab Ich frewde überall,
Auf dem feld kan mich erlaben,
D' lieblich Lerch Vnd Nachtigall,
Thue auch noch wohl einen sprung,
Vnd geb keine besßerung.

9

Hab Ich drauß gleich kein Fiohlen,
Lauten, geygen, Instrument,

---

[1] Was unter Jörg zu verstehen sei, ist unklar; vielleicht ist es an dieser Stelle gleichbedeutend mit Scherge, was dann Aufpasser bedeuten würde. Vgl. Grimm: Deutsches Wörterbuch VIII, 2584 ff.

[2] Häresey = kersei, kerschei, eine Art Flannelstoff. Vgl. Grimm a. a. O. V, 850.

Spar Ich die Ducat-Pistolen,
Die man drauff in Stätten wendt,
Die Sackpfeiffer Vndt Schallmeyen
Seindt auch gut auf d(en) Meyereyen.

10

10 2v.

Ich laß mir kein blumen bringen,
Auß dem welsch Vndt Niderlandt,
Waß mach Ich mit solchen Dingen,
Sechtzehn thaler in der handt,
Ist fürwahr ein großes gelt,
Blumen wachsen mir im feldt.

11

Ich will Jetz nicht davon sagen,
Daß in Stätten alles theur,
Daß man da nichts hört alß klagen
Vber Schatzung, frohn vnd Steur,
Dieser Sachen binn ich frey,
Bey der werthen Meyerey.

12

Drumb hat Maro so erhaben,
Das frey leben auff dem feldt,
Cicero hat deßen gaben,
Vorgezogen gutt vnd gelt,
Vndt Opitz bekennet frey,
Daß nichts sey vber Meyerey.

13

Doch Philander hälts mit Stätten,
Dan Er ist von Sittewaldt,

Aber Ich

Aber Ich will nochmals wetten, 3r.
Gwinn Ichs nicht, so ists bezahlt
Nun es gilt ein dutzet Ayer
D' Jungfraw Braut hälts mit dem Meyer.

14

Nun ich wünsche glückh Vnd segen
Zu der Newen Meyerey,
Bräutigam Vndt Brautt zugegen,
Daß der Mayer fruchtbar sey,
Dass die Heydelbeer Ihm schmeckh,
Vnd er Ihr ein Meyer steckh.

Melander Von Schwartzwald.

Philanders Antwort zu Lob d(er) Stätte.

Melander, werther freundt, Du hast fürwar geschoßen,
Vom Ziel so weit nicht ab, wan nur die alte welt,
Da man ohn krieg, ohn angst, lag frej im feld zu feldt,
Mit aller teutscher trew, käm wider hergefloßen,
Vndt dz man trawen dörfft, vndt köndte sicher wohnen,
In seinem hoffe gut, auff seiner Meyerey,
Wie zu der Vätter Zeit, da Mauß- und Plackerey,
Noch war gantz Vnbekandt, vndt da man sah belohnen
Die tugendt, kunst vndt dienst, da man nichts wust vom kriegen.
Von kriegen ohne gelt, vom reutten auff die beutt,

3v.

Noch von partheyen gehn, Vom lauffen auß dem Streitt,
Von rauben, brennen, mord, von schänd(en) preßen, triegen,
Da man noch sicher durfft auf weitem felde schlaffen,
Ohn sorgen, noth, gefahr, in gärten, wiesen, Thal,
Auff offner freyer Straß, in wälden überal,
Mit pferdn auf der weyd, mit Ochsn kühn, schafen,
Wan aber, liebster Freundt, bej Vnß ist eingetretten,
Vntrew der böse gast, Vndt daß man auf dem landt
Sein leben, ehr vndt gutt, muß mit bewehrter handt
Auß Noth, gefahr, Verlust nicht ohn gefahr eretten,
So ist es beßer ja, in sichern Stätten Leben,
Alß auf dem armen Landt, da Vmb dz schnöde gelt
Ein kahler Hundt, ein Schurck dir nach dem Leb(en) stellt,
Vndt nimpt dir was du hast, Vndt schwört, du hasts Im geben.
Mein freundt, mein dencke doch, was nutzet das d(en) Meyer
Wan Er all seine mühn, sein arbeit frühe vndt spat
Sein fort durch dick vndt dünn, durch reg(en) wind vnd kath,
Sein hüner, enten, gänß, sein milch, käß, butter, ayer,
Sein kälber, kühe vndt pferd, sein speck, vorrath vnd schuncken,
Sein weytzen, korn vnd gerst, sein alles auf vndt ahn,
Vndt was Er an seim mundt Ihm selbst abbrechen kahn,
Muß geben einem Dieb, eim Mörder, eim Hallunckhen,
Waß hilfft dem Mey(er) dan sein rod(en), reutten, rühren,
Sein pflantzen, säen an, sein hacken hie vndt dort,

Sein

Sein brachen, brechen vmb, sein misten, ackern fort, 4r.
Sein Jetten, schneiden korn, sein binden, lad(en), führen,
Sein wäßern, mähen graß, hew mach(en), rech(en), graben,
Sein bawen, stümlen bäum, sein Zäume hefften auff,
Sein stall vndt scheursorg, sein tröschen, rauff vnd lauff
Sein wachen, frühe aufstehn, sein kargen, sein vorhaben,
Was nutzet alles diß Ihn oder seine kinder,
Oder die, so er liebt, sein braune Meyerin
Wan alle Arbeit sein, sein Vorrath vndt gewinnen
Kompt endlich doch Zutheil dem Herren baurenschind(er)

Drumb ist es besßer je, in Stätten ohne sorgen
Sicher in seinem betth schlaffen ohn angst vnd grauß.
Biß daß pferd, kühe vndt Viehe, Zum Metzgerthor[1] hinauß,
Oder die grosße glock dich wecke nach dem morgen.
Wan aber du mir wilt diß sagen, daß in Stätten,
Mehr sünden gehn im Schwang, vndt dz die newe tracht,
Die Alamoderey Viel noth vndt Vnheil macht,
Da manche gäcken böß verstellet einher tretten,
Gehn zum gespött herumb mit weibischen gelächel,
Mitt ihrem tütschen maul, mit Ihrem welsch(en) haar,
Mit Ihrem silbern g'säß, mit Ihrem gantz undt gar,
Vnd spreutzen sich darinn, wie ein krott auf der hächel[2]

In ein

In eim tüchin kürasß prangen, 4v.
Wie dz lastbar thier von wangen,
Tragen hüt mit vielen banden,
Weit auß Engel-Indier landen,
Vnd mit mancherlei favoren,[3]
Vmb behangt wie die thoren,
Lange Haar alß wie die kautzen,
Blutt[4] vnd bloß doch vmb die schnautz(en),
Falsche haar, gepüfft Perucken,
Drauß Sie wie die Eulen gucken,
Lange wämbser, breytte rucken,
Kurtze schoß von viertzig stucken,
Lodelhosen ohne falten,
Drin so muß Er sich fortschalten,[5]
Oben steckt in Zweyen säcken,
Wie olim die nasße gäcken
Hembder, Ermel wie ein küsßen,
Aufgeblaßen ohn gewisßen,
Hundert nestell vmb den latzen,
Wie ein nest voll Junger katzen,
Dreyfach nestel vnden vm̄er,
Machen Sie vmb desto thum̄er,
Hundert dutzet knöpff von seyd(en)
Kan ein solcher knopff anleiden,

In d(en) lang(en)

---

[1] Die Erwähnung des Metzgerthores weist auf Strassburg.

[2] Vgl. hierzu die Redensart: sie blehen sich in ihrer herrlickkeit wie ein frosch auf der hechel. Grimm a. a. O., IV, 2, 736.

[3] zu favoren vgl. die «Gesichte Philanders» in der Ausgabe v. Bobertag, [Kürschners Nationallitteratur, Bd. 82), S. 19, Z. 8. Originalausgabe von 1650. I, 28.

[4] Blutt ist gleichbedeutend mit blos. Vgl. Ch Schmidt: Wörterb. der Strassb. Mundart, S. 19.

[5] fortschalten bedeutet fortstossen. Vgl. Ch. Schmidt a. a. O., S. 89, s. v. Schalde.

In den langen schmalen schuhen, 5r.
Wie die pferd in eisßen ruhen,
Vndt darinn getheylet stehn,
Ob sie in zwey hörnern gehn.[1]
Oder wie die Adlersklawen,
Die also sindt anzuschawen,
Daß Sie in den alten tagen,
Werden Hörner müsßen tragen,
Hohe Stieffel angezogen,
Breyter alß ein fidelbogen,
Deren kappen nied(er)knappen,
Wie der Lappen narrenkappen,
Strümpffe Halb gleich den Carthonen,
Darumb man sie heist Canonen,
Vndt waß mehr von disem wesen
sonst ist, oder ist gewesen,
Da der Eltern plage tragen
Sie so v̈ppig durch hin Jagen:
So sag Ich dieses Dir, Melander, vndt betheur,
Geht schon dergleichen für, so ist doch offenbahr,
Je plumper ist d(er) Mann, Je ringer ist die wahr,
Je ringer ist das korn, Je größer sind die sprew,
Dan wer nach redlichkeit, nach kunst vndt tugend trachtet,
(Wiewol ein weiser man sich nach dem lande richt.)
Der v̈bet solch geschnarch vndt fackeleyen nicht.

Vndt

Vnd billich wird Er drumb bej andern hochgeachtet. 5v.
Auß diesem kanstu nun, Melander, wol ermesß(en),
Ob in den Stätten Viel Unrechtes ist zu sehen,
Vndt wie Jetz Junge leut so gar verstellet gehen,
So ist doch Jederman solch Sünd nit zu zumesßen.
Herr Bräutigam d(er) hat den rechten weg erwöhlet,
Sein thun ist ohne pracht, Er lebet in der Statt,
Vnd doch auff alamodo gar kein gedancken hatt,
Von horres morres Er am wenigsten sich quälet.
Darumb so ist Er auch glückselig heut zu schätzen,
Daß Ihm ein solches kindt, ein so beliebte Braut,
In seiner meyerey zur Mayerin wird Vertraut,
Die Er, so offt er will vnd khan, darf bej sich setzen,
Vnd mit Ihr ohn gefahr den Meyen Ihrer Jahren,
Die angenehme Zeit, in frewden bringen zu,
Diß khan sein ohn Verlust, es kost kein kalb noch kuh,
verlieret auch kein pferdt, wan Er will Z'acker fahren,
Die Heydelbeer sind reiff, kein Mauser darff sie brechen,
Dan Er d(e)r Meyer selbst, Vndt Sie die Meyerin,
Vnd Er d(er) Meyer khan an seiner Meysterin.
Jetzt eines weibes todt, mit dreyfach leben rechen.

---

[1] horn = huf. Vgl. Grimm a. a. O., IV, 2, 1819.

Daß Melander du den Stätten,
Wie du schreibst, abgesagt,
Doch will mit dir wetten,
Nur zur schalkheit angewagt,

Mir gilt es ein dutzet bohnen,
Du wirst doch zu Straßburg wohnen,
Gott woll vnserm Meyer geben
Fried vndt ruhe zur Meyerey,
Volle garben, schwancke reben,
Eyer, milch, wein, korn dabey,
Auff daß nach drey Viertel Jahren,
Wir zur Erndganß mögen fahren.

Mir gilt
6r.

Philander Von Sittewald.

V.

Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Franz Michael Leuchsenring.

Von

M. Bollert.

Vorbemerkung.

Die Absicht, eine vollständige Lebensgeschichte Leuchsenrings zu liefern, musste ich aufgeben, weil eine Fülle handschriftlichen Materials in den Händen eines Berliner Gelehrten sich befindet, der mit ihrer Herausgabe beschäftigt ist.

1. Elternhaus und Erziehung.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die Apotheke in Neustadt an der Haardt vier Generationen hindurch im Besitze der Familie Leuchsenring. Dem letzten Apotheker in Neustadt wurde am 9. April 1700 ein Sohn geboren; der erhielt den Namen Philipp Nikolaus Hermann und verlegte später seine Apotheke nach Kandel, damals zum Elsass, heute zur bayrischen Rheinpfalz gehörig. Dort verheiratete er sich mit Maria Katharina Jung, am 12. Januar 1723.

Hier im Elsass, auf der Grenze zwischen deutscher und französischer Bildung, wurde ihnen am 13. April 1746 ein Sohn geboren, der als Mann in den beiden Hauptstädten deutscher und französischer Bildung von sich reden machen sollte. Er wurde zwei Tage später Franz Michael getauft.[1] Er war der

[1] Diese Thatsachen entnehme ich aus Papieren der Familie Leuchsenring, die mir freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind. Sie erhalten durch das Taufbuch der Gemeinde Kandel ihre Bestätigung. Damit erledigt sich Georg Zimmermanns (Merck, 1871, S. 33) Meinung, Leuchsenrings Geburtsort sei Bergzabern.

jüngste und hatte zwei Schwestern und zwei Brüder, von denen der ältere, Johann Ludwig, als Hofrat und Medikus bei dem Markgräflichen Hof zu Baden-Durlach bekannter geworden ist. — Ohne Zweifel gewährte der Apothekenbesitz der Familie einen behaglichen Wohlstand. Wenigstens urteilt Herders Braut (an Herder 16. Dezember 1771), der Dr. Leuchsenring werde 6000 fl. Schulden, die er gemacht habe, einmal von seines Vaters Gelde bezahlen können.

So wird denn wohl Varnhagen Recht haben, wenn er sagt, Franz Michael habe eine sorgfältige Erziehung genossen. Ob er auf einer Universität studiert hat, habe ich nicht feststellen können. In Strassburg jedenfalls, wie Varnhagen meint, nicht; und in Utrecht, wie so viele seiner pfälzischen Landsleute damals, auch nicht. Das ergeben die Matrikeln dieser Universitäten. Beachtet man, dass Leuchsenring zu Mercks Gattin, die aus Morges gebürtig war, und zu ihrem Elternhause nahe Beziehungen hatte (s. u. S. 35), so erscheint die Vermutung nicht grundlos, er habe seine Ausbildung in der französischen Schweiz empfangen. Jedenfalls wird er in seinen Lehrjahren zu jener litterarischen und philosophischen Bildung den Grund gelegt haben, die ihn zu einem beachteten Mitgliede des Kreises machte, der sich zu Darmstadt im Hause des Geheimrats Hesse oder bei Merck versammelte; einer Bildung, die ihn der Sophie La Roche als «gelehrten Mann» erscheinen liess (Mein Schreibetisch II, 274 f.); die bewirkte, dass Goethe ihm «schöne Kenntnisse in der neueren Litteratur» (Dichtung und Wahrheit, 13) zusprach; die ihn später zur Herausgabe einer litterarisch-philosophischen Zeitschrift befähigte; einer Bildung ferner, die Nicolai zu dem so schmeichelhaften Urteile veranlasste, er habe in ihm einen Mann von grosser Gelehrsamkeit, von sehr mannichfachen Kenntnissen gefunden, der gewiss für einen grösseren Gelehrten gelten könne, in der edelsten Bedeutung der Wortes, als so viele, welche Bücher schreiben (Reise durch Deutschland u. s. w. VIII, S. 189); einer Bildung endlich, die ihn nach dem Urteil von Carl Mathei, dem Sekretäre der Frau von Branconi zu einem der interessantesten Menschen machte, voll Kenntnissen, voll Philosophie und Menschendurchsicht, so dass dem Mathei ausser Lessing keiner mehr so vorgekommen ist (Mathei an Jakob Sarasin 1. Febr. 1787, bei Langmesser, Jakob Sarasin, Zürich 1899, S. 152 ff.). Zu seiner Gelehrsamkeit hatte er einen klaren Verstand, mit dem die kluge Julie Bondely «sehr zufrieden» war, ein Herz, das — wie Lavater sagte — mit Enthusiasmus erfüllt war für jede jungfräuliche naiv oder witzig ausgedrückte Empfindung, Umgangsformen, die Goethe angenehm und einschmeichelnd nennt, Respekt vor dem Ernst,

Verständnis für den Scherz — mit einem Worte: Lebensart. — Der Körper des Jünglings war zart und leicht empfänglich für Krankheiten, aber er hatte eine wohlklingende Stimme, und die Hand, die Lavater einer Frauenhand verglich, lässt auf einen anmutigen schlanken Wuchs schliessen. Ein Bild von ihm, das sich in der Familie erhalten hat, zeigt eine hohe Stirne, eine etwas langgestreckte Nase, einen wohlgeformten Mund mit vollen Lippen. Die grauen Augen waren kurzsichtig, aber sie bestimmten den freundlichen, milden Ausdruck des Gesichtes. Der karrikierende Kotzebue nennt sie wässerig (Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirne 1791).

2. Leuchsenring als hessen-darmstädtischer Hofmeister. Herbst 1769 bis Januar 1771. Merck. Die grosse Landgräfin. Fritz Jacobi. Herder.

So haben wir uns etwa den 23jährigen Jüngling vorzustellen, der in das Licht der Geschichte zum ersten Male im Jahre 1769 eintritt, und zwar durch einen Brief, den er an Frau Merck geschrieben hat (W. III, Nr. 10). Er befindet sich am 21. Oktober 1769 in Darmstadt und steht im Begriffe es zu verlassen, um nach nicht zu langer Zeit wiederzukehren. Aus dem Briefe geht hervor, dass Leuchsenring schon einige Zeit in Darmstadt gelebt hat; denn er verlässt dort Personen, die er liebt, der Abschied wird ihm nicht leicht. Besonders deshalb nicht, weil er seinen Freund Merck allein lassen muss. In Mercks Hause hat er gleich von Anfang an intim verkehrt; er betrachtet sich als Glied der Familie. Und zwar hat die Frau des Hauses ihm Gelegenheit zur Anknüpfung gegeben. Leuchsenring scheint nämlich ihren Eltern wohlbekannt gewesen zu sein; wenigstens schreibt er an Frau Merck, die bei den Eltern in Morges sich aufhält: j'ose vous prier d'embrasser vos chers parents de ma part, je me regarde comme l'enfant de la famille. Der Brief bezeugt, dass Leuchsenring der Gattin Mercks sehr innig zugethan war. Er hat Sehnsucht nach ihr und wünscht sich den Mantel Fausts, um nach Morges fliegen zu können. Und auch sie ist ihm gewiss wohlgesinnt gewesen: man muss mit einer Frau doch schon recht intim stehen, um von ihrem Manne zu sagen: «unser» Freund. Dieser Freund selber spielt in Leuchsenrings Beziehungen zu der Familie ersichtlich erst die zweite Rolle — wenn er sie nicht gar ein wenig hemmt, was man aus der Versicherung heraushören könnte: je jouirai avec vous; vous aurez fait mon bonheur en faisant le votre; er glaubt der Frau aussprechen zu müssen, dass ihn ihr gutes Verhältnis zu ihrem Manne nicht mit Neid erfülle, dass

der Mann ihn nicht in seinen freundschaftlichen Empfindungen hindere. So kommt es denn, dass die Korrespondenz mit Merck von Leyden aus sehr dürftig ist. Merck seinerseits hat Leuchsenrings Neigung zu seiner Frau wohl bemerkt und er hat sich den Scherz gemacht, ihn in grosse Verlegenheit zu setzen dadurch, dass er in einem Briefe einmal den Zustand seines Herzens berührte. Persönlich mochte dem männlichen Merck Leuchsenrings Auftreten zu zart, zu zimperlich sein: ihm ist sein Bruder, der Dr. Leuchsenring, sympathischer, denn er besitzt plus de vivacité et d'agrémens dans la société (Merck an s. Gattin 6. Januar 1770, W. III, Nr. 12).

Wir wissen, dass es sich bei dem Aufbruch von Darmstadt, den Leuchsenring seiner Freundin meldet, um die Reise handelt, die er mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt nach Leyden machte. Der Erbprinz sollte dort studieren, und Leuchsenring ihm als Hofmeister zur Seite sein. Des Prinzen Gouverneur Pelissary war der zweite Begleiter. Wahrscheinlich ist Leuchsenring für diese Stellung ausersehen worden durch Vermittlung seines älteren Bruders, der damals (nach Ausweis des Taufregisters der reformierten Gemeinde in Bergzabern) Leibarzt bei der verwitweten Herzogin von Pfalz-Zweibrücken war. Diese war nämlich die Mutter der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die man die «grosse Landgräfin» nannte. Was diese edle Fürstin, die — beiläufig bemerkt — zu Strassburg im Rappoltsteiner Hofe geboren ist, ihrer Zeit gewesen ist, ersieht man am besten aus der begeisterten Schilderung, die Wieland von ihr entwirft (An Sophie. 12. Juni 71. Neue Briefe Nr. 87); alle schätzenswerten Eigenschaften des Geistes und des Herzens waren in ihr vereint, die Majestät einer Königin und die schöne Einfachheit einer Schäferin, die Vornehmheit der grossen Welt und die soliden Tugenden der einfachen Frau, alle Grazien ihres Geschlechtes und alle Vorzüge des männlichen. Nicht minder war Leuchsenring von ihr entzückt, von «dieser Erhabenen, Einzigen» (Ungedr. Brief an Gleim vom 9. Aug. 71). Und die Landgräfin ihrerseits schätzte Leuchsenring sehr und war mit seiner Einwirkung auf ihren Sohn ausserordentlich zufrieden. Ihm, dem 23jährigen, wurde der Hofratstitel verliehen; auch schrieb ihm die Fürstin über seine Erzieherthätigkeit am 2. Januar 1771 einen sehr schmeichelhaften Brief (abgedr. von Sybel, S. 715). «Mein lieber Leuchsenring», redet sie ihn an, sie «billigt vollkommen», was er dem Prinzen gesagt habe, sie «verspricht sich alles von dieser Unterhaltung», sie bittet ihn, einen Teil seiner Sensibilité dem Geiste ihres Sohnes einzuflössen, sie ergreift für ihn Partei in einem Zwiste mit Pelissary. Vous ne pouvés trouver mauvais

que je sente de la peine de Vous voir éloigné de mon fils; cependant dans les termes ou Vous en étes avec P. Vous ne pouvés plus avoir d'agrément La ou Vous étes; mes Sentimens pour mon cher Leuchsenring mon estime et mon amitié sincère sont invariables soyés en persuadé Votre très affectionnée amie Caroline d'Hessen et Deuxponts. Wie der Mutter, so hatte er auch des Sohnes Herz gewonnen. Der Prinz liebte ihn und Leuchsenrings Achtung war ihm wertvoll (ibid.).

In Leyden machte Leuchsenring zwei bedeutende Bekanntschaften. Er trat zu Friedrich Heinrich Jacobi und zu Herder in ein vertrautes Verhältnis, eine Vertrautheit, die schon durch den Eifer bezeugt wird, mit dem sie von beiden Männern später abgeleugnet wird. Sie wurde von ihnen bestritten, weil sie, älter und ernster geworden, sich der Stimmung schämten, die diese Innigkeit hervorgerufen hatte, eine Stimmung, die damals ein jedes jugendliche, für Ideale der Schönheit und des Guten und des Wahren offene Gemüt leicht ergriff: der Empfindsamkeit. Für Herder und Jacobi war sie nur ein vorübergehendes Moment der Entwickelung, grosse Gedanken und Ziele drängten sie zurück oder verklärten sie zu edler Humanität. Länger dauerte es, ehe Leuchsenring sie überwand; zu lange war ihre Pflege ihm ausschliesslicher Lebenszweck; zu kurze Zeit jenen Männern, um Grundlage einer dauernden Freundschaft werden zu können. Aber damals strömten ihre Herzen ineinander im Strome der Empfindsamkeit; und die Berichte, die Jacobi und Herder später gaben, sind nicht ganz objektiv. «Eben diesen Leuchsenring», schreibt Jacobi am 27. April 1786 an Garve (Briefwechsel Nr. 145), «lernte ich vor ungefähr 18 Jahren kennen, da er sich als Unterhofmeister mit dem Erbprinzen von Darmstadt in Leyden aufhielt. Er ist ein Mann von sehr vielem Geiste, aber beständig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet. Damals wollte er selbst einen geheimen Orden — der Empfindsamkeit — stiften, lebte und webte in Korrespondenzen, und war immer mit Brieftaschen bepackt, aus denen er vorlas. Ich war ihm viel zu mutwillig, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Weizen säete, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte, als phantasierte. Dennoch hat er sich länger mit mir als mit irgend einem andern von seinen Freunden vertragen». Wie empfänglich Jacobi selber für rührende Empfindungen damals gewesen ist, zeigt deutlich seine Stimmung, in die ihn Wielands Begegnung mit Sophie La Roche in Ehrenbreitstein versetzte: «keiner der Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte, ich war

ausser mir» (Briefw. Nr. 11). Und die Innigkeit seines Verhältnisses mit Leuchsenring bezeugen so viele Stellen aus Herders Briefen an seine Braut, in denen Herder eben darüber spottet. — Um über Herders erste Gesinnungen klar zu werden, darf man nicht die Urteile zu Grunde legen, die der verstimmte Bräutigam von Bückeburg schreibt. Aus Strassburg, vor dem Zusammensein in Darmstadt, lauten sie noch anders. «Ich kanns nicht bergen, dass ich ihn noch gerne, gerne sehen wollte, da er nur sehr halbe Ideen von mir, die 3 Tage alt sind, haben kann.» Es muss ihm doch an dem Urteil des Mannes mit den «feinen, Empfindung hauchenden Poren» gelegen haben (an Merck, W. II, Nr. 6).

Varnhagen berichtet, dass Leuchsenring den Prinzen auch nach Paris und der Schweiz begleitet habe. Diese Nachricht habe ich in ihrem ersten Teile nicht kontrollieren können; in ihrem zweiten ist sie nicht aufrecht zu halten, denn das geht aus Leuchsenrings Briefen an Iselin (Keller Nr. 9) hervor, dass er mit dem Erbprinzen zum ersten Male im Jahre 1772 in der Schweiz gewesen ist.[1]

3. Leuchsenring und Herder in Darmstadt. April 1771.

Der schon erwähnte Brief der Landgräfin an Leuchsenring deutet an, dass er in den ersten Tagen des Januar 1771 seine Stellung beim Erbprinzen aufgegeben habe. Er ist nach Darmstadt, wo die Landgräfin ihm in dem fürstlichen Jägerhause eine Wohnung anwies (Wieland, Briefe III, 53), zurückgekehrt und hat von dort aus eine Reise zu den Brüdern Jacobi nach Düsseldorf gemacht, von der weiter nichts überliefert wird, als Herders Satz: er reisete bei die Jacobis (an Karoline 1. Mai 71). — Der Kreis der Freunde in Darmstadt hatte inzwischen durch Herders Verlobung mit Karoline Flachsland eine Veränderung erfahren. Leuchsenring hatte mit Karoline eine zärtliche Seelenfreundschaft geschlossen. Die Ueberschwänglichkeit seiner Empfindungen imponierte ohne Zweifel den Frauen sehr. Sie mögen bewundernd zu ihm aufgeschaut haben bei Kunststücken, die Männern Nervenreissen verursachten, oder wenn er sentimentalische Totensprünge machte (Jacobis Briefw. Nr. 14). Ich

[1] Vielleicht ist Varnhagens Behauptung von der Schweizer Reise mitveranlasst durch das falsche Datum, das in Wielands Ausgewählten Briefen der Brief III Nr. 26 trägt. Der Brief ist nicht 1771, sondern 72 geschrieben; denn die «Frankfurter Anzeigen», von denen darin die Rede ist, sind erst 72 erschienen. Demnach bezieht sich auch die Notiz über Leuchsenrings Rückkehr aus der Schweiz auf seine Reise vom September 71 bis Februar 72.

weiss nicht, ob nicht der Pfau, der vor seinen Hennen ein Rad schlägt, den anderen Pfauhähnen Nervenreissen verursacht — den Hennen gefällt er jedenfalls. Auch muss Leuchsenring es trefflich verstanden haben, über die Fähigkeiten und die Bedeutung seiner Person ein vorteilhaftes Licht zu verbreiten. Er besass die Kunst, sich interessant zu machen. Mit Briefen und Bändern zog er umher; und seine Verehrerinnen sahen staunend, mit was für berühmten Persönlichkeiten er in Korrespondenz stand, wie viele schöne und empfindsame Frauen ihm Andenken geschenkt hatten. Ein weiches Frauenherz mag in Bewunderung und Mitleid zerschmolzen sein, wenn er so geheimnisvolle Andeutungen machte, wie später gegenüber der Fürstin Galizyn, er liefe die grösste Gefahr, vergiftet zu werden, nachdem es ausgekommen, dass er es sei, der die Absichten der geheimen Gesellschaften an den Tag gebracht habe (Jacobis Briefw. Nr. 145). Dazu kam bei ihm eine einschmeichelnde Beredtsamkeit, gefällige Formen, eine feine Kenntnis des weiblichen Herzens — kurz, der Erfolg war damals in Darmstadt derselbe wie später bei den Freundinnen der Julie und bei der Frau von Branconi: «die Weiber machen erschröcklich viel aus ihm» (Karl Mathei an Jakob Sarasin, d. 25. Dez. 86 bei Langmesser, Jak. Sarasin, S. 152). Leuchsenring war Herrscher im Kreise der Darmstädter Damen; er hatte alle die empfindsamen Seelen auf seinen Ton gestimmt. — Im April 1771 kommt Herder aus Strassburg in diesen Kreis. Ihn umweht eine Luft kräftigerer Ziele, männlicherer Ideale. Leuchsenring, der in ihm ein gleichgesinntes Gemüt mit überzärtlicher Empfindung erwarten zu dürfen geglaubt hat, findet sich unangenehm getäuscht. Er fühlt in Herders ersten Umarmungen nicht die Wärme, die er gehofft, und in Leyden so sehr an Herder gesehen, ja er glaubt — wie Karoline schreibt —, dass sie auf einem gewissen Punkt niemals zusammenkämen, der natürlich Leuchsenrings Lebensnerv, die Empfindsamkeit, ist. Und auch Herders Verhalten gegen Karoline gefällt ihm nicht: Herder lebt ihm zu sehr in seiner Gelehrsamkeit, zu wenig in seiner Empfindung (Karoline an Herder, Ende April 1771). So zieht sich denn Leuchsenring zurück, herzlich verstimmt, dass der Eindringling mit rauher Hand die schöne Harmonie seines Kreises gestört hat. Aber nur so weit, um nicht fördernden Anteil an dem Glücke zu nehmen, auf das Herder sich in Strassburg so sehr gefreut hatte; und nicht so vollständig, dass er nicht durch deutliche Zeichen seines Misbehagens die ganze Gesellschaft in eine peinliche Misstimmung gebracht, dass er nicht durch drückendes Stillschweigen alles um sich niedergeschlagen, dass er nicht Herdern den Genuss der «romantischen Zeit»

vollständig verdorben hätte. — Herder ist nach seiner Abreise voller Erbitterung. Man wird, wenn man seine Briefe aus Bückeburg zu Leuchsenrings Charakteristik verwerten will, diese Erbitterung in Berechnung ziehen müssen. So viel aber ist sicher, dass hier bei Leuchsenring die Ueberempfindsamkeit unempfindlich, das Zartgefühl unzart, die Weichheit Starrsinn, das Gefühl Orthodoxie geworden war. Dem Herder, «dem das Auge überläuft mit Bitterkeit und Wehmut», erscheint nun auch die Leydener Zusammenkunft in ärgerlichstem Lichte. Er habe schon damals alle die kränkliche Empfindsamkeit bei Leuchsenring gemerkt, die ihn jetzt zu solchem Phantom der Menschheit mache; nur Leuchsenrings Bedrückung, Einsamkeit und Mangel an Sympathie in Holland habe gemacht, dass er an ihm Sympathie fand. Damals hätte er noch nichts weniger als die unleidliche, intolerante Denkart gehabt, die jetzt jeden, der nicht mit Jacobi schnäbelt, verachte und ebenso viel Menschenhass haben könne, als der erbärmlichste Verfolgungsgeist. Nun sei alles vorbei, «und ich lass ihn empfinden, wie er will, ihn von mir denken, wie er will, ihn Briefe sammeln und schöne Abenteuer suchen, wie er will» (Herder an Karoline 1. Mai 71). — Karoline wird in ihrer Verehrung für den Freund nicht wankend gemacht. Sie beruhigt sich bei Leuchsenrings Erklärung, dass seine Aufführung aus allzu grosser Freundschaft gegen sie so gewesen sei. Thatsächlich wird man ja wohl auch anerkennen müssen, dass, so unsympathisch auch Leuchsenrings Verhalten objektiv erscheinen mag, er doch in guter Absicht zu handeln glaubte. Empfindsamkeit war ihm Religion, und für die trat er mit Fanatismus ein. Freilich ist es Herdern nicht zu verdenken, dass noch länger in ihm der Groll nachzitterte gegen «alle Milch- und Käseseelen von St. Jacobi an bis an seinen schleimartigsten Verehrer» (25. Mai 71).

4. Kongresse in Ehrenbreitstein und Darmstadt. Mai 1771. Wieland. Gleim.

Bald nach Herders Abreise aus Darmstadt hat auch Leuchsenring die Stadt wieder verlassen. Am 10. Mai meldet Karoline an Herder seine Abwesenheit. Er war nämlich durch Wieland, den er schon im April nach Darmstadt eingeladen hatte (Neue Briefe Wielands Nr. 86), und durch Fr. H. Jacobi benachrichtigt worden, dass Mitte Mai in Ehrenbreitstein bei Sophie La Roche ein Kongress stattfinden solle. Am 13. Mai war er dort eingetroffen, und es ist seinem Herzen gewiss ein Labsal gewesen, jenem Zusammentreffen Wielands mit seiner ehemals innig geliebten Sophie beizuwohnen, das so rührend war, dass einem

Jacobi, als er es gesehen, sein ganzes voriges Leben Tand schien (Jacobis Briefw. Nr. 11). Sophie scheint Leuchsenring erst bei dieser Gelegenheit kennen gelernt zu haben, «und er war ganz begeistert von dieser Frau, von ihrem Verstande und Herzen» (Karoline an Herder, Ende Juni 71). Bei diesem Zusammensein wird er ihr wohl — wie er immer und überall Briefe vorlas — auch Briefe von Merck gezeigt haben, die in Sophie eine freundschaftliche Gesinnung gegen Merck hervorriefen (Sophie an Merck, 15. Mai 72. W. I, Nr. 10).

Von Ehrenbreitstein aus hat er Wieland mit nach Darmstadt genommen, um ihn der Landgräfin vorzustellen. Sie sind Ende Mai dort angekommen. Wielands Urteil über die Fürstin haben wir schon gehört. — Inzwischen war Gleim von Halberstadt unterwegs, um mit Wieland eine Zusammenkunft zu halten. Wieland setzt am 31. Mai von Darmstadt aus den hessischen Ort Dieburg als Treffpunkt fest. Er hat mit einem Umwege in den ersten Junitagen dorthin kommen wollen. Sollte Gleim aber eher dort ankommen — «so bittet Sie mein und unserer Brüder Jacobi Freund, der Rath Leuchsenring zu Darmstadt, Ihm die Freundschaft zu erweisen, und indessen zu ihm nach Darmstadt zu kommen, wo alles, was Seele hat, begierig ist, meinen Gleim zu sehen. Leuchsenring, den Sie durch diese Erscheinung glücklich machen werden, wird Sie sodann, sobald er durch mich avisiert seyn wird, nach Dieburg zu Ihrem Wieland führen» (Ausg. Briefe III, 53 f.). Aber es kam anders. Noch an demselben Tage, an dem Wieland dies schrieb, spätestens am folgenden, ist Gleim schon zu Darmstadt in seines Wielands Armen gewesen. Das geht aus einem Briefe hervor, den die Landgräfin am 1. Juni an ihren Gemahl richtete (Briefwechsel der «Grossen Landgräfin». Wien 1877, II, S. 96): Wieland, auteur de plusieurs poésies et livres allemands, est venu, avec le jeune Leuchsenring, de Coblence et Höchst, passer deux jours ici; Gleim, canonicus de Halberstadt et poète, a cherché partout Wieland, pour le voir, et le hasard le lui a fait trouver ici. Leuchsenring hatte die Freude, dass ihm der Genius der Freundschaft einen neuen Freund in die Arme führte, während er den alten noch genoss. Bei diesem Zusammensein mit Gleim ist eine durch lange Jahre dauernde Freundschaft gegründet worden, die auch, als der Rausch der Empfindsamkeit verflogen war, durch die grosse Verschiedenheit der beiden Männer in ihren politischen Auffassungen nicht gestört worden ist. Ein Bild von dieser Zusammenkunft in Darmstadt giebt ein (ungedr.) Brief Gleims, den er am 17. Juni von Marburg aus an Leuchsenring schreibt.

Ich kan Ihnen nicht schreiben, lieber Leuchsenring, und

allen meinen lieben Darmstädtern nicht, denn seit dem gewaltsamen Abschiede von Ihnen hatt ich bis itzt die heftigsten Kopfschmerzen, alle Kraft zu denken ist mir genommen, aber ohne meinen liebsten Darmstädtern zu sagen, dass mein Herz von Ihnen noch immer so voll ist, wie es war, als ich aus ihrer Umarmung gewaltsam mich loss riss, kan ich Marburg nicht verlassen.

Welch eine schöne Menschenwelt, mein lieber Leuchsenring, lehrten Sie mich kennen, und, welch eine Fürstin.

Solch ein Geist. wie meines Friedrichs Geist.
Und solch ein Herz, wie das von meinem Kleist.

Wär ich Wieland, diese Fürstin würde meine Muse; zur Freude, zur Tugend, zur Weisheit würde diese Muse mich begeistern, wie noch keine Muse die Sterblichen begeistert hat, aber ich bin nicht Wieland, und wär ichs, so wär ich doch itzt keiner Begeisterung fähig!

Jene Darmstädtische Menschenwelt lernt' ich kennen, und fast zugleich erfahr' ich — — — o mein theurer, ich lieg' an Ihrem Busen und weine, sagen kan ichs nicht, ich erfahre, dass es mit aller Weisheit und Tugend der Menschen schlecht bestellt ist, wenn selbst die Spaldings durch einen (unleserl. Wort) Bischofsstab zu Narren werden, und die Tugend und Weisheit ihres vierzigjährigen Alters zehn Jahre später für Schwachheit erklären, und ihre Freundschaft für läppische Tändeley.[1]

Von ihrem Gleim, der in seinem Herzen Leuchsenring und seine Freunde für die edelsten der Menschen, seine Freundinnen für Engel erklärte, Wieland für einen göttlichen Mann, und Ihre Fürstin für eine Göttin, von diesem ihrem Gleim hörten Sie die Klagen eines entschlossenen Menschenfeindes, wenn er mehr davon erwähnen müsste.

Von Alexis und Elise[2] sehn sie hier ein Exemplar für ihre Fürstin. Wär sie nur Fürstin, so würden diese guten Leute, zu deren Schilderung der Dichter nah an einem Königsthron seine Muster fand, sie würden vor ihren Augen sich verbergen, und auch itzt noch, mein Freund, da sie mehr als Fürstin ist, würden ohne meinen Leuchsenring sie vor ihren Augen nicht erscheinen. Gewisse nicht genug verschönerte Stellen werden nur durch ihre Vorlesung erträglich werden.

Diesen Mittag trat ich meine Zurückreise von hier, über Cassel und Göttingen nach Halberstadt an. Den 26ten bin ich

---

[1] Spalding, der 1714 geboren war, stand bis 1763 mit Gleim in lebhaftem Briefwechsel.

[2] Ein idyllisches Gedicht, veranlasst durch die Hochzeitsfeier der jüngsten Nichte Gleims 1771.

zu Hause, wenn die Götter gnädig sind, und dann seh ich einem Schreiben meines Leuchsenrings entgegen, oder meines Merks, denn auch Er und seine Merkin sind meine, Die zärtlichsten verbindlichsten Empfehlungen den Hessischen und Merkischen Häusern verstehen sich, und ich bin, selbst in diesem entsetzlichen Getümmel um mich herum mit gesamleten Gedanken an meine geliebtesten Darmstädter Ihr ganz Eigener

Gleim.

Nicht minder befriedigt von jenem Aufenthalte in Darmstadt und seinen durch Freundschaft und Gedankenaustausch schönen Zusammenkünften bei Hesse und Merck oder auch am Hofe, spricht sich Wieland aus. Er nennt unter den Personen, die seine Reise so herrlich gemacht haben, auch le singulier mais honnête et sensible Leuchsenring et toute la petite société de ses amis et amies de Darmstadt (an Sophie, Neue Briefe Nr. 87). — Bei dieser immerhin vorsichtigen Freundschaftserklärung für Leuchsenring fällt es auf, dass Haller Leuchsenring einen wandernden Wielandianer nennt (22. März 72; Hirzel, Hallers Gedichte CDLXX). Ich erkläre es aus Leuchsenrings noch öfter zu beobachtender renommistischer Neigung, seine Beziehungen zu berühmten Männern als enger hinzustellen, als sie wirklich sind, ein kleinlicher Zug von Eitelkeit, der am stärksten hervortritt, als Karoline naiv ihrem Herder mitteilt (1. Jan. 73): Die Leute in der Schweiz glauben, Sie und Leuchsenring wären die intimsten Freunde, und wenn einer von euch genannt würde, so würde der andere auch genannt.

5. Aufenthalt in Bergzabern. Anfangs Juni bis Anfangs September 1771.

Lange hat es den Unruhigen nicht in Darmstadt gelitten. Er ist schon in den ersten Tagen des Juni nach Bergzabern gegangen. Bergzabern war seit 1744 der Witwensitz der Herzogin Karolina von Zweibrücken. Für das Städtchen wurde durch die edle Thätigkeit der geist- und gemütvollen Frau eine schöne und gesegnete Zeit geschaffen (Molitor, Geschichte von Zweibrücken, 1885, S. 426). Leuchsenring wohnte bei seinem Bruder, dem Arzte der Herzogin. Dort hat er einige der glücklichsten Monate seines Lebens zugebracht. Sein körperliches Befinden war erträglich, er schwamm in den Wonnen der Freundschaft und zärtlicher Empfindung. Unter den Damen, die hier sich um ihn zur Seelenverschwesterung scharten, standen ihm zwei besonders nahe: Henriette von Rosillon (Urania) und Luise von Ziegler (Lila), welche nach dem Urteil von Karoline Flachsland das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz war, das erste, das

Karoline so mit ganzer Seele umfasste; das «süsse schwärmerische Mädchen hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenn es Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr isst und trinkt». Das ironische Bild, das Jacobi von Leuchsenrings Leben in Bergzabern entwirft, wird gewiss sehr treffend sein. «Wahrscheinlicher Weise geht unser Lieber jetzt zu Bergzabern an einem rosafarbenen seidenen Bande, hinter der Elysischen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter» (An Sophie. Briefw. Nr. 12). Im Genusse dieses Zusammenseins wird er ein säumiger Briefschreiber. In vier Wochen hat er sogar Herders Braut nur einmal geschrieben; Merck und sie wundern sich sehr über sein Stillschweigen; «er sitzt aber bei seinen Liebhaberinnen in der Clause fest» (Karoline an Herder, Mitte Juli 71). — Von der glücklichen Stimmung, die Leuchsenrings Seele damals erfüllte, legt auch ein (ungedr.) Brief an Gleim Zeugnis ab, die Antwort auf Gleims Schreiben aus Marburg.

Bergzabern d. 9ten Aug. 71.

Sie kennen Ihren Leuchsenring schon zu gut, mein liebster Gleim, als dass Sie über mein bisheriges Stillschweigen, das freylich ein wenig lang, einen nachtheilichen Commentar machen könnten. Und sollte ja der böse Feind Ihre Zwirbeldrüse so modificiert haben, dass einige finstere Gedanken darinn zu Schaden und Verdruss des guten L. erzeugt wurden, so wird, wie ich zuversichtlich hoffe, dieser Brief als ein wahres Specificum, die Werke des Teufels zerstören, und alles Schwarze bis auf die letzte Spur aus eben genannter Zwirbeldrüse so wegwischen, als ob Sie Ihr Gehirn mit Lethewasser ausgewaschen hätten.

Dass mir Ihr Schreiben Vergnügen gemacht habe u. s. w. soll ich Ihnen dieses sagen? Als ein Mann, der seine Logik nicht völlig vergessen hat, mache ich folgendes Dilemma (so heissts doch?) Entweder wissen, fühlen Sie das von selbst, oder nicht. In diesem Falle wäre es überflüssig davon zu reden: im ersten Fall — wäre es ebenfalls überflüssig. Also u. s. w. W. Z. E. W.

So bündig nun dieser Beweiss ist, so kan ich mich doch nicht enthalten mit einigen Worten der Freude zu gedenken, die Sie in dem Herzen Ihres L. durch das verbreitet haben, was Sie von seinen Freunden — u. besonders durch das, was Sie von seiner Fürstin sagen. Und doch, mein Liebster — Sie kennen diese Erhabene, Einzige noch nicht ganz.

Ihr Brief traf mich nicht mehr in D. u. ich konnte also nicht das Vergnügen geniessen Ihr Gedicht der, die mehr als

Fürstin ist, zu übergeben oder gar vorzulesen. Merck that es an meiner Statt. Aber ich konnte mir es nicht versagen in einem Briefe an Caroline von Hessen das abzuschreiben, was mein Gleim von Ihr sagt. Sie antwortete mir: quant à Md^{e} de la Roche, Wieland et Gleim, c'est au Portrait que Vous avez fait de moi que je dois tout ce qu'ils Vous ont dit sur mon compte.

Bedauern Sie mich, mein Bester. Ich möchte so recht nach Herzenslust mit Ihnen schwatzen, und schon muss ich zum Schlusse eilen. Ich soll mich ankleiden, um zu unserer Fürstin zu gehen, die seit gestern hier ist, um ihre, vortreffliche Mutter zu besuchen. Aber lieber will ich Ihnen flüchtig einen Zettel schreiben, als diesen Posttag wieder ungenutzt vorüber lassen.

Ich sage Ihnen also nichts, mein empfindsamer Gleim, von den seligen Stunden die ich, seit dem ich hier mich befinde, mit Urania und Lila durchlebt habe — weil ich Ihnen nicht recht viel davon sagen kan. Nichts von meinen übrigen Freuden, mein Gleim, könnte ich sie doch alle mit Ihnen theilen! Aber Sie wissen, dass ich glücklich bin, unaussprechlich glücklich u. — gewiss fühlen Sie sich nun auch glücklicher.

Sie haben mir Psychen und andere Kupfer versprochen. — Ferner — was mir noch mehr anliegt — die Charaktere der übrigen Philosophen.

Haben Sie Sternheim gelesen? — Ihr Urtheil!

Ihre Gesundheit hoffe ich wird nun erträglicher seyn. Mit der meinigen bin ich so ziemlich zufrieden.

Bald werde ich nach der Schweiz abreisen, wo ich alle die kennen lernen muss die Vater Gleimen lieb und werth sind.

Ihre Briefe, mein Lieber, schliessen Sie unserm Merck ein, oder adressieren dieselben gerade zu an Uranien (a Mlle la Baronne de Rossillon, Dame d'honneur de S. A. S. Md^{e} la Duchesse douairiere de Deuxponts — a Bergzabern — par Francfort et Mannheim). Machen Sie ja, sobald als möglich, Gebrauch von dieser Adresse.

Gleminden[1] sagen Sie viel Schönes von Ihrem Leuchsenring. Auch Sie muss ich noch einmahl von Angesicht zu Angesicht sehen.

Mit freudiger Sehnsucht seh' ich der seligen Stunde entgegen, da der Genius der Freundschaft mich wieder in Ihre, Sie in

---

[1] Sophie Dorothea Gleim, die Tochter von Gleims älterem Bruder, des Einnehmers zu Aschersleben, war seit 1758 Gleims liebreiche, sorgsame, treue Pflegerin. (Körte, Gleims Leben 1811. S. 73 f.)

meine Arme führen wird. Ich umarme Sie, mein liebster Gleim mit einem Herzen voll Wahrheit und brüderlicher Zärtlichkeit.

Fr. Leuchsenring.

Der Schreiber dieses Briefes mag durch sein Verhalten damals bei fast allen ernsteren Männern Kopfschütteln erregt und sich den Namen «wunderbarer Freund» zugezogen haben. Selbst Jacobi hält es für gut, den Freunden und Freundinnen einmal seinen Standpunkt gegenüber der wahren und falschen Empfindsamkeit festzustellen und damit energisch von Leuchsenring abzurücken. Er schreibt an Sophie und ähnlich an Wieland: er fühle eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Arten von körperlichen und geistigen Verrenkungen; man müsse mit der Natur gehen und die simpeln und reinen Empfindungen, die sie gebe, mit so viel Feuer und Stärke aufnehmen, als sie einem das Herz dazu gegeben habe, aber keine neuen erfinden wollen. Leuchsenring möge doch nicht alles in Kunststücken thun, nicht mit einem Springstocke über einen Graben setzen, über den man hinwegschreiten kann. Yorick und the common sense, der gesunde Menschenverstand — von denen solle man seine brüderlichen Empfindungen regulieren lassen. — Ohne Zweifel beherzigenswerte Ratschläge für Leuchsenring, deren Befolgung seiner aus englischer Sentimentalität und der Gefühlsinnerlichkeit von Sturm und Drang zusammengesetzter Empfindsamkeit jenen Charakter der nichtigen Empfindelei und haltlosen Selbstverhätschelung genommen hätte.

6. Die erste Schweizerreise. September 1771 bis Ende Januar 1772. Iselin. Lavater. Haller. Julie von Bondely.

Leuchsenring hatte jetzt den Wunsch, das Glück, in dem er schwelgte, sich zu vervielfältigen, indem er den Kreis der Geliebten aus beiden Geschlechtern erweiterte. Schon im Frühjahr wollte er «in alle Welt» (Karoline an Herder 10. Mai 71). Seine Eltern aber, von denen er doch jetzt wieder pekuniär abhängig war, hätten wohl lieber gesehen, wenn er sein Wanderleben aufgab und in die Pfade eines festen Berufes einlenkte; jedenfalls schreibt Karoline am 26. Juli 71: Leuchsenring wird nicht sobald verreisen; seine Eltern wollen ihm kein Geld dazu geben. Aber schon am 16. Juli hat er aus Bergzabern an den Baseler Ratsschreiber Isaak Iselin einen Brief gerichtet, in dem er Ziel und Absichten seiner Reise genau angiebt (Keller Nr. 1). Ziel ist die Schweiz und die Absicht: Menschen zu sehen und seine Brüder immer mehr lieben zu lernen; «es ist vorzüglich eine Reise des Herzens. Nirgends möcht' ich vorbeygehen, wo

Nahrung für dieses anzutreffen ist. Ich denke zwey Monat in der Schweiz zuzubringen, und in diesen zwey Monaten wünscht' ich alle die kennen zu lernen, die von irgend einer Seite mit mir sympathisieren — als meine natürlichen Brüder und Schwestern.» Er bittet Iselin, ihm mit seinem Rate behilflich zu sein. «Mehr sollen Sie itzt nicht von mir wissen. Mit Entzücken sehe ich dem schönen Augenblick entgegen, dass wir einander von Angesicht zu Angesicht sehen — und mehr noch lieben werden als itzt. Ich bin schon einer der glücklichsten Menschen: ich habe ein Herz und Freünde. Aber meine Glückseligkeit wird einen grossen Zuwachs erhalten, wenn ich mir sagen kann: Iselin liebet mich.»

Um den 10. September hat er diese Reise angetreten.[1] Vorher aber hat er noch einmal Sophie von La Roche besucht, mit der er seit seinem Besuche im Mai in Korrespondenz geblieben war (Jacobis Briefwechsel Nr. 12). Er bat sie bei dieser Gelegenheit um Briefe an ihre Berner Freunde, erhielt auch u. a. ein Schreiben an einen gewissen Kirchberger, der Gesandtschaftsrat in Sachsen gewesen war und jetzt in Vevey lebte (Keller S. 150 f.) und einen Brief an Julie von Bondely, die, besonders als Freundin Rousseaus, eine grosse Verehrung genoss (Sophie la Roche, Mein Schreibetisch II, 276).[2] Dem Gatten Sophies, dem klugen und nüchternen Mann, der über alles scherzte was ausser dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, scheint Leuchsenring damals wenig behagt zu haben: Leuchsenring a très mal fini la dernière fois qu'il était à Coblence; il a choqué Mr. de la R. et Dumeiz, schreibt Merck an seine Frau. Zugleich hören wir durch diesen Besuch wieder mal etwas von Leuchsenrings Verhältnis zu Merck. Gleims Brief aus Marburg liess annehmen, dass die beiden auf gutem Fusse standen; und im Juli nennt sich J. G. Jacobi in einem Briefe an Merck: «der Freund I h r e s Leuchsenring» (W. II, Nr. 8). Jetzt beklagt sich Merck in dem eben erwähnten Briefe an seine Frau, dass Leuchsenring einen Mansch zwischen Frau la Roche und ihm gemacht habe in aller Form, dass es ärgerlicher Auseinandersetzungen in aller Form bedurft habe, dass Leuchsenring ihr — weiss Gott aus welchem Grunde — gesagt habe, ihr Gatte misfiele Mercken. Leuchsenring will das zwar später nicht wahr haben. Merck sei ein «méchant», schreibt er den 7. Jan. 72 seiner Gattin, und e r seinein so guter Junge, der keinem Menschen Aerger machen wolle. Aber bedenkt man,

---

[1] Er ist am 13. in Mittelhausbergen bei Strassburg.

[2] Sophie bezieht hier irrtümlich diesen Vorgang auf Leuchsenrings zweite Schweizerreise, die er mit dem Erbprinzen machte.

dass er auch Herdern bei seiner Braut ein wenig angeschwärzt zu haben scheint,[1] so wird man doch wohl annehmen dürfen, dass Merck sich den Vorwurf nicht aus den Fingern gesogen hat. Aehnliche Beschuldigungen werden auch sonst gegen Leuchsenring erhoben; in Basel soll er Historietten vom Landgrafen erzählt haben (Keller Nr. 9), und später, während seines Zwistes mit Lavater, giebt man ihm des öfteren den Namen eines Anekdotenhaschers. Ein solcher Zug ist ja im Bilde Leuchsenrings auch ganz wohl erklärlich: sein Streben, sich wichtig zu machen, vereinigte sich hier mit der Vorliebe jedes Beschäftigungslosen für Klatsch.

Leuchsenring reiste über Strassburg und kam etwa am 20. September in Basel an.[2]

Leuchsenring war in grosser Erwartung betreffs Iselin; sein Herz sagte ihm, dass er den Augenblick ihrer Bekanntschaft zu den besten seines Lebens rechnen werde (Keller Nr. 2). In der That machte Iselin den günstigsten Eindruck auf ihn, er rechnet ihn unter die Geschenke der Vorsehung im Jahre 71 (Keller Nr. 6) und bittet ihn: «sich selber sagen Sie, so oft Sie an mich denken, dass Leuchsenring Sie mit redlichem Herzen liebet.» Das Wohlgefallen war gegenseitig: «Mir hat derselbe sehr wohl gefallen, obgleich er in einigen Stücken wohl ein Enthusiast sein könnte», schreibt Iselin am 15. Oktober an Hirzel nach Zürich: «Es ist für mich allemal ein grosses Vergnügen, wenn ein Fremder von Verstand und Einsichten sich zu mir verirret.» Weniger begeistert ist Iselins Freund Joh. Rud. Frey gewesen. Er hat in Leuchsenring mehr das Bemühen geistreich zu sein gesehen, als wirklich Geist. In diesem Sinne urteilt er später über den Prospekt Leuchsenrings zu seinem Journal (s. u.). — Von Basel ging es nach Zürich, wo er ungefähr bis zum 8. Oktober blieb, länger als er vielleicht geplant hatte, aber er fand dort so viel Nahrung für Geist und Herz (Keller Nr. 4). Bodmer, Hirzel, Heidegger, Schinz, Gessner, Füessli nennt er seinem Freunde Iselin (Keller Nr. 5). Hirzel hat allerdings an dem Umgang mit ihm kein Vergnügen gefunden, wohl auch eine gewisse Diskrepanz zwischen Sein und Geltenwollen bemerkt (Keller Nr. 4, Anm. 3). Aber er war

[1] Karoline schreibt am 10. Mai 71: O Gott, ich fühls, was Sie sind, und was ich bin, Leuchsenring mag schwätzen, was er will, wie weit Sie in allem über mir sind.

[2] Der Brief, den Keller unter Nr. 3 abdruckt, steht wohl nicht am richtigen Platze. Nach den Urteilen, die Leuchsenring und Iselin über einander abgeben, haben sie sich ziemlich gründlich kennen gelernt; und von «unserem Füessli» konnte Leuchsenring doch erst sprechen, als er in Zürich gewesen war und Füessli kennen gelernt hatte.

doch «in Zürich sehr vergnügt, hat viele Bekanntschaften gemacht, und viele gute Menschen gefunden; sie haben ihn dort verheurathen wollen, aber der empfindsame Schmetterling floh weg..» (Karoline an Herder, 6. Dez. 71). Die wichtigste Bekanntschaft dort war vielleicht Lavater, mit dem er später einmal so scharf zusammengeraten sollte. Lavater war ein Feind der Aufklärung. Er wollte eine glaubensarme Zeit mit lebendigem Christusglauben erfüllen, neigte aber zu schwärmerischer Mystik und kindischem Wunderglauben. Es ist interessant, Leuchsenrings, des Schwärmers, Urteil über diesen Enthusiasten zu hören: «ich fühlte mich fast wider willen gegen ihn gezogen und habe mich ihm mehr geöffnet als einem in Zürich. Desto mehr habe ich es aber auch bedauert, dass er sein Genie so misbraucht und dass eine so schöne Seele in Gefahr stehe zu verderben. Ich habe ihm mit cynischer Freimütigkeit den Ekel bezeugt, den ich an einigen seiner Lieblingsbemühungen habe. Es schmerzte mich, dass wir nicht ganz Freunde seyn konnten. . . . L. liebt mich mehr als ich es vermuthen konnte und Sie zweiflen wohl nicht, dass ich seine Liebe als einen schäzbaren Zuwachs meiner Glükseligkeit ansehe» (Keller Nr. 5). Lavaters Lieblingsbemühung war sein Bekehrungseifer. Leuchsenring hat später der Julie von Bondely erzählt, dass es ihm gar nicht schwer geworden sei, sich sicher zu stellen gegen Lavaters Bemühungen um sein Seelenheil, indem er, wenn jener sein Lieblingsthema berührt und angefangen hätte sich zu erhitzen — ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut genommen hätte; worauf dann Lavater gerufen habe: gehen Sie nicht, ich werde schweigen! Ganz entsprechend ist Lavaters Urteil über Leuchsenring: «er hat mir von Seiten des Genies und des Herzens unaussprechlich gefallen. . . ., wenn ich gleich im Punkte des Christentums ungleich denke» (an Iselin, 20. Okt. 71. Keller Nr. 5, Anm. 1). — Auch mit Leonhard Usteri trifft Leuchsenring in Zürich zusammen. Usteri ist einer der hauptsächlichsten Träger der universellen Kulturbestrebungen, deren intensive Pflege den Ruhm Zürichs in jener Zeit ausmacht (ADB, Usteri). Er pflegte eifrige Korrespondenz mit Julie Bondely; seine Meinung, die er ihr gegenüber von Leuchsenring aussprach, war so vorsichtig, ja zweideutig, dass Julie ihn nennt: mechant ou malin par tous les embarras combinés de curiosité, dans lesquels vous me mettez avec Mr. Leuchsenring. Er hatte auf Usteri Eindruck gemacht, hatte ihn in Erstaunen gesetzt, aber welcher Art dieser Eindruck, dieses Staunen war, konnte Julie nicht ahnen (Bodemann, Julie v. B. S. 352 f.).

Der Weg führte Leuchsenring weiter über Königsfelden,

wo er bei «rechtschaffenen Leuten» wohnte. Keller vermutet: bei Emanuel Gruber. Von da nach Bern, das er nach einem Aufenthalte von einer Woche am 25. Oktober etwa wieder verliess. Karolinens Notiz an Herder, er habe in Bern viele Frauenzimmer gefunden, die ihn interessierten (Anfangs Februar 72), wird durch den Bericht Juliens von Bondely bestätigt, deren Freundin in Bern nicht nur mit Lob, sondern sogar mit Feuer von Leuchsenring spricht. Diese Dame verteidigt ihn gegen den Vorwurf der Enthusiasterei, man müsse unterscheiden la chaleur de l'âme d'avec la fièvre de l'imagination. Bei der Frau von Watteville ist es seiner Unterhaltungskunst gelungen, die schwärzeste Hypochondrie zu vertreiben (Julie an Usteri 21. Okt. 1771). Auch hier also seine nie versagende Wirkung auf die Frauen! Auch Niklaus Anton Kirchberger gewann er mit seiner interessanten und geistvollen Unterhaltung; der erklärt ihn für einen geborenen Philosophen, wenn auch seine metaphysischen Gesichtspunkte manchmal etwas aussergewöhnlich wären — er kenne wenig Menschen, mit denen es so viel zu denken gebe; Kirchberger fand sein Genie besonders geeignet, neue Bahnen in der «Moral» einzuschlagen: seine Ideen schienen ihm teilweise so neu, glänzend und fruchtbar zu sein, dass er sie aufzeichnete (Kirchberger an Iselin 9. Nov. und 18. Dez. 71 bei Keller). Leuchsenring schrieb am 23. Dezember an Iselin: Ich liebe Kirchbergern und mir ahndet, dass ich ihn noch mehr lieben werde (bei Keller, Nr. 5). — Im übrigen aber hat er sich in Bern «ziemlich über Herrn von Haller geärgert» (Karoline an Herder 6. Dez. 71). «H. hält mich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, worin ich fast wie ein Hofsklave in der Antichambre aussehe», schreibt er selbst an Iselin am 23. Dez. 71 (Keller, Nr. 5) und fügt spottend hinzu, dass Haller es als einen Schandfleck des Königs von England ansieht, dass er als Christ Rousseauen eine Pension geben wolle. Er deutet damit den Punkt an, in dem beide so besonders verschieden dachten: die Religion. Leuchsenring hatte erklärt, er hielte die orthodoxen «Briefe» Hallers «über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung nicht für die rechte Methode in jetziger Zeit (Julie an Usteri 7. Jan. 73). Die in solchen Reden sich äussernden aufklärerischen Anschauungen waren Hallern peinlich unsympathisch, und so wurde es der ganze Mensch. Er «quälte» Haller «mit unerwünschten Besuchen» und wollte ihn «zwingen, von Wielanden zu urtheilen». «Er gereichte mir», schrieb Haller an Heyne nach Göttingen, «zu solchem Widerwillen, zumal wegen seiner Predigten für den Unglauben, dass ich mein Misfallen nicht gänzlich bergen konnte» (Hirzel, Hallers Gedichte CDLXX). Wenn Haller Leuchsenring als ausgesprochenen Feind der Re-

ligion hinstellt, so ist dies eben so einseitig, als wenn er der von Wieland und seinen Jüngern gepflegten halb sentimentalen, halb pikanten Dichtweise eine scharf antireligiöse Absicht beilegt: «sie greifen durch reizende und schlüpfrige Bilder mit Fleiss das Herz an, um es zuzubereiten, dass es die Religion hassen möge» (a. a. O. CDLXX). Ein weiteres Motiv für Hallers Groll, die Meinung nämlich, Leuchsenring habe Hallers «Usong» in Nicolais A. d. B. abfällig besprochen, entbehrt ebenfalls der Unterlage (vgl. Keller Nr. 5, Anm. 3).

Leuchsenring eilte von Bern aus dem Höhepunkte seiner Reise zu: Neuenburg mit Julie von Bondely. Er hat sich etwa von Ende Oktober bis Anfang Dezember dort aufgehalten. (Das Folgende nach Juliens Briefe an Usteri bei Bodemann, Julie v. B., und Sophie la Roche, Mein Schreibetisch II, 274 ff.) Julie war auf sein persönliches Erscheinen infolge der zweideutigen Charakteristik Usteris und des feurigen Lobpreises der Berner Bekannten ausserordentlich gespannt. Nicht minder erwartungsvoll war Leuchsenring gestimmt: Sophie hatte ihm eine Idee von ihrer geistvollen Freundin zu geben gesucht. Dieses Bild wirkte so viel, dass er ihr schrieb: «Ich werde Ihre Freundin mit verdoppelter Aufmerksamkeit beobachten, denn ihre Verdienste müssen ausserordentlich sein, wie Ihre Bewunderung und Liebe für Julie es ist. Ich sehe mich also zwischen zwei Phänomenen der weiblichen Welt» (Mein Schreibetisch II, 276 f.). Juliens Erwartung war nicht ganz frei von einer gewissen Parteilichkeit, insofern sie Leuchsenring von vorn herein für einen Schwärmer hielt, und ihre Abneigung gegen Schwärmerei gross war. Sie gab sich also bei der ersten Begegnung nicht frei und offen, sondern hielt sich eine Maske vor, unter der sie als ein Nur-Verstandesmensch erschien. So begann sie ein eingehendes Examen mit Leuchsenrings intellektuellen Fähigkeiten, und das Resultat war: j'en fus étonnée, au pied de la lettre étonnée. In den ersten Tagen blieb man bei dieser Art der reinen Verstandesunterhaltung; und wäre Leuchsenring nach 8 Tagen abgereist, so hätte Julie nur tausend Gutes von ihm zu sagen gehabt. Leuchsenring dagegen war enttäuscht. Er durchschaute nicht die Maske. Das geht aus folgendem hervor. Julie hatte sich den Scherz gemacht, nach dem ersten Zusammentreffen mit Leuchsenring in dessen Namen und mit verstellter Handschrift einen Brief an Sophie zu schicken, in dem sie eine Charakteristik von sich so entwarf, wie sie glaubte, Leuchsenring würde es gethan haben. Der Brief schilderte eine «sèche raisonneuse, enbichée de l'esprit analytique» und tadelte Sophiens Enthusiasmus für die Freundin. Als Julie Leuchsenringen Mitteilung von ihrem Scherze machte und den Brief ihm vorlas,

nannte er sie «méchante» in einem Tone, der erkennen liess, dass sie keine schlechte Interpretin seines Urteils gewesen war. — Die Gegensätze mussten schärfer werden, als man Leuchsenrings eigentliches Gebiet, die Regionen des Gefühls, der Empfindung betrat. Je mehr Julie argumentierte, demonstrierte, räsonnierte, um so weniger verstanden sie sich. Julie wurde ganz niedergeschlagen, und Leuchsenring erklärte: wir werden niemals zusammenkommen. «Warum», fragte Julie. «Weil Sie zu viel analysieren und die Empfindung nicht analysiert werden darf!» — Endlich aber verständigten sie sich. Eine Unterhaltung über Sophie la Roche brachte sie zusammen. Leuchsenring machte Julien den Vorwurf, jede Empfindung nähme sie für enthusiastische und lärmend aufdringliche Empfindsamkeit, «pour trompettes héroiques et sentimentales». «Keineswegs», erwiderte sie, «Sophie hätte für mich keine Trompeten, deren Ton mich erschreckte», und zeigte so, dass sie trotz ihres sezierenden Verstandes für Zartgefühl und Feinempfindung Sinn habe. Nun war der Bann gebrochen, Leuchsenring war nicht mehr un enthoustaste formidable, und sie nicht mehr une sèche raisonneuse. — Das Gesamt-Urteil, das Julie über Leuchsenring abgiebt, ist vielleicht das Glänzendste, das man je über ihn gefällt hat, und beweist von neuem, welche bedeutende Macht ihm über Frauenherzen gegeben war. Leuchsenring, sagte sie zu Usteri, wird falsch beurteilt werden, wenn man ihn nicht in all seinen verschiedenen Lebensäusserungen beobachten kann. Cette harmonie des rapports je ne l'ai en ma vie trouvé établie d'une manière aussi égale, aussi uniforme, que dans tous ce qui constitue l'être de Leuchsenring. Man wird bei dieser Beurteilung zu bedenken haben einmal, dass Leuchsenring sich bei Julie sicherlich anders gegeben hat wie bei Lila in Bergzabern; und dann, dass auch Julie im längeren Zusammensein mit ihm die festen Grenzen ihres Wesens ein wenig verlassen und sich seiner Denkart angepasst hat, wenn auch nur auf ein Weilchen, wie aus jenem Satze hervorgeht: L. est parti, et il était tems, car il allait remonter ma tête sur un ton déplacé pour le lieu que j'habite. Bekanntere Züge zeigt ein Zusatz Juliens zu ihrem Urteile, in dem sie sagt, Leuchsenring geht nicht im selben Schritte mit seinem Jahrhundert. Das ist die schon beobachtete Art der Empfindsamkeit, die zur egoistischen Selbstverwöhnung wird, die sich verstimmt zurückzieht, wenn ein Barbar seine Zirkel stört, die — wie es Goethe später formulierte — die Schweine zu Lämmern rektifizieren will. — Leuchsenring seinerseits hat an dem Umgange mit der neu gewonnenen Freundin die grösste Freude gehabt. Aus den geplanten 10 Tagen in Neuenburg wurden 5 Wochen, und seine

alten Darmstädter liess er vergeblich auf Nachrichten warten, so dass man schon glaubte, er liege in einem Schweizerthale begraben (Karoline an Herder 6. Dez. 71). Freilich kennt Karoline ihren Freund zu gut, um nicht hinzuzufügen: «Ich weiss nicht, ob die berühmte Mlle. Bondelli in oder um Bern wohnt, die er aufsuchte; er sitzt vielleicht zu ihren Füssen und kann nicht schreiben». — Leuchsenring ist mit Julie in brieflichem Gedankenaustausch geblieben. Ihre Briefe waren die Prunkstücke seiner Brieftaschen; und es lässt sich denken, wie er dafür gesorgt haben wird, dass man seine Freundschaft mit ihr — «die eine der grössten weiblichen Köpfe und mit Rousseau in Briefwechsel ist» (Karoline an Herder, Anf. Febr. 72) — geziemend bewunderte. Der gute Gleim dichtete sogar ein Lied «der Freundin Leuchsenrings».[1] Später scheint eine Entfremdung eingetreten zu sein; darauf deutet Sophies ärgerliche Aeusserung Merck gegenüber (12. Febr. 76. W. I, Nr. 34): «Doch wer eine Julie Bondeli versäumen kann, versäumt noch mehr».

Von Neuenburg führte unseren Reisenden sein Weg nach Bern zurück. Hier war ein Professor Wilhelmi sein Wirt. Er wartete in Bern auf Nachrichten von dem Erbprinzen, die entscheiden sollten, ob er seine Reise nach Genf fortsetzen oder nach Deutschland zurückgehen sollte. So schrieb er am 7. Januar 72 an Iselin.[2] Am 8. Januar ist er auf dem Wege nach Hause (Julie an Usteri, 7. Jan. 73). In Basel scheint er Iselin nicht sprechen gekonnt zu haben. In Kolmar hat er mit dem blinden Gottlieb Konrad Pfeffel eine schöne und glückliche Stunde verlebt (Keller Nr. 7. 8.). Ende Januar ist er wieder in Darmstadt (Karoline an Herder, Anfangs Februar 72) — wie Karoline richtig vermutet: dem Erbprinzen zu Gefallen, mit dem er nun wohl Pläne für eine gemeinsame Reise entworfen haben wird.

Leuchsenring blickte mit grosser Befriedigung auf seine Reise zurück. Schon bei seinem letzten Aufenthalte in Bern schrieb er: «Immer mehret sich meine Glückseligkeit. Immer verschönert sich mir die Welt, in der ich lebe, u. das soll trotz

---

[1] In Privatbesitz, harrt der Veröffentlichung.

[2] Unter demselben Datum hat er einen Brief an Frau Merck begonnen (W. III, Nr. 18), hat ihn aber 34 Meilen von dem Orte wo er ihn angefangen, beendigt. Er schreibt da von seinem Aufenthaltsort: je ne le sais pas moi-même. Je puis vous assurer cependant que c'est dans le monde, dans un village au pied d'une montagne, dans un village où se trouve une cheminée et deux assez jolies filles de 14 à 17 ans. Da diese Beschreibung auf Bern nicht passt, so ist er schon unterwegs und macht sich den Scherz, die Empfängerin seinen Aufenthaltsort raten zu lassen.

der Bise[1] und meiner Kopfschmerzen und meinem Brustdrücken, und meinem überladenen Magen, trotz allen Narren und Schurken so fortgehen, biss an mein seliges Ende. Amen». In der That hatte er den Zweck seiner «Reise des Herzens» erreicht und viele Freunde gewonnen; und auch mit dem Eindrucke seiner Persönlichkeit konnte er sehr zufrieden sein. Der innerliche Erfolg, dass er durch diese Reise etwa an Solidität, an Männlichkeit bedeutend gewonnen hätte, war nicht in solchem Masse vorhanden. Herder urteilt am 21. März: der gute Mann ändert sich mit jeder neuen Person, die ihn anläuft . . . wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein, ausgesandt in alle Welt, zu predigen das Evangelium, jetzt der Jacobis, jetzt der Bondellis und wessen weiss ich mehr.

7. Leuchsenring wieder zu Hause. Bis Ende März 1772. Lavaters Brief. Zerwürfnis mit Merck. Goethe.

Zu Hause wartete des Heimgekehrten eine eigenartige Ueberraschung. Lavater hatte sich an einem stillen Sonntage — am 12. Januar 72 —, als er einer kleinen Unpässlichkeit wegen sich ganz allein zu Hause befand, Sorgen gemacht um das Seelenheil seines Freundes Leuchsenring. Er hatte, da er sich ja persönlich nie recht hatte aussprechen können, zur Feder gegriffen und einen ehrlichen, begeisterten, etwas fanatischen Brief an ihn geschrieben, in dem er bat, von seiner Abneigung gegen das positive Christentum abzulassen. «Um Ihres edlen Menschenfreündlichen Herzens, um der Wahrheit und Tugend willen, die Sie allenthalben aufsuchen, und mit Freüden (wiewohl nicht unpartheyisch genug) umfangen — Bitte ich Sie das Projectt welches Ihre Seele beseelet — dass Ihres Herzens so unwürdige Projectt vor dem Gott der Menschen, Ihrem und meinem Gott zu prüfen, und von neüem abzuwägen. Was für ein Projectt? Das in meinen Augen einfältige unsinnige Projectt — dass eigentliche Christentum aus der Welt auszurotten, die Authorität und die allbelebende Helfers-Krafft Christi weg zu — raisonieren oder durch eine neu gerüstete Art von Sentimens weg zu — empfinden». Er werde zu Schanden werden — mit Wieland, Jacobi, Semler, Franz Leuchsenring nehme es der Zimmermann von Nazareth immer noch auf. «Sie kennen den grössten Menschenfreünd weder wenig noch viel, wenn Sie Ihn, seine gottesvolle Person von seiner Lehr trennen — wenn Sie jede jungfräuliche Empfindung die mit Nativität oder Wiz

[1] Nordwind.

ausgedrückt ist, mit Enthusiasmus herumpredigen — und Tage und Wochen — bey seinen Freunden . . . Jesu nicht gedenken können!» Er kenne den Christus nicht — kein Wunder, dass er ihn verfolge. «Sie mögen meiner Schwachheit und Einfalt lachen — aber der im Himmel wohnet lachet Ihrer und ich lache mit ihm; denn diess mögen Sie allen Mitaposteln einer Christusleeren Religion, allen Jüngern derselben auf der Kirchen und Schul-Kanzel, allen Jüngerinnen in Sommer-Lauben, auf dem Sopha, und bey den Caminen, aus diesem meinem vor Gott geschriebenen Briefe vorlesen, denn, ich, Johann Caspar Lavater von Zürich werde über alle diese meine Anstalten, Verabredungen Schriften Briefe Journale mit der Kraft des Geistes Jesu Christi, samt meinen Mitfreünden Jesu auf eine Weise triumphieren, die zeigen wird, auf welcher Seite Gott und die besste Wahrheit sey. Ich umarme Sie herzlich und wünsche Sie zu sehen». (Keller unter Nr. 12). — Dieser Brief war vor Leuchsenring in Darmstadt angekommen, sein Bruder, der Arzt, hatte die Adresse auf sich bezogen, den Brief erbrochen und gelesen, hatte sich gewundert und in seinem Aerger ihn all und jedem gezeigt. Es lässt sich denken, dass Leuchsenring, als er selbst nach Hause kam, wenig erbaut von diesem quipro-quo gewesen ist. Doch soll er Lavater, so gut es ging, entschuldigt haben (Julie an Usteri 7. Januar 73). Immerhin war ihm für die nächste Zeit die Lust, an Lavater zu schreiben, vergangen.

In Darmstadt waren die Freunde über seine unerwartete Ankunft vergnügt (Karoline an Herder). Er aber war mit ihnen allen nicht zufrieden, wie Merck am 16. März 72 an Sophie schreibt. Es hatte wohl nicht ausbleiben können, dass ihm während seiner langen Abwesenheit die Zügel ein wenig aus der Hand geglitten waren, wozu Merck, der sich über ihn hatte ärgern müssen, gewiss mitgeholfen haben mochte. Man hatte entweder neue Verbindungen geknüpft oder ältere fester gezogen, so dass er seine ganze Wirtschaft verstellt fand. Er fängt an aufzuräumen, und nimmt dazu den grossen Borstwisch des Raisonnements bei sammtenen Weiberseelen, die man wirklich nicht à contrepoil traktieren darf (Merck a. a. O. bei v. Loeper, Briefe Goethes an Sophie, Berlin 1874. S. 198). Er arbeitete also mit dem schweren Geschütze seiner philosophischen Deduktionen, mit den Paradoxen, mit den frappierenden und glänzenden Ideen, durch die er einem Kirchberger imponiert hatte, um seine Herrschaft wieder herzustellen. Er wird den gewünschten Erfolg in seiner Gemeinde wohl auch erreicht haben, wenn er dabei auch Karoline und ihre Schwester so abgespannt hat, dass sie nicht einmal den Tom Jones lesen

konnten (Karoline an Herder, Ende März 72). War vielleicht in seiner Abwesenheit der Geist **Herders** unvermerkt, durch Karolinens Vermittlung, in seiner Bruder- und Schwesterschaft wieder erstarkt, der ihm vor Jahresfrist schon einmal so lästig gewesen war? Merck deutet das an: «seine grosse Arbeit war, Herdern in der Seele der Mädchen auszuthun, und er hatte nichts an die Stelle zu setzen». Und auch Herders Briefe sind während Leuchsenrings Aufenthalt in Darmstadt wieder etwas nervös. Bei Leuchsenrings Bitte, Herder möchte ihm erlauben, einige Lieder Herders in die Schweiz an die neuen Freunde zu schicken, lässt Herder durchblicken, dass er den Zweck dieses Thuns durchschaut: nämlich sich mit Herders Freundschaft wichtig zu thun. Und sehr deutlich wird er — vielleicht auf eine Warnung Mercks — am 21. März: «Leuchsenring scheint (bei alle seinem Vortrefflichen) durch seine Reisen und Veränderungen der Scenen immer mehr verrückt zu werden». Karoline solle sich etwas vor ihm in Acht nehmen, sich ja nicht einmal von irgend einem noch so Frappanten auch nur einen Augenblick aus sich selbst setzen lassen. Es wäre am besten gewesen, nie über ihn mit Leuchsenring sich einzulassen.

Leuchsenrings Aufräumungsarbeiten richteten sich aber auch gegen Merck. **Merck**, der einzig Nüchterne in einer berauschten Zeit — wie Schröer ihn nennt (Einl. zu «Pater Brey» in Kürschners Nationallitteratur) — ist dem Enthusiasten immer störend gewesen. Wie vor einem Jahre Herders Benehmen gegen seine Braut, so tadelte «der Heidenbekehrer» jetzt Merck's Verhalten gegen seine Gattin. Und zwar in einem Briefe, den er ihm in der zweiten Hälfte des Märzes schrieb. Er nannte ihn darin einen Mann ohne Charakter, sprach ihm die Fähigkeit zu echter Empfindung ab und misbilligte die Aufführung mit seiner Frau; und das im Interesse der Freundschaft und Wahrheit. (Karoline an Herder, Ende März 72). Merck hat ihm den Brief zurück geschickt und dazu gelacht. Dieses Lachen sollte Leuchsenring später ziemlich teuer zu stehen kommen. Denn durch Mercks Augen hat Goethe Leuchsenring gesehen, hat **auch** gelacht, und mit Goethe haben schon viele über ihn gelacht und werden noch viele lachen. — Karoline war von dem Brief im ganzen entzückt, wenn sie auch der Beschuldigung der Charakterlosigkeit nicht beistimmte. Sie nahm sich eine Abschrift davon und schickte diese im April 1773 an Herder. Der aber fand den Brief nicht nach seinem Sinne. Ihn dünkte, die recht reine Wahrheit, Lauterkeit und Eifersucht für die alleinige Tugend, mit Aufopferung alles dessen, was **wir** sind, spreche doch nicht so. (Aus Herders Nachlass III, Nr. 129. 130.) In den Beziehungen Leuchsenrings und Mercks war der Brief

der Anfang vom Ende. Karoline wälzt alle Schuld des allmählich sich bildenden Misverhältnisses auf Merck: der habe überall gegen Leuchsenring gesprochen und ihn bei allen Freunden lächerlich machen wollen. Wie dem auch sei — im Frühjahr 73 ist Merck übler Laune, wenn er Leuchsenring sieht, und Leuchsenring kann Merck fast nicht mehr ausstehen (Herders Nachl. III, 129). Zu offenem Bruche ist es indessen nicht gekommen; im Mai 73 noch bittet Leuchsenring Iselin, sich der durch Basel reisenden Frau Merck anzunehmen: er habe zwar nötig gefunden, von dem Manne sich zurückzuziehen, aber das könne ihn nicht hindern, sich zu bestreben, Frau und Kindern nützlich zu sein.— Den Grund des Zerwürfnisses findet Varnhagen mit Recht in dem Zweifachen: einmal, dass die beiden Naturen so entgegengesetzt waren — der eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Thätigkeit müssig, der andere kalt, streng, schroff und in aller Musse immerfort thätig; und dann darin, dass sie so ähnlich waren, immer in unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, vermittelnd, ohne eine Stellung, in der ihre Kenntnisse und Gaben ihre gesammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können.

Sophie la Roche wird mit Spannung Leuchsenrings Bericht über ihre Julie erwartet haben. So macht sich denn dieser auch am 5. Februar auf nach Koblenz (Karoline an Herder, 6. Febr. 72). Am 16. Februar ist er in Frankfurt gewesen, Merck ist dort mit ihm zusammengetroffen[1] (es war noch vor dem «Fehdebriefe») und hat ihm zwei neue wichtige Bekanntschaften vermittelt: S c h l o s s e r und G o e t h e. Schlosser fand an ihm einen ausserordentlichen Mann und wünschte ihm, dass er die Glückseligkeit, sich selbst zu leben, besser als er selber geniessen möge (Schlosser an Lavater 16. Febr. 72; bei Keller Nr. 9). Leuchsenring schreibt über seine Begegnung mit diesen beiden sehr kurz und nichtssagend an Iselin: Herrn Schlosser habe ich kennen lernen und noch einen merkwürdigen Mann, Nahmens Goethe (18. März 72; Keller Nr. 9). Er ahnte wohl nicht, dass er durch diesen merkwürdigen Mann unsterblich werden sollte — wenn auch unfreiwillig. Goethe hat von Leuchsenring ein Bild gezeichnet am Anfang des 13. Buches von Dichtung und Wahrheit, das an Wert dadurch nichts verliert, dass der Rahmen, in den er es gebracht hat, nicht passt. Goethe spricht dort von dem artistisch-empfindsamen Kongresse, der von den Familien La Roche, Merck und von ihm zu Ehrenbreitstein im Herbste des Jahres 1772 gehalten wurde. «Zu diesem Kongress war auch Leuchsenring beschieden,

[1] Wielands ausg. Briefe III, 26.

der von Düsseldorf heraufkam.» Da Leuchsenring aber zu dieser Zeit in der Schweiz war (s. u.), so gilt es, für sein Zusammensein mit Goethe in Ehrenbreitstein eine andere Zeit zu finden. Es könnte dafür nach den Daten über Leuchsenrings Leben in Betracht kommen der Februar 1772 oder der Sommer 1773. Gegen die erste Zeit spricht die Thatsache, dass Goethe erst im Herbste 1772 mit der Familie la Roche bekannt geworden ist, somit bleibt nur der Sommer 1773, in dem Leuchsenring auch, wie wir sehen werden, eine Reise nach Düsseldorf zu Jacobis gemacht hat. Zu einer näheren Datierung fehlen allerdings die Belege. Goethe hat also in seiner Darstellung zwei seiner Aufenthalte in Ehrenbreitstein vermischt.[1] Erkennt man diese Thatsache an, so wird auch das zugegeben werden können, dass Goethe sich noch in einem anderen Punkte geirrt hat: nämlich dass er erst bei dem in D. u. W. geschilderten Kongresse Mercks Urteil über Leuchsenring kennen gelernt und sich angeeignet habe; die Annahme dieses Irrtums ist unausweichlich, da Goethe schon im März 73 den von Merck inspirierten «Jahrmarkt» nach Darmstadt geschickt hat (Karoline an Herder, Anf. April 73). Davon bleibt aber unberührt die Wahrheit der Schilderung von Leuchsenrings Auftreten. Leuchsenring erscheint hier mit angenehmem und einschmeichelndem Wesen als der grosse Briefsteller, als den wir ihn schon durch Jacobi und Herder kennen gelernt haben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit einigen Freunden enthielten, und aus denen er auszugsweise vorlas. An solche Vorlesungen schloss sich naturgemäss eine Unterhaltung über sittliche und litterarische Dinge, und so ward man mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt. Als wertvollste Schätze dieser Schatulle sind Goethe noch die Briefe einer Julie Bondely in der Erinnerung. Herr von la Roche, der heitere Welt- und Geschäftsmann, entzog sich der Gesellschaft, wenn die Schatulle geöffnet wurde. Goethe dagegen hörte gerne zu. Nach der Darstellung in Dichtung und Wahrheit wurde das anders durch die Ankunft Mercks mit seiner Familie. Merck konnte es sich nicht versagen, Goethe darauf aufmerksam zu machen, dass in Leuchsenring trotz der glänzenden Schale eigentlich kein gediegener Kern stecke, dass er ohne sonderliche Talente sei und nur durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchte, wobei ihm, dem Umherreisenden, zu einem günstigen Eindruck die Gunst der Neuheit zu Gute käme. Auf Goethe machten diese der Wahrheit

[1] Es erklärt sich hieraus das Auffallende, dass bei der Darstellung der Heimreise von Leuchsenring gar nicht mehr die Rede ist.

durchaus entsprechenden Argumente Mercks so viel Eindruck, dass er sich von Leuchsenring etwas zurückzog und — wenn auch nicht bloss aus diesem Grunde — sich den Töchtern des Hauses widmete. — Man mag über die historische Glaubwürdigkeit von Goethes Bericht denken wie man will — so viel geht bei jeder Auffassung daraus hervor, dass Leuchsenrings Gabe der interessanten Unterhaltung, und seine liebenswürdigen Formen zunächst ihres Eindrucks auf Goethe nicht verfehlt haben, dass aber später Mercks Einfluss sein Urteil umgebildet hat.

Ueber Leuchsenrings Aufenthalt in den letzten Tagen des Februar fehlen mir die Nachrichten. Anfangs März ist er durch Darmstadt gereist (Karoline an Herder 9. März), wie Keller vermutet: zur Landgräfin nach Buchsweiler, um mit ihr Pläne zur Reise mit dem Erbprinzen zu machen, der sich Leuchsenring als Begleiter offenbar sehr gewünscht hatte (vgl. Sybel, S. 716).

8. Die zweite Schweizerreise. Ende März bis Mitte Dezember 1772. Auseinandersetzung mit Lavater.

Nachdem die landgräfl. Familie zu dieser Reise des Prinzen mannigfache Pläne entworfen hatte — man sprach von einer Reise nach Italien mit Grimm aus Paris (Keller Nr. 6), Leuchsenring glaubte eine Zeit lang, es solle nach Paris und Brüssel gehen (Keller Nr. 6, Herders Nachlass III, Nr. 43) — entschied sie sich, gewiss unter Leuchsenrings Einflusse, für die Schweiz. Der Prinz sollte Menschen kennen lernen und seinen Gesichtskreis erweitern; es war eine Bildungsreise. Leuchsenring sollte ursprünglich, nach der Fürstin Plane, seinem ehemaligen Zöglinge nur wie von ungefähr hie und da begegnen und aus dessen Erzählungen Bemerkungen ziehen, wie weit die Absicht der Reise erreicht werden könnte (Mein Schreibetisch II, 274 ff.). Diesen Plan hat man wieder fallen gelassen. Leuchsenring ist nach den Berichten immer an des Prinzen Seite gewesen, aber er begleitete ihn als Freund (Keller Nr. 9). Der zweite Begleiter war ein Herr von Rathsamhausen. — Ende März wird die Reise angetreten, am 3. April ist man in Strassburg, bald darauf in Basel, wo der Prinz unter dem Namen eines Grafen von Lichtenberg den Häuptern der Republik Besuche macht. Von grösseren Festlichkeiten sieht man der Fastenzeit wegen ab. Um den 20. April sind die Reisenden nach Bern weiter gegangen. Hier hat Leuchsenring von neuem Hallers Grimm erregt, der dieselbe Beschuldigung der Religionsfeindschaft gegen den «Anbeter Wielands» erhebt (Hirzel, Hallers Gedichte

CDLXXI). In Schinznach waren der Erbprinz, der «Baron von Ratzenhausen» und Leuchsenring bei der Jahresversammlung der Gäste anwesend (Verhandlungen der Helvet. Gesellschaft in Schinznach. In den Jahren 1771, 1772 u. 1773. S. 12). Alle drei wurden damals Mitglieder der Gesellschaft (vgl. Keller Nr. 12). — Im Mai war Leuchsenring bei Lavater in Zürich. Der gute Lavater hatte sich über des Freundes langem Schweigen sorgende Gedanken gemacht und hatte ihm schon nach Bern einen Brief geschickt, in dem er sich über sein Stillschweigen beklagt wegen eines Briefes, der in so guter Absicht geschrieben sei. Nun kam es in Zürich zur Aussprache. Leuchsenring erzählt ihm von der Verwechselung und wie der schlechte Eindruck auf den Urheber zurückgefallen wäre, dass aber ein solcher Brief in einem Orte, wo man Leuchsenring nicht gekannt hätte, für ihn von den schädlichsten Folgen hätte sein können. Lavater erbietet sich zu öffentlicher Entschuldigung. Leuchsenring lehnt das ab; man beschränkt sich darauf, dass Lavater an Leuchsenrings Bruder einen Brief schreiben soll, von dem Julie sagt, er sei durch Inhalt und Freimut das seltsamste Stück, das sie jemals gesehen. Der (ungedr.) Brief lautet:

Hochzuverehrender Herr! Der Unruhe und der Beklemmung, welche seit dem Augenblick, da mir Ihr Herr Bruder Hofrath sagte, dass der an Ihn gerichtete Brief vom 12. Jenner 1772 von Ihnen, wegen eines adresse fehlers erbrochen und gelesen worden, weiss ich auf keine andere Weise mich zu entreissen, als wenn ich mich hinsetze, an Sie zu schreiben, was Pflicht und mein Herz mich schreiben heissen.

Sie sind ein Bruder des bessten Menschen, den ich kenne — Sie können mich schwach und fehlervoll — aber nicht klein und unedel finden, wenn ich einen kränkenden Misverstand, den dieser Brief veranlassen könnte, mit aller Einfalt und Aufrichtigkeit zu heben trachte.

Dieser Brief ist gerade für Niemand in der Welt geschrieben worden — als für den Herrn Hofrath. Niemand in der Welt kann ihn recht verstehen und erträglich finden als Er, und zwar nur dann, wenn er sich genau in die Umstände und in den Augenblick hereinversetzt, in welchen ich ihn schrieb — und es zugleich nicht vergisst, dass ich eben das, was ich geschrieben, dem wesentlichen nach, wiewol allgemeiner — ihm mit der zärtlichsten Miene mündlich gesagt habe. Meine Hochachtung für Ihren Herrn Bruder konnte unmöglich grösser seyn als sie war und noch ist. Von keinem Menschen hab' ich so viel Nutzen gehabt, der nur wenige Tage um mich war; von keinem hab' ich so viel Gutes zu erzählen gewusst, und erzählt und ge-

schrieben als von ihm. In einem Hauptpunkte trafen wir (so viel ich einsehen konnte; ich kann und will mich aber gern geirrt haben) nicht zusammen. «Christus, die unmittelbare Person Christi, schien mir zur Wiederherstellung und Seeligkeit des Menschen viel unentbehrlicher, wesentlich nothwendiger als Er, so viel ich urtheilen könnte, ihn dauchte. Ich fand ihn zu wenig für die unmittelbare Person, von deren ich glaube, dass sie im eigentlichen Sinn der einzige Quell unserer Unsterblichkeit sey — eingenommen — und wenigstens schien er es vis à vis von mir, vielleicht und wie ich mir die Sache selbst zu erklären suchte — aus einer freündschaftlichen Klugheit, die es nöthig erachtete, einen vermeintlichen Enthusiasmus für diese mir so verehrungswürdige Person, der ihm vielleicht der guten Sache des Christentums nachtheilig zu seyn scheinen konnte, zu mildern und mich — herabzustimmen.» Diese mir wichtige Verschiedenheit unserer Denkart — die Disharmonie, und Disproportion, die ich zwischen seinem Gefühle für jede auch kleine moralische Schönheit — und für das Urbild aller moralischen Schönheit (und für das hielt ihn doch Ihr Herr Bruder mit vieler Ueberzeugung) wahr zu nehmen glaubte — machte mir, je mehr ich für die grossen Talente, das fürtreffliche Herz und die eindringende Beredsamkeit des Herrn Hofraths eingenommen seyn musste — nicht wenig bange — das war meinen Grundsätzen und meiner Denkungsart gemäss. So schwach, so lächerlich sogar diese Denkungsart einem Dritten immer vorkommen mögte, vor Gott ist sie nun einmal diejenige, die ich nach meinem Gewissen für die beste halten muss. — Unterdess setzte ich meine Beobachtungen auf den Gang des Christentums und der Gottesgelehrsamkeit in der gegenwärtigen deutschen Welt fort. — Ein Gegenstand, auf den ich lange schon meine ganze Aufmerksamkeit richtete — Bücher, die herauskamen oder angekündigt wurden — Nachrichten von zuverlässigen Correspondenten, und einige andere vorher gefasste Vermuthungen — alles zusammen bestätigte mir den Gedanken: Man gehe darauf um, dasjenige, was ich nach meiner nicht ganz unüberlegten Einsicht, für wahres Christentum halte, (welches wahrlich von demjenigen, das in den Kirchen- und Schulbüchern gelehrt wird, so verschieden ist, als mir die Bibel von den meisten derselben zu seyn scheint —) zu verdrängen und ein Christentum einzuführen, welches mir darum fürchterlich seyn und als ein Antichristentum vorkommen müsste, weil es den eigentlichen Grund desselben — Jesum Christum entbehrlich macht.

Historische und Thatsachen waren einige Dinge, die mir diese Besorgnis unwiderstehlich gegründet machten. Erinner-

ungen an gewisse Schriften, Personen — Grundsätze, die von Herrn Hofrath selbst mit meiner Zustimmung — jedoch mit einer ihm ungewöhnlichen Wärme empfohlen worden — und die, wie ich gewiss theils erfuhr, theils sahe, zur Beförderung der oben angeführten Anschläge oder Absichten, wirksam waren, kamen hinzu — warm von diesen Vorstellungen an einem stillen Sonntage — wo ich, wegen einer kleinen Unpässlichkeit — von allen Freunden verlassen — zu Hause war — entschloss ich mich dem Herrn Hofrath — mein Herz auszuleeren; so wie es gerad in diesem Augenblick war — (Ach! Gott! hätte ich denken sollen, dass eine Seele diesen Brief sehen würde, als wem er ihn selbst zeigen würde) — und nun — wie beschämt und beklommen ist mein Herz — ist dieser Brief ausser seinem einzigen wahren Gesichtspunkt — in fremde Hände gekommen. Ich will das nicht achten, wie ich dadurch misskennt werden kann. Nur das: ich bezeuge Ihm auf mein Gewissen, dass ich nicht Schuld bin, wenn ein Mensch von diesem Briefe, den ich übrigens vor Gott schrieb, und für den ich vor Gott auch keine Entschuldigungen brauche — eine Abschrift hat, oder unrichtig von der Religion des Herrn Hofraths urtheilte. Ich bezeuge Ihnen auch, dass ich nunmehr gänzlich überzeugt bin, dass dieser sanfte ruhige gemeinnützige Menschenfreund an denen Anstalten, deren ich in dem Briefe Erwähnung thue — nicht den mindesten Antheil hat — wiewol ich ebenfalls völlig überzeugt bin, dass jeder andere, der sich zu der Zeit, da ich den Brief schrieb, in m e i n e m Gesichtspunkt befunden hätte, auf diesen Verdacht hätte fallen müssen. Es thut mir unendlich leid, dass ich mich hierinn betrogen habe. Ich traue es aber der göttlichen Fürsehung zu, dass sie auch aus diesem Vorfalle für mich und alle, die davon wissen, etwas augenscheinlich Gutes herauszubringen wissen werde. Unendlich würd' es mich freuen, wann ich mich auch in Ansehung der ersten Differenz geirrt hätte.

Gott sey mit Ihnen.

Zürich d. 19. Mai 1772. J. C. Lavater.

Mit dieser Erklärung, die Lavaters Wahrheitsliebe und Freimute ein ebenso glänzendes Zeugnis ablegt, als sie für die Kenntnis von Leuchsenrings religiösen Anschauungen von Bedeutung ist, konnte Leuchsenring wohl zufrieden sein. Aber da sie nicht allen zu Augen kam, die von dem eigentümlichen Bekehrungsversuche gehört hatten, so blieb es nicht aus, dass sich an die ganze Angelegenheit einige für Leuchsenring ärgerliche Misverständnisse knüpften. Man setzte nämlich Lavaters Schreiben in unmittelbare Verbindung mit Hallers Beschuldigungen des Atheismus. Man wusste auch, dass Haller die Frankfurter Anzeigen,

die seit 72 erschienen, für das Organ der deutschen Religionsfeinde hielt, deren Missionar Leuchsenring sei (Haller an Gemmingen, 22. März 72, bei Hirzel, a. a. O.) man hatte vielleicht auch gehört, dass Lavater von den Anzeigen nicht sehr eingenommen war. So tritt denn schon im Januar 73 in dem Berichte, den Julie von dem ganzen Vorfalle giebt, folgende legendenhafte Gestalt von Lavaters erstem Briefe vom 12. Januar 72 zu Tage: Die Frankfurter Journalisten seien Anhänger des Antichrists, Leuchsenring sei einer der Journalisten, obwohl ers nicht wahr haben wolle, er sei ausdrücklich nach der Schweiz gekommen, um an diesem grossen Werke der Widerrechtlichkeit zu arbeiten, habe sich dort spitzbübisch und heuchlerisch benommen, indem er vorgab, er wolle eine schlichte und reine Moral begründen u. s. w. (vgl. Bodemann, Julie von B. Nr. 104). Derartige Versionen mussten auch Leuchsenring zu Ohren kommen. Er verhehlt nicht seinen Aerger in einem Briefe an Lavater vom 22. Februar 73, dessen wichtigster Teil von Keller schon abgedruckt ist (Nr. 12): «Noch wollte ich Ihnen etwas von dem wunderbaren Geschwätze sagen, das sich hie und da in der Schweiz verbreitet hatte. Man sahe mich als einen verdächtigen Mann, als einen Feind der Religion an und citirte Lavater und Haller. Einen Feind der Religion? — mich? — Ich wünschte, mein lieber Lavater, was Sie daraus merkten, wie gefährlich eine gewisse Aktivität werden kan, wie unmoralisch. Was würde ein anderer an meiner Stelle gethan haben? Aber ich kan missbilligen und Sie doch lieb haben.» Durch solchen Tadel ist Lavater wiederum schmerzlich betroffen. Noch einmal sucht er sich brieflich in den Augen des vorher so sehr verehrten Freundes zu rechtfertigen, giebt auch zugleich sein Urteil über die Frankfurter Anzeigen ab.

Zürich, den 1. März 1773. (Ungedr.)

Mein lieber Herr Hofrath!

Mit keinem Menschen ist es mir noch gegangen wie mit Ihnen. Keinen habe ich so sehr geachtet, geliebt, bewundert, von keinem so viel gelernt — und dennoch bin ich von keinem so sehr missverstanden, falschgesehen worden, wie von Ihnen. Ich bin aber ruhig dabey, kenne mein Herz und mag wol warten. Ach! Sie sind mir entgangen . . . Noch immer hoffe ich, Sie einmal zu sehen, und meine ganze Seele vor Ihnen darzulegen, und Ihnen mit aller Freymüthigkeit zu sagen, was mir Rätsel an Ihnen ist. Nun — die Fürsehung wollte es nicht; will, dass ich Ihnen verdächtig bliebe; will, dass man Ihnen eine Anecdote um die andere zutrage, die mich Ihnen rätselhaft macht — nun — ich weiss nichts zu sagen, mein Lieber, als: ich mag wol warten: Ich bin mir sehr gewohnt,

missverstanden und nicht gekannt zu werden, und so sehr gewohnt, dass die Fürsehung mir alle mal Gerechtigkeit widerfahren lässt, dass ich auch gegen Sie auf das Jahr 1776. 78. oder 1780 spätstens appelliren will, und nur dies einzige . . . wer mein Urtheil über Sie zu Hallers stellt — der muss gerade zu r a s e n; denn i c h widerlege Hallers Urtheil gegen Sie — mit einer Wehmut und Zärtlichkeit für Sie, die . . . ich sage es Ihnen mit einer Thräne im Auge . . . Ihr Herz zerschmelzen würde.

Es ist eine fürchterliche Sache um die Anecdotenträger, die mir alle meine Gedanken stählen und zu Markte tragen, und Gedanken, die nicht in meine Seele kommen können, als die meinige debitiren! Nun, es sey so — Leuchsenring — behalten Sie diess Blat — und Sie werden s e h e n, dass ich die Himmelsluft athme, die Ihr edles Herz schlagen macht.[1]

Weil Freude machen meine einzige Freude ist, so hab' ich Herdern, und der Jungfr: M: Ihr Bildniss geschenkt.[2] Das, so die letztere hat, ist nicht so kenntlich. — um d e s w i l l e n darf ich es nicht nach Neufchatel senden. Ihr Bild ist tiefer und wahrer in meinem Herzen, als wenn ich tausend, auch bessere Zeichnungen als die meinigen sind, um mich her sehe. Was mir Herder über meine Aussichten schrieb?[3] Viel Unvergleichliches! Sehr viel — was wegfällt, wenn er mich verstanden hätte — überhaupt, dass ich das, was die innersten Nerven der Menschheit, die künftigen Engel in uns trift, nicht, bey weitem nicht genug bearbeitet habe, wenig gehorcht, mehr mich meiner Maulwurfswerkmeisterey, meiner eigenen Arbeit gefreut habe — u. s. w.

Herder ist der e i n z i g e (eine Seele, die Gott meinen geheimsten Wünschen dargebracht hat) der e i n z i g e Herder, dessen Verstand, dessen Kenntnis, dessen Herz, dessen Grösse, dessen Demuth meinem Ideal von einem Menschen, mit dem ich ganz Eins seyn möchte, entspricht — nur Eins hält mich noch zurück, oder vielmehr sollte mich zurückhalten, dass — ich so unaussprechlich viel weniger bin als Er. O Leuchsenring, dessen Seele meine Seele nach weynet — warum können Sie mir die

---

[1] D. h. die Zukunft wird den Beweis erbringen, dass er als treuer Freund sich benommen hat.

[2] Leuchsenring hatte in dem vorigen Briefe (vom 22. Februar 75) angefragt, warum Lavater Herdern sein Bild geschickt habe. Auch habe er gehört, dass Mdlle de Muralt ein Bildnis von ihm habe. Er meine aber, Frauenzimmer dürfen sein Bild nur durch i h n erhalten, und bitte, es zurückzuziehen und an Julie Bondely zu schicken. — Lavaters Ausflucht ist etwas kühn.

[3] «Ich wünschte zu wissen, was Ihnen Herder über Ihre Aussichten geschrieben». (Leuchsenring an Lavater 22. 2. 73.)

Wunde schlagen, mich zu fragen: «Was würde ein anderer an meiner Stelle thun? Ich beschwöre Sie, meiner nicht zu schonen; thun Sie, was Sie mit Recht thun können. Ich will, mein Theurer, keine Gnade, Gerechtigkeit will ich nur. Ja Unrecht leiden will ich lieber als denken: Leuchsenring glaubt, Lavater hab' ihn verläumdet. Wann Sie mir bald sagen, was Sie immer wider mich denken, was Sie an mir rätselhaft finden — so wollen Sie mir eine Gefälligkeit thun, die ich Ihnen nicht genug werde verdanken können — und ich verspreche Ihnen, wenn Sie es wollen, «mich mit keinem Worte zu erklären oder zu verantworten» — auch wenn ich vor Gott finden sollte, dass Sie mir Unrecht thun.

Und nun noch ein Wörtchen von den Ffr: Anzeigen. Gegen alle fremde und (unleserl. Wort) greife ich diese critische Schrift mit dem bessten Gewissen als eine der lichtvollsten und lehrreichsten an, die ich kenne. Aber Ihnen muss ich es doch — machen Sie, weil Sie, wie ich fast vermuthe, die meisten Verfasser besser kennen, als ich, einen Gebrauch davon, wie Sie wollen — Ihnen muss ich es sagen, — dass der zu witzige zu leichte, oft profane Ton, — den sie sich so sehr angewöhnt haben, dass das unbrüderliche, malitiöse Ihrer Urtheile, und insonderheit der häufige unverzeihliche Fehler, dass sie sich so selten die Mühe geben, sich in der Verfasser Gesichtspunkt zu setzen; dass Sie das Wahre und Gute mancher Schrift gerade zu verdecken und ignoriren, — und immer nur ihrem Ideal nachhaschen, und einseitige zwar vortreffliche Ideen hervordringen lassen, sie oft auch die weisesten, redlichsten, unpartheyischten Lesern — beynahe ekelhaft und unerträglich machen. Leben Sie wol mein Theurer — und lieben Sie mich wenigstens, wann Sie nicht mein Freund seyn können.

Lavater.

Ein Bekehrungsversuch Lavaters an Leuchsenring brachte eine erste Trübung in ihr Verhältnis; ein Bekehrungsversuch Leuchsenrings an Lavater sollte im Jahre 1786 zum Bruche führen.

Die Nachrichten über den weiteren Verlauf der Reise Leuchsenrings mit seinem Prinzen sind überaus spärlich. Im Juni hat er Julie in Morges gesprochen (Bodemann, Julie v. B., Nr. 104). Am 2. August ist er in Bern, ebenso am 23. September, wo Kirchberger meldet, dass Leuchsenring bald abreisen werde, wie er glaubt, nach Italien. Ich weiss nicht, ob es zu dieser Reise gekommen ist. Am 7. Dezember ist er wieder in Bern, am 11. in Basel auf der Rückreise begriffen. Der Prinz sollte am 15. in Pirmasenz sein (Keller, Nr. 12. 13. 14).

Karoline verzeichnet am 5. Dezember betreffs Leuchsenring

das Gerücht, er solle sehr melancholisch sein. Damit will das Urteil nicht stimmen, das er selbst über seine Reise abgiebt in einem (ungedr.) Briefe an Gleim vom 26. März 73: «Ich habe unter andern Vergnügen meiner zweiten Schweizer Reise vorzüglich das genossen, zu sehen wie sich der junge Fürst den ich begleitete so vortheilhaft zeigte und entwickelte, wie er so aufrichtig die Einwohner dieses freyen Landes liebte, von ihnen geliebt wurde, wie er so lebhaft wünschte, wieder in dieses Land zurückzukehren u. s. w.»

9. Wieder daheim. Herders letztes Urteil über Leuchsenring.

Spärlich fliessen auch die Quellen über Leuchsenrings äusseres Leben nach seiner Rückkehr, also im Winter 1772 auf 73. Nur die etwas befremdende Nachricht, dass er mit Merck am 5. Februar in Frankfurt eingetroffen ist (Goethes Briefe, Weim. Ausg. IV, 2, 57); und Karolinens Meldung vom Anfang April: «Leuchsenring ist fast den ganzen Nachmittag bei uns, und lieset uns in Voltaire, Wieland oder unserm Freund Yorik und «Tristram Shaudy» vor. Er lebt und webt um uns».

Von seinen inneren Erlebnissen tritt das Verhältnis zu Herder in den Vordergrund des Interesses. Herders Aeusserungen in den Briefen an seine Braut waren in der Zeit, wo Leuchsenring auf seiner zweiten Reise war, immer kühl, oft verächtlich gewesen. Und selbst Karoline behauptet im Juni 72: Franz Leuchsenring ist lange vergessen. Aber als er heimgekehrt und einige Tage bei ihr gewesen ist, muss sie bekennen: Ich habe Leuchsenring noch nie so geliebt wie jetzt (8. Jan. 73). Sie hatte Herder mitgeteilt, dass Leuchsenring jetzt die Ereignisse des Frühjahrs 71 anders beurteile. Der aber kann sich nicht recht für diese Nachricht interessieren: «Hat er Böses von mir gedacht, so hat er sichs gedacht, nicht mir: denn mit mir bin ich ohne alle Demonstration längst einig, dass in alle dem, was ein Leuchsenring so angafft und anfeindet und anstrauchelt, mehr Tugend der Seele und Edelmut des Herzens und Treue des innersten Bewusstseins liegen konnte, als in allen süssen moralischen Reim Gebetlein, aus dem Munde schöner Seelen gelernt» (9. Jan. 73). Aber Leuchsenring giebt seine Bemühungen, sich Herdern wieder zu nähern, nicht auf. Anfangs Februar schickt er ihm einen Brief, auf den hin Herder ihm ungeschminkt die Wahrheit sagt. Darauf hat Leuchsenring geantwortet in einem Briefe, der Herdern innigst erfreut und Leuchsenring ganz Herders Seele wiedergegeben hat. «Dass du mir Leuchsenring wiedergegeben, ist ein wahres Geschenk; sein Brief ist so gut und ehrlich», schreibt

er Mitte März. Aber lange hält bei Herder diese Stimmung nicht vor. Karoline hatte ihm Anfangs April den schon erwähnten «Fehdebrief» an Merck geschickt, und der gefiel ihm wieder gar nicht. Eins seiner letzten Worte über Leuchsenring im Briefwechsel mit Karoline ist: «Leuchsenring ist doch auch nur ein Buttervogel mit schönen Flügeln».

Ich glaube nicht mit Scherer (Goethe-Jahrb. I, 106) annehmen zu dürfen, dass nach Herders Ankunft in Darmstadt zur Hochzeit ein Bruch zwischen den beiden Männern stattgefunden hat. Das scheint doch der Tenor von Herders Brief an Raspe (s. u. Nr. 11) zu verbieten, in dem er dem Casseler Bibliothekar das von Leuchsenring geplante Journal empfiehlt. Und auch die Thatsache spricht dagegen, dass, als Herders 1784 nach Klosterberga übersiedeln wollten, Karoline überlegte, ob nicht Leuchsenring, der damals Erzieher in Potsdam war, für ihr Projekt in Bewegung gesetzt werden könne (Haym, Herder II, 375). — In seinem Gesamturteil freilich hat Herder, auch als er im festen glücklichen Besitze seiner Karoline war, nichts geändert und hat es noch einmal im Oktober 73 Lavater gegenüber mit Schärfe zusammengefasst (Aus Herders Nachlass II, 62 ff.): er habe ihn als einen guten, aber selbsterzogenen und alle Welt sich selbst erziehen wollenden Menschen gefunden. Eitelkeit und Toleranz (soll doch wohl heissen: Intoleranz!) fliehend, und im Grunde selbst so eitel und intolerant, als er je einen gekannt — dem Anscheine nach ohne Güte, wo sie Selbstüberwindung; viel Berlocke des Sentiments und Philosophie des femmes. — Dass Karoline später, als sie ihre «Erinnerungen aus dem Leben Herders» schrieb, in der Auffassung der Vorgänge des Frühjahrs 71 in Darmstadt sich dem Urteile ihres Mannes angeschlossen hatte, darf nicht Wunder nehmen bei einer so lange verheirateten Frau, bei der noch dazu Selbständigkeit des Urteils nie eine Haupttugend gewesen ist.

10. Leuchsenring in Goethes Satire.

Den Beziehungen zu Herder hat Leuchsenring es zu verdanken, dass sein Name in einer Galerie Goethescher Personen einen bedeutenden Platz ansprechen darf. Diese Beziehungen sind es gewesen, die zweimal dem Witze und der Laune des jungen Goethe Veranlassung gewesen sind, ein Bild zu entwerfen, bei dem Herder, Karoline und Leuchsenring Modell standen und Merck die Farben mischte.

Zuerst im «Jahrmarktsfest zu Plundersweilern». Karoline schreibt Anfangs April 73, Merck habe auch Goethen gegen Leuchsenring gestimmt, und der habe neulich einen Jahrmarkt in Versen geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und

Leuchsenring darin aufzuführen.[1] Aus Mardochai nämlich — wie er im ersten Drucke sich zeigt — guckt Leuchsenring deutlich genug hervor. Goethe geisselt hier Leuchsenrings Sucht, alle Welt auf den einen Ton seiner Empfindsamkeit stimmen zu wollen, verbunden mit seiner Unduldsamkeit gegen anders Denkende und Fühlende — welches beides Herder hatte empfinden müssen:

«Möcht' all sie gern modifizieren,
«Die Schwein zu Lämmern rektifizieren».

In der vertraulichen Stellung Mardochais zur Königin wird man zunächst allgemein das Streben sehen können, sich durch Vermittelung der Weiber Einfluss in den Familien zu verschaffen. Wenn er aber dann zu Esther sagt:

«Da ist es nun an dir, o Frau,
«Dich zu machen an die Königssau,
«Und seiner Borsten harten Straus
«Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus» —

so ist wohl darin nicht zu verkennen, wie Leuchsenring Karoline bearbeitet hat, sie solle auf Herders Bekehrung hinwirken. Dass Karoline solche Versuche gemacht hat, geht klar genug aus Antworten von Herder hervor, wie die vom 21. März 72: «das kann, dünkt mich, und will nicht jeder. Wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein» u. s. w. — Leuchsenrings Absichten bei seiner ersten Schweizer Reise, wie er sie in dem Briefe an Iselin vom 16. Juli 71 kennzeichnet, sind ein Commentar zu der Stelle:

«Ich geh aber im Land auf und nieder,
«Caper immer neue Schwestern und Brüder,
«Und gläubige sie alle zusammen
«Mit Hämmleins Lämmlein Liebesflammen».

Leuchsenring sagt dort: Vor einigen Monaten kam mir der Einfall zu reisen, um Menschen zu sehen und meine Brüder immer mehr lieben zu lernen . . . . in diesen zwey Monaten wünscht' ich alle die kennen zu lernen, die von irgend einer Seite mit mir sympathisiren — als meine natürlichen Brüdern und Schwestern». — Wenn man für die Verse

«Geh dann davon in stiller Nacht,
«Als hätt ich in das Bett gemacht»

auch keinen Vorfall konkreter Art mehr anführen kann, so sieht man darin doch Leuchsenrings Vorliebe für Geheimniskrämerei, für dunkle Andeutungen, für Anekdoten, die man in die Ohren flüstert, gezeichnet. — Karoline tritt als Milchmädchen auf, wegen

[1] Vgl. dazu W. Wilmanns, Preuss. Jahrb. 42, 42-74, dessen scharfsinnige Ausführungen aber vielfach wankend werden durch die schon bemerkte Thatsache, dass Leuchsenring im Sommer 72 nicht mit Goethe in Ehrenbreitstein gewesen ist.

ihrer Vorliebe für Leuchsenring, die «Milch- und Käseseele», der wegen seines kranken Magens nur Milchspeisen vertragen konnte.

Das hat denn auch dem andern Goetheschen Stücke, in dem Leuchsenring der Titelheld ist, den Namen gegeben: «Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, von Pater Brey, dem falschen Propheten».

Die Deutung aller Personen des Stückes auf die Glieder des Darmstädter Kreises, zu dem Herder aus der Ferne gehörte, ist nur von Düntzer bestritten worden (Goethestudien S. 35). Ich führe nur einige Stellen zum Belege an, deren Aehnlichkeit mit brieflichen Aeusserungen aus jenen Tagen hervorsticht. Man vergleiche zu dem Worte des Würzkrämers:

«Sagt, wir wären unordentleich,
«An Sinn und Rumor den Studenten gleich»

den Brief Mercks an Sophie (16. 3. 73), in dem er von Leuchsenrings Ausfräumungsarbeiten in Darmstadt spricht (vgl. Nr. 7).

Die Beziehung der Worte

«Da macht er sich an meine Frauen,
«Die auch ein bisschen umzuschauen»

ist deutlich genug. Weniger, dass Sibilla, die Nachbarin, Karolinens verheiratete Schwester, Frau Geheimrat Hesse, bedeutet. Und doch glaube ich, dass es so ist. Zu dem Zerwürfnis des Krämers mit der Frau Nachbarin, das der Pfaff veranlasst haben soll, vergleiche man den Satz aus Karolinens Brief vom Anfang April 73: Merck kommt fast gar nicht mehr zu uns, und wenn ich ihn sehe, und Leuchsenring ist bei uns, ist er übler Laune.

Die Charakterskizze, die sich aus dem Fastnachtsspiele von der Hauptperson entwerfen liesse, hätte etwa folgende Gestalt. Brey ist scheinbar ein Mensch von viel Verstand, in Wirklichkeit nur ein Besserwisser und Bessermacher. Das beruht auf seiner Unfähigkeit, bestehende Verhältnisse und Leistungen anderer zu verstehen und anzuerkennen. Daher ist seine Thätigkeit mehr negativ und destruktiv; vor positiven Aufgaben kann er nichts als prahlen und schwätzen. Scheinbar auch nur ist bei ihm ein freies, liebevolles Gemüt zu finden, in Wirklichkeit besitzt er nur einschmeichelnde Aufdringlichkeit. Hat er sich eingenistet, so säet er Unfrieden, weil das Ziel aller seiner Thätigkeit die Eitelkeit ist, sich überall zur Geltung zu bringen. Bei den Weibern gelingt ihm dies auch. Er schliesst mit ihnen Seelenfreundschaften, die nicht frei sind von einer gewissen, nicht gerade männlich-kräftigen Sinnlichkeit.

Jacobi urteilt (Briefw. Nr. 145), dass Leuchsenring im «Pater Brey» zwar in einer etwas unsauberen Manier, aber

doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet sei. Besonders bezeichnend findet er die Stelle:

> Er will überall Berg und Thal vergleichen
> Alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen,
> Um dann zu malen auf das Weiss
> Sein Gesicht oder seinen Steiss.

Ohne Zweifel — wird man sagen müssen — erkennt man in jeder guten Karrikatur die Züge des Vorbildes wieder; dadurch hört sie aber nicht auf, eben nur Karrikatur zu sein. Goethe selbst würde zur Ergänzung seines Urteils auf das andere hingewiesen haben, das er in «Dichtung und Wahrheit» giebt. —

11. Der erste Plan eines Journal de lecture.

Fragt man, wie es kam, dass ein so reichbegabter, interessanter Mann wie Leuchsenring doch den Besten seiner Zeit so wenig genug gethan hatte, so wird eine Antwort auch die sein: es fehlte seinem Leben und seiner Persönlichkeit der heitere Ernst einer strengen Berufsarbeit. Eine solche hätte — schon dadurch, dass sie ihm den Rückhalt einer gesicherten Stellung verschaffte — seinem Auftreten mehr Nachdruck, vielleicht auch mehr Würde gegeben. Er wäre dadurch heiterer, sieghafter, imponierender geworden. Ohne diese Arbeit ist seine Thätigkeit nicht wertvoll genug erschienen, um ein Mannesleben auszufüllen. Der Kampf um das tägliche Brot, den er in seinen späteren Jahren hat führen müssen, hat sein Leben entschieden geadelt.

Nach seiner Rückkehr von der zweiten Schweizer Reise taucht bei ihm zuerst die Absicht auf, sich einer Arbeit zu widmen. Karoline schreibt am 6. Februar 73 ihrem Herder: Leuchsenring habe die Absicht, die besten Piecen aus Romanen u. s. w. zusammen zu suchen und abzudrucken. Merck sei völlig mit seinem Projekt unzufrieden: es werde schief gehen; das Publikum werde das Unternehmen als ein Raub ansehen, es könne nicht zustande kommen! — Näheres über Leuchsenrings Absichten ergiebt ein ungedruckter Brief von ihm an Gleim vom 26. 3. 73; er schreibt da: «Vielleicht hat Ihnen Fritz Jacobi schon etwas von meinem französischen Recueil gesprochen, das ich noch dieses Jahr beginnen werde. Es giebt in Form eines Journal gedrukt, alle Monat ein Bändchen sauber und schön, enthält ausgewählte kleine Lektüre, als da sind Romänchen, Contes, kleine Verse, interessante Fragmente, Geschichten u. s. w. — le bon ton sous le masque des ris. Nichts das mehr als höchstens eine Stunde zu lesen erforderte. Das ganze Feld französischer Litteratur soll mir Gewächse zu meinem Lustgarten geben, der, was seine innere Einrichtung betrift,

wohl a l'anglaise seyn könnte. Das Ding wird auf Subscription gedrukt, damit es schön und wohlfeil seyn möge. Nächstens erscheint der Prospectus. Ich hoffe, Sie werden auch ein wenig die Sache empfehlen helfen. Es wird sogar eine deutsche comercien Sache, weil dadurch manche französische Receuils, Compilationen oeuvres Sammlungen u. dgl. ziemlich entbehrlich, wo nicht ganz unnütz werden dürften. Herrlich, wenn man zugleich für Herz, Kopf und . . . Beutel sorgen kan». — Einen Monat später ist der erwähnte Prospectus erschienen, Leuchsenring hat ihn seinen Freunden zugeschickt mit der Bitte um Weiterverbreitung. Herder sendet am 26. 4. 73 dem Bibliothekar Rud. Erich Raspe in Kassel ein Exemplar mit der Bitte: «thun Sie dabei liebster Freund, was und wieviel Sie können: das französische Uebel, was nach Ihrem Ausdruck hier herrscht, ist in solchem Betracht Gutes und bei meinem Freunde ist dies nur der erste Schritt zu andern weitaussehenden Planen der Bildung des Publikums, den ich äusserst gern gelingen sähe als ich weiss die folgenden vortrefflichen Effekt auf ein solches machen müsten» (Weimarisches Jb. 1855, S. 48, 49). Herder hat sich auch sonst in gefälliger Weise für das Journal bemüht; denn es hindert wohl nichts, mit Haym (a. a. O., S. 530) den Schlusssatz des ungedruckten Briefes an Hartknoch vom August 1773 hierauf zu beziehen: «hier ist ein Avertissement, wovon schon mehr in Petersburg sind». Auch F. Jacobi und Sophie la Roche hatten ihre Unterstützung bei dem Werke versprechen müssen (Jacobis auserl. Briefw. Nr. 63). Aus dem Billet, mit dem Leuchsenring die Uebersendung des Avertissements an Gleim begleitet, geht hervor, dass er sich in diesem Prospekte auch auf Gleims heitere Muse bezogen hat: «Nehmen Sie nicht übel», heisst es, «dass ich Sie in beyliegendem Avertissement genannt habe, u. lassen Sie sich mein Bibliothekchen bestens empfohlen seyn» (Ungedr. Brief vom 5. Mai 1773, aus dem Goethe u. Schiller-Archiv in Weimar). — Auch die Schweizer Freunde wurden für Leuchsenrings Plan mobil gemacht. Am 9. Mai 73 ergeht an Iselin die Bitte, das Avertissement ein wenig zu verbreiten; die Absicht dabei sei wichtiger als es scheine oder scheinen solle (Jak. Keller, a. a. O. Nr. 15). Leuchsenring wünscht ausdrücklich, dass der Legationsrat Georg Ludw. Schmidt in Aarau und der Verfasser der Ephemerides in Paris (Pierre Samuel Dupont), bei dem das Avertissement auch vielleicht eingerückt werden könne, ein Exemplar erhielten. Iselin schickt denn auch am 22. Mai den Prospekt an Hirzel; und am 30. geht ihm schon von Frey eine scharfe Kritik darüber zu: er gleiche dem Leuchsenring wie ein Wassertropfen dem andern, und wenn die Sammlung dem Prospekte gliche,

so würde sie wahrhaftig nicht viel taugen. Von seiten eines Deutschen hätten Ton und Stil dieses Prospekts für den ersten Augenblick etwas Verführerisches, aber beim zweiten Lesen fände man einen falschen, erborgten Ton; «un homme qui court après l'esprit, sans l'atteindre». Er habe nichts dagegen, dass Heiterkeit und Scherz in der Sammlung herrschten, und er glaube mit dem Verfasser, dass nichts besser sei, das Leben zu erhalten und zu verlängern, als ein heiterer und vergnügter Sinn. Aber er glaube nicht, dass Heiterkeit und Scherz Kinder des philosophischen Geistes seien. Kurz und gut, er zweifle, dass diese Sammlung Glück haben werde, und wenn Freund Leuchsenring das seine auf ihren Erfolg gründe, so habe er ein Luftschloss gebaut. Und dann — was sei denn ein Journal de lecture? Was seien Kleinigkeiten, berechnet für den Horizont der Toiletten, der Vorzimmer, auf die er mehrfach zurückkomme? Das sei also eine Sammlung für die Dienstboten. Frey fasst schliesslich sein Urteil dahin zusammen: das ganze sei ein totgeborenes Kind. Auch Iselins Meinung war dem Avertissement nicht günstig, ihm missfiel vor allem an dem Stil ce ton plus que précieux, in dem auch die Herausgeber der Frankfurter Anzeigen schrieben. — Man wird, wenn man von diesen Urteilen Kenntnis nimmt, nicht vergessen dürfen, dass Leuchsenring in dem Briefe an Iselin selber von dem Prospekt sagt: «er ist sehr eilfertig geschrieben und abgedrukt worden, zu beydem hatte ich nur wenige Stunden».

12. Reisen im Sommer 1773. Der zweite, veränderte Plan für das Journal.

Das Bedauern, dieses Avertissement nicht mehr mit den Urteilen darüber vergleichen zu können, wird dadurch erheblich gemildert, dass der spätere Plan und die Ausführung des Journals von diesem ersten bedeutend abweicht, der weiter nichts als Scherz und Heiteres und leichteste Leseware verspricht.

Leuchsenring begab sich im Frühjahr 1773 wieder auf Reisen. Gern hätte er es gesehen, wenn für ihn bei der Reise des Darmstädter Hofes nach Berlin im April 1773 ein Platz gewesen wäre.[1] So plant er zunächst eine Reise nach Paris.[2] Diesen Plan erweitert er aber, wenn er am 9. Mai 73 an Iselin schreibt: «Uebermorgen geh ich von Darmstadt ab . . . Wenn

[1] Ungedr. Brief an Gleim 5. Mai 73: Wie sehr bedaure ichs mein lieber Gleim, dass mir die Umstände nicht erlaubt haben, von dieser Reise zu seyn!

[2] Ungedr. Brief an Gleim 26. März 73.

ich noch etwa 14 Tage bey meinen Freunden herumgezogen bin, wende ich mich nach Holland und von da über Brüssel nach Frankreich, wo ich in der Mitte des künftigen Monats seyn werde. Gegen den Herbst hoffe ich wieder in meiner lieben Schweiz zu seyn».[1] Ob er dieses Programm genau so ausgeführt hat, ist nicht mehr festzustellen. Bei Jacobi in Düsseldorf aber ist er gewesen; denn der schreibt am 9. Oktober 73 an Sophie La Roche, er habe mit ihm über Helvetius' Sensibilität gesprochen.

Sei es nun, dass Urteile, wie die oben angeführten dem Verfasser des Avertissements zu Ohren gekommen waren; sei es, dass die Freunde, die er besuchte, ihm wohlmeinende Warnungen zuteil werden liessen; sei es, dass in Paris Männer wie Diderot, dessen Bekanntschaft er sich erfreute,[2] neue Pläne in ihm erwachen liessen: die nächste Nachricht, die wir über das Journal haben, lässt wesentlich veränderte Absichten erkennen. Ein Brief Leuchsenrings an Lavater vom 17. März 73[3] ergiebt nämlich folgendes: Leuchsenring hat seinen Plan mehr auf Frankreich kalkuliert. Ursprünglich also hat er wohl von Darmstadt aus für einen überwiegend deutschen Leser- und Leserinnenkreis sein «Recueil» zusammenstellen wollen. Er berichtet ferner, er habe seinem Plane eine weitere Ausdehnung gegeben und ihn gemeinnütziger gemacht. Eine besondere Pflege wird der Geschichte der Welt-Litteratur zugedacht, Geschichten der Griechischen, Römischen, Italienischen, Spanischen, Französischen, Englischen, Deutschen Litteratur sollen sich finden. Mit guten Uebersetzungen, sonderlich aus dem Deutschen, will er Belege dazu liefern. Aber auch dem aktuellen Bedürfnisse des Litteraturfreundes soll genügt werden durch jährliche Anzeigen des Besten aus dem im vorigen Jahre erschienenen, wobei die Litteratur-Nachrichten jedes Landes in dem Lande selbst ausgearbeitet werden; den Wünschen des Freundes der Geschichtsforschung entsprechen die Notices des vies des plus grands hommes und Nachrichten über die letzten politischen Begebenheiten; schliesslich verspricht er Anekdoten zur Ehre der Menschheit — kurz alles was eines populären Vortrags fähig ist. Er hofft, es werde vielleicht ein Tempel aus dem werden, was anfangs eine Hütte zu werden schien; als Ideal schwebt ihm eine Encyclopédie élémentaire des connaissances les plus utiles vor. — Der Unterschied in der Höhenlage der Absichten ist deutlich. Mit dem Journal ist aber auch der Preis

---

[1] Keller Nr. 15.
[2] Ungedr. Brief an Lavater, Ende Dez. 75.
[3] Die Stelle ist bei Keller abgedruckt.

dafür gestiegen. Sollte von dem Receuil, wie es zu Anfang des Jahres 73 in Darmstadt geplant war, der Bogen nicht unter 3 Sols abgegeben werden,[1] so wird jetzt der Preis des Jahrgangs auf 24 livres für Paris, 30 für die Provinz festgesetzt, das heisst, da der Jahrgang einen Umfang von 24 Heften zu je 5 Bogen haben soll[2]: der Bogen kostet annähernd 5 Sols.

13. Leuchsenrings Leben in Paris. Bis 1779. Zerwürfnis mit Jacobi.

Bevor ich auf den Inhalt des Journal de lecture eingehe, will ich die Nachrichten über Leuchsenrings Leben in Paris sammeln.

Die erste Kunde bringt der teilweise schon von Keller veröffentlichte Brief an Lavater vom 17. März 74. Dieser Brief zeigt, dass Leuchsenring schon einige Zeit in Paris sich aufhält; denn er ist offenbar die Antwort auf ein Schreiben Lavaters, in dem dieser die Bitte ausgesprochen hat, ihm für seine «Physiognomischen Fragmente» einen guten französischen Uebersetzer in Paris zu verschaffen. Leuchsenring antwortet in einem Schreiben, das zugleich einen kleinen Einblick in seine Sorgen und Arbeiten als Redakteur gewährt:

«Um einige Erläuterungen muss ich Sie noch bitten, mein liebster Lavater. Soll die französische Uebersetzung in Paris oder in Zürich gedrukt werden? Wo werden die Kupfer gestochen?

Wenn das Werk nicht hier gedrukt wird, wärs doch rathsam, es hier durch die Censur passieren zu lassen um eine permission tacite zu erhalten pour le faire entrer en France. Dann wollte ich vor den Debit alles thun, was in meinem Vermögen steht. So auch in Holland, England u. s. w.

Die Uebersetzungen sind hier ganz schlecht oder sehr theuer. Ich bezahle wenigstens 18 ₰ für den gedrukten Bogen von meinem Journal, und muss doch noch übersehen lassen. Herr Cacault ist — unter uns gesagt — ein sehr mittelmässiger Uebersetzer, der die Feinheiten seiner eigenen Sprache fast gar nicht kennt. Sie können sicher seyn, dass wenn ich mich Ihres Werkes annehme, ich alles thun werde, als wärs mein eigenes. Aber zuvor muss ich einige Bogen sehen, und erwarte sie mit Sehnsucht.

Wärs nicht besser wenn Sie von jemand in Zürich, der des Französischen am besten mächtig, eine gute litteralische

---

[1] Karoline an Herder 6. 2. 73.
[2] Leuchsenring 17. 3. 74.

Uebersetzung unter Ihren Augen machen und dann hier diese Uebersetzung in besser Französisch umarbeiten liessen? Wer sind Ihre Verleger?

Nach vielen Hindernissen, mein Journal in Frankreich einzuführen, habe ich endlich mehr erhalten als ich anfangs gehofft, ein Privilegium und die schmeichelhafteste Aufmunterung.»

Den Schluss des wichtigen Briefes, der über das Journal die zum Teil schon oben dargestellte Auskunft giebt, findet man bei Keller. Ich füge noch die ungedr. Stelle hinzu, in der Leuchsenring den Züricher Physiognomisten zum Mitarbeiter zu gewinnen sucht. «Wie wenn Sie einen Aufsatz machten etwa in Form eines Briefes, worin Sie den Plan und die Absicht Ihres Werkes populär erzehlten und auf eine Art, die sich an die gemeine Denkart ein wenig anschlösse — den ich dann ins Französische übersetzen liesse und meinem recueil einverleibte? So wenig Metaphysik als möglich. Man hat hier einen entsetzlichen Abscheu davor.» Das Programm, das Leuchsenring in diesem Briefe entwirft bezüglich der Erscheinungszeit seines Werkes, hat sich nicht annähernd innehalten lassen. 24 Hefte nämlich sollten im Jahre erscheinen, je 3 Hefte sollten einen Band bilden. Um nun die 2½ schon verflossenen Monate des Jahres 74 einzubringen, gedachte er im April die ersten 3 Stücke erscheinen zu lassen, «dann sofort alle Monat 3 Stüke, biss die 3 erste Monat eingeholt. Dann 2 Stüke monatlich, dass im ganzen 24 St. herauskommen.» Aber erst am 28. Oktober 74 meldet Jacobi an Sophie la Roche: «Siehe da! endlich Leuchsenrings Journal. Ich habe fünfhundert Exemplare davon in Commission, und erwarte daher ihre Aufträge, falls Sie welche davon angebracht haben oder noch anbringen können» — und der zweite Jahrgang, der eigentlich mit dem Jahre 1775 beginnen sollte, sendet sein erstes Heft — das 25. der ganzen Reihe — erst im Oktober 1778 in die Welt, wie aus einer Notiz im Journal selbst hervorgeht!

Der Grund dieser auffallenden Verzögerung wird in dem zu suchen sein, was vielleicht so vielen weitreichenden Plänen in Leuchsenrings Leben die Ausführung abgeschnitten hat, was sein Leben reicher an grossen Entwürfen als an Thaten sein lässt: Geldmangel und Kränklichkeit. Das Ende jenes Briefes und der weitere Briefwechsel mit Lavater scheinen das anzudeuten.

In jenem Briefe nämlich schreibt er, es würde ihm in diesem Augenblicke, da er 3 schon gedruckte Stücke neu drucken lasse, und monatlich über 500 Thaler Druckauslagen habe, ohne den beträchtlichen Aufwand zu rechnen, den ihn

Uebersetzungen und Originalmanuskript täglich kosteten, sehr angenehm sein, wenn er in Paris einen Kredit von 10—12000 Livres wenigstens bis zum Ende des August offen hätte, wo seine Subskriptionsgelder einliefen. Ob Lavater ihm nicht dazu verhelfen könne? Lavater scheint ihm nach einiger Zeit die ersten Fragmente seiner Physiognomik zugeschickt zu haben, ohne freilich den Wunsch bezüglich des Kredits haben erfüllen zu können. Wenigstens befindet Leuchsenring sich noch am Ende des Jahres 75 in peinlichen Verlegenheiten. Dies geht aus der Antwort Leuchsenrings hervor, die, obwohl undatiert, mit Sicherheit erst in diese Zeit zu setzen ist. Der Brief ist auch durch eine Bemerkung wertvoll, die Leuchsenring als einen feinen Kenner des weiblichen Herzens erkennen lässt.

Ungedruckt.

«Nein länger sollen Sie nicht in der Ungewissheit bleiben kan ich gleich nur einige Zeilen Ihnen vor itzt schreiben. Schändlich war mein Stillschweigen und kan nicht ganz entschuldigt werden. Nur um den Standpunkt ein wenig zu berichtigen bitt' ich Sie zu bedenken, was Krankheit, überhäufte Geschäfte, Seelenleiden, äusserl. Bande und Verwiklungen, Verdruss über kostbaren Zeitverlust, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit u. drgl. wirken können — am meisten aber Leiden derer die ich liebe — doch genug davon . . . und zur Sache, wenn ich Ihnen noch erst gesagt habe, dass ich bey alle dem nie das Ufer aus dem Gesicht und also nie den Muth verlohren habe, alles ist mir Prüfung, Vorbereitung, Verwesen zu einer schöneren Auferstehung und zur [unleserliches Wort]. Nun von Ihrer Physiognomik. Was ich über das Werk selbst denke, ein andermal, mir ists sehr erwünscht und hoff' ich grossen Nutzen daraus und neuen Gesichtspunkt. Brings Gährung desto besser. Ohne die wird nichts Neues und wenig Gutes. Vielleicht ist mirs nur lieber wenn Schlacken mit unter sind, Gelegenheit zu prüfen, sich an dem Gegenstande zu üben, Mittel die Eigenliebe der Untersucher zu bestechen. Es ist damit wie mit den Weibern. Hat man sie dahin gebracht, dass sie Fehler an uns finden und zu corrigieren anfangen, so ist der Sieg über ihr Herz halb erfochten.

Nun von [der] Uebersetzung. Sie wollen dass sie gut seyn soll und Ihr Werk ist schwer zu übersetzen, auch hab' ich schon viel Geld vertändelt um Uebersetzungen für mich und muss selbst Hand anlegen wenn ichs nach meinem Sinne haben will. Wünschte auch das Ding so zu drehen, dass es nicht zu sehr gegen französischer Leser Denkart liefe. Zu arg darf mans doch nicht machen, wenigstens anfangs. Also wäre wohl z. E. die schöne Stelle Herders am Anfang an Franz. Bücher gewöhnten

Lesern ein Talisman, der sie auf immer von dem Buche entfernt hielte.[1] Muss man nicht allen alles werden? Also wäre mein Wunsch folgender: Sie verkündigen, dass die französische Uebersetzung der deutschen nachfolgen solle. Sie können aber Kupfer u. s. w. ziehen lassen. Da hat man Zeit das Ding zu besorgen, und dann verspreche ich Ihnen mich darauf einzurichten, dass ich Ihnen einen Teil meiner Zeit geben kann und sage frey was mir scheint. Diderot dem ;ich von Ihrem Projekte gesagt ist so ziemlich eben der Meinung und den bringe ich vielleicht dahin, dass er das Mspt mit mir durchliesst eh' wir's dem Druck übergeben. Sie begreifen, dass dies dem Werke nichts schaden würde. Nun guten Morgen. Schreiben Sie mir nächstens 2 Zeilen Antwort hierüber, lieben Sie mich immer ein wenig, grüssen Sie [unles. Wort] u. s. w.

Leuchsenring.

Meine Adresse chez Monsieur Dandiran Banquier rue Michel le Comte.

Lavaters Antwort auf diesen Vorschlag mochte Leuchsenring überraschend sein. Lavater hatte nämlich in der langen Zeit des Wartens anderweitig für eine Uebersetzung seines Werkes gesorgt und fordert nun kurz die eingesandten Stücke der Physiognomik zurück.

d. 7. Jenn. 76.

Lieber Leuchsenring!

Ich will Ihnen Ihr Stillschweigen, das mich freylich in die äusserste Verlegenheit setzte, herzlich gern vergeben — wenn Sie mir nur itzt sogleich, ohne Anstand, und sicherst, das zurücksenden, was Sie von mir erhalten. Das muss ich nun haben sogleich schlechterdings. Ich habe nun meine Massregeln genommen. Versprechen muss gehalten werden.

Ich bitte Sie also, sogleich nach Empfang dieses — die Pappiere zu suchen, einzumachen, abzusenden, und mir anzuzeigen, wenn ich alle Auslagen für Briefpost etc. zu bezahlen habe. Vielleicht ersuche ich Sie beym folgenden Theil um Ihre gütige Hülfe.

Ich kenne Ihre Umstände nicht, lieber Leuchsenring, aber ich kann mir viel von Ihrem Leiden vorstellen. Ich habe Leiden

---

[1] Als Einleitung zu den Physiognomischen Fragmenten druckt Lavater unter der Ueberschrift «Würde der menschlichen Natur» die Ausführungen ab, die Herder in der «Aeltesten Urkunde» gemacht hat über die Stelle: lasset uns Menschen machen, unser Bild, Gestalt der Aehnlichkeit, die uns gleiche — Ausführungen, die in der That vielleicht trotz ihres tiefen Gedankengehaltes einem französischen «aufgeklärten» Publikum wegen ihres pathetisch-mystischen Tones nicht zugesagt hätten.

gelernt, und kann mit dem Leidenden leiden. Glücklich, wer still leiden kann; überstanden. Das Triumphwort kommt auch im bessten Augenblike.

Ich bin itzt mit dem II. Theil der Physiognomik sehr beschäftigt. Wieland und Goethe sind brüderlich verbunden, und der dritte — ist

Lavater.

Leuchsenrings drückende Lage, die, verbunden mit körperlichen Leiden, die Herausgabe seines Journals immer mehr verlangsamte, veranlasste ihn — vielleicht durch die Vermittlung seines Bruders — die Hilfe der Markgräfin Karoline Luise von Baden, einer geborenen hessen-darmstädtischen Prinzessin, nachzusuchen. «Die gelehrte Markgräfin» versprach, für ihn gut zu sagen, wenn er irgendwo eine Anleihe von 12000 Livres aufnehmen wolle und könne. Leuchsenring hat sich nun zuerst an seine Freundinnen gewandt, und zwar an Sophie von La Roche. «Er brauchts in Paris», schreibt sie am 15. Jan. 76 an Merck, «wo er krank und bekümmert ist. Ich bin misvergnügt, dass dieser Mann seine Talente nicht besser und nützlicher brauchte, aber das Geld, wie soll ichs ihm schaffen?» (W. I, Nr. 31). Thatsächlich ist es der Freundin nicht gelungen, die Summe zu beschaffen. Denn im Spätherbst des Jahres 76 macht Leuchsenring sich selbst von Paris auf, offenbar in der Absicht, irgend einen Freund für sich zu interessieren. An welchen Thüren er überall angeklopft hat, wissen wir nicht. Aber nach einem Briefe, den er am 19. Dezember an Iselin schreibt (Keller Nr. 16), befindet er sich auf der Rückreise in Strassburg und muss, da er sich überall länger aufgehalten hatte, als er vermutet, den erquickenden Gedanken aufgeben, über die Schweiz nach Paris zu gehen. So richtet er denn unter Berufung auf das Kreditschreiben der Frau Erbprinzess von Baden schriftlich die Bitte an Iselin, ihm durch Besorgung von 12000 Livres, oder wenigstens der Hälfte, aus einer entsetzlichen Verwirrung zu erretten. Im Falle Iselin in Basel keine Hilfe sähe, so solle er diesen Brief an Lavater schicken, «den», wie er schreibt, «ich immer liebe, ob ich gleich nicht in allen Stücken mit ihm zufrieden bin». Aber weder Iselin findet sich in der Lage zu helfen noch Lavater, der an Iselin am 22. Dezember schreibt: «Ich wollte selber zu Basel einige Tausend Gulden entlehnen, könnt' ich's — so wollt' ich sie Leuchsenringen abtreten, weil ich für mich einige Hoffnungen in Zürich sehe. Grüssen Sie mir Leuchsenring.»

In dieser äussersten Not half Fritz Jacobi, indem er dem «wunderbaren Freunde» 5000 fl. vorstreckte (Zöppritz, Aus Jacobis Nachlass, Leipzig 1869, I, Nr. 42). Diese Anleihe scheint aber

daran Schuld gewesen zu sein, dass das freundschaftliche Verhältnis der beiden in Stücke ging. Denn offenbar in dieser Angelegenheit hat Jacobi einen Brief an Lavater geschrieben, in dem er sich voller Entrüstung über Leuchsenrings Verhalten ausspricht; und Jacobis Brief an Garve vom 27. April 1786 (Jacobis Ausg. Briefw. Nr. 145 und Zöppritz Nr. 42) lässt als Zeit des Bruches etwa das Jahr 1777 oder 78 erschliessen. Aber noch nicht in dieser Zeit hat Jacobi öffentlich das eintretende Misverhältnis zu erkennen gegeben. Erst als später die «Leuchsenringsche Hypothese» zu Tage trat, nahm er gegen Leuchsenring Stellung. Besonders in dem erwähnten Briefe an Garve. Er könne — schreibt er hier — seine Geschichte mit Leuchsenring schlechterdings auf keine Art erzählen, die Leuchsenring nicht zum Schurken mache. Aber er nimmt schliesslich mehr einen hohen Grad von Narrheit, als entschlossener Niederträchtigkeit an. — Jedenfalls rettete Leuchsenringen Jacobis Hilfsbereitschaft aus der dringendsten Not; auch hatte er Gelegenheit, im Spätsommer 1777 den Landgrafen von Homburg als Führer durch Paris zu geleiten, der diesen Dienst nicht ungelohnt gelassen haben wird, so dass Merck im Herbst 77 (W. II, Nr. 44) schreiben konnte: «Leuchsenring ist noch in Paris und lebt dort auf einem sehr guten Fuss, wie Jedermann sagt».

Leuchsenrings Lebensweise mochte nicht darnach angethan sein, mit bescheidenen Mitteln Haus zu halten. Glaubt er doch selbst während seiner grossen Geldnot i. J. 1775 nicht ohne einen Privatsekretär auskommen können (W. II, Nr. 19). Und überdies durfte er als Herausgeber des Journals nicht in Zurückgezogenheit leben, musste sich an dem eleganten Leben und Treiben in den litterarischen Salons beteiligen, wenn er «die besten Köpfe erster Classe» zu Beiträgen und Ratserteilung und die der zweiten Klasse als regelmässige Mitarbeiter gewinnen wollte. (Keller Nr. 16.)

So hat denn der erfreulichere Zustand seiner Kasse nicht allzu lange angehalten. Die Briefe, die er in den letzten Jahren aus Paris an Lavater geschrieben hat, legen auch davon Zeugnis ab. Diese Briefe können ein allgemeines Interesse nicht beanspruchen, da sie zum Hauptgegenstande die geschäftliche Notlage seines Wirtes, des Banquiers Dandiran haben, für die Leuchsenring Lavaters Vermittlung bei mehreren Züricher Bankhäusern anruft. Immerhin stellen die fünf Briefe bez. Zettel, die in der Zeit vom November 78 bis September 79 geschrieben sind, der freundschaftlichen Hilfsbereitschaft Leuchsenrings ein ehrenvolles Zeugnis aus; auch ist die hier zu beobachtende Thatsache, dass Lavater trotz mehrfacher Bitten nicht über den Rahmen der geschäftlichen Angelegenheiten hinausgeht, von Bedeutung:

sie spricht für eine allmählich keimende Entfremdung; schliesslich werfen die Briefe auf Leuchsenrings Vermögensumstände das schon angedeutete Licht, wenn er am 16. Dezember 78 schreibt: er würde einige Auszüge aus Lavaters «Physiogn. Fragm.» in sein Journal eingerückt haben, wenn er reich genug gewesen wäre, das Werk zu kaufen.

Sein Journal war nicht das einzige, auf dem sein Geldmangel lähmend lastete. Als er Paris betrat, war sein Kopf voll mit grossen Plänen noch anderer Art. Salzmann weiss am 12. April 75 davon, dass «Herr Dr. Leussenring zu Paris» an einer Uebersetzung des «Werther» arbeitet (Düntzer, zur deutschen Lit. u. Gesch. I, 30). Leuchsenring wäre vielleicht kein schlechter Uebersetzer des «Werther» geworden. Denn ein Buch wie dieses musste in vielem Betracht ihm aus der Seele geschrieben sein. Bei seinem Aufgehen in der Handlungsweise des Gefühls, in allem, was Empfindung und Phantasie angeht, bei seiner Verzärtelung des eigenen Herzens war er selber eine Art Werther. — Noch andere Pläne bewegten ihn. Er war dazu autorisiert worden, eine «neue korrekte und beträchtlich vermehrte Ausgabe Rousseauischer Werke zu veranstalten», (Keller Nr. 16). Den Nutzen, der daraus entspränge, wollte er zum Teil dazu bestimmen, Rousseauen in seinem Alter Bequemlichkeiten zu verschaffen, die er nicht mit seiner Freiheit erkaufen dürfte. Der andere Teil sollte dem zweiten grossen Entwurfe dienen, der seine Seele damals beschäftigte: er sollte seine Erziehungsprojekte ohne fremde Geldschulden in Wirklichkeit setzen helfen. Dieses Projekt taucht noch einmal in dem Schreiben an Iselin auf, in dem er jenen Anleiheversuch macht. Die Hilfe, schreibt er dort, sei ihm jetzt um so wichtiger, als sie ihn auch in den Stand setzte, ein Unternehmen zu beginnen, das Iselin und allen wahren Menschenfreunden gewiss nicht gleichgültig wäre; er habe glänzende Aussicht von äusserlichen Glücksumständen und von einer ausgebreiteten recht gemeinnützigen Thätigkeit und müsse auf alles dieses verzichten, müsse versinken, wenn er nicht eine unterstützende Hand fände. In demselben Briefe erfahren wir, dass seine Gedanken sich viel mit Erziehung und Philantropinen beschäftigen. Und Sophie la Roche berichtet am 15. Januar 76 (W. I, Nr. 31), dass er die Absicht gehabt habe, eine Stellung am Erziehungsinstitute in Neuwied anzunehmen. Welcher Art nun des Näheren seine grossen Pläne gewesen sind, darüber kann vielleicht — wenn es erlaubt ist, dem Gange der Abhandlung vorauszueilen — das Journal einige Auskunft geben. Denn nicht nur, dass der breite Raum, den darin Fragen der Erziehung des Geistes und Herzens einnehmen, des Herausgeber

Interesse für dieses wichtige Gebiet des Menschenlebens überhaupt verrät — das Journal zeigt auch, dass Leuchsenring mit ganz besonderer Aufmerksamkeit die pädagogischen und philantropischen Institute verfolgte, die damals unter Katharinas II. Gunst in Russland schnell emporblühten. Von den «Plans et Statuts des différens Etablissemens ordonnés par sa Majesté Imperiale Cathérine II, pour l'Education de la Jeunesse, et l'utilité générale de son Empire» giebt er an mehreren Stellen seines Werkes umfangreiche Auszüge, in denen nicht nur die allgemeinen pädagogischen Grundsätze zur Erörterung gelangen, sondern auch eingehend die Organisation jener Anstalten entwickelt wird. Leicht möglich, dass er die Absicht hatte, durch einen Aufruf an seine für Erziehungsfragen so leicht zu begeisternden Zeitgenossen in Paris ähnliche Anstalten wie in Moskau und Petersburg ins Leben zu rufen.

14. Das Journal de lecture.

a) Angabe des Inhalts.

Nähere Kunde, als die dürftigen Briefnotizen, giebt über Leuchsenrings geistiges Leben während seines Pariser Aufenthaltes sein Journal. Ich bemerke, bevor ich in eine Besprechung dieses Journals eintrete, dass sich daraus für die Geschichte der deutschen Litteratur unmittelbar kein Nutzen ziehen lässt, weil einerseits die von Leuchsenring in Aussicht gestellten Anzeigen des Neuerschienenen in der Litteratur der Zeit sich nicht finden, andererseits der Herausgeber keine Originalbeiträge geliefert hat; mittelbar aber wird sich doch manches zur Charakteristik des Herausgebers gewinnen lassen. Auf diesen Gewinn wird die Besprechung ihren Hauptnachdruck legen.

Die 25 Hefte, die sich von dem Journal in den Bibliotheken zu Göttingen, Karlsruhe und Darmstadt erhalten haben, habe ich durchgeprüft.[1]

«Druck und Papier sind sehr sauber», schreibt Leuchsenring an Lavater. Man wird ihm darin Recht geben können. Auch die Kupfer, die jedes der Duodez-Bändchen (zu 5 Heften) zieren, sind geschmackvoll. Sie stellen immer eine Szene aus der ersten Geschichte des Bandes dar. Hie und da wieder finden sich kleine Holzschnitte als Zierleisten oder am Schlusse eines Abschnittes.

---

[1] In der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen befinden sich die Hefte 1—6. 10—12, in der Herzogl. Bibl. zu Gotha 19—21, in der Grossherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt 7—9. 13. 15. 16—18. 22. 23. 25. 26. 28.

Das Titelblatt hat folgende Aufschrift:

Journal de lecture ou choix périodique de litterature et de morale.
Simul et jucunda et idonea dicere vitae. Hor.
Tome Premier.
A Paris. M. DCC. LXXV.
Avec Approbation et Privilege du Roi.

Es folgt aus Montesquieus Lettres Persanes der Satz: Je ne demande point de protection pour ce Livre: on le lira, s'il est bon, et, s'il est mauvais, je ne me soucie pas qu'on le lise.

An Stelle einer Vorrede giebt Leuchsenring Fragmens qui peuvent servir de Préface: eine Zusammenstellung von Blüten aus dem reichen Gebiete seiner Belesenheit. Sie dienen zur Einführung in Stoff und Geist seines Werkes und handeln über Autoren, Leser, Bücher, heitere und ernste Lektüre, über die rechte Art zu lesen, wie ein Autor schreiben soll, und ähnliches.

Ich gebe einige Proben. Voltaire erhält zuerst das Wort:

Nous croyons que l'Auteur d'un bon ouvrage doit se garder de trois choses; du Titre, de l'Epitre dédicatoire et de la Préface. Les autres doivent se garder d'une quatrieme, c'est d'écrire.

La multitude étonnante de Livres ne doit point épouvanter. Paris contient sept cens mille hommes, on ne peut vivre avec tous, et on choisit trois ou quatre amis. Il ne faut pas plus se plaindre de la multitude des Livres, que de celle des Citoyens.

Montaigne: Je n'aime pour moi, que des Livres ou plaisans et faciles, qui me chatouillent; ou ceux qui me consolent, et conseillent à régler ma vie et ma mort.

Bacon: La morale ne semble pas faite pour recevoir la loi de la méthode . . . ainsi il arrivera que des maximes de morale, éparses et sans suite, feront toujours plus d'effet sur le coeur.

On apprend tout dans les Livres, excepté la manière de s'en servir; c'est l'ouvrage de la réflexion.

Bayle: J'ai étudié la nature et les attributs des compilations: si elles plaisent partout aux mêmes gens, elles ne sont pas bonnes; ceux qui n'en connaissent pas le caractère, n'y voudraient trouver, que ce qui est de leur goût.

Plinius der Jüngere: Si nous avons à craindre, que ce qui peut plaire à l'un ne plaise pas à l'autre, la variété de l'Ouvrage nous fait espérer, que le total n'en sera point désagréable . . .

Dans les études comme dans la vie, rien de mieux, rien de plus convenable à l'esprit de l'homme, que de mêler l'enjouement au sérieux; de peur que l'un ne produise l'ennui, et l'autre ne dégénère en frivolité.

Young: Quelquefois une pensée grave et sérieuse, que le

Lecteur rencontre isolée dans l'étendue d'un Ouvrage qui ne semblait destiné qu'à l'amuser, et qu'il parcourait négligemment et sans dessein, l'étonne, l'arrête et le frappe d'une impression plus vive et plus profonde. . .

Le Tasse: La vérité parée des grâces de la Poésie, entraîne et subjugue les plus rebelles. Ainsi nous présentons, à un enfant malade, les bords d'un vase abreuvés d'une douce liqueur: heureusement trompé, il boit des sucs amêrs, et doit la vie à son erreur.

Diderot: C'est toujours la vertu et les gens vertueux qu'il faut avoir en vue quand on écrit. . . .

Ein Vers von Rousseau beschliesst diese Fragmente: Apollon fordert den Dichter auf, zwischen der Göttin des Scherzes und der Göttin der Weisheit zu wählen; «weiser Apollon», antwortet der Dichter, «lass mir beide — die eine für mich, die andere für meine Schriften».

Weit ist das Gebiet, das von dem Journale umspannt wird, und mannigfaltig sind seine Gegenstände. Weit — sofern seine zeitlichen Grenzen bis zur Antike hinaufreichen, sofern es dem Raume nach die ganze gebildete Erde umspannt; mannigfach, weil kaum eins der vielen Gebiete menschlichen Wissens und Könnens unbeachtet geblieben ist. — Auf die Frage, welche Kreise dieses grossen Gebietes sich der sorgsamsten Pflege erfreuen, giebt der Verfasser selber eine Antwort.

Die erste Seite des Textes ist oben mit einem Stiche geschmückt: eine Frauengestalt in weitem antiken Gewande, einen Helm auf dem Haupt, sitzt vor der Marmorstatue eines unbekleideten Amors und thut die letzten Meisselschläge am Fusse der im übrigen fertigen Bildsäule. Um den Sockel schlingt sich ein Rosengewinde, ein Zweig vom Lorbeerbaum liegt daneben. Im Hintergrunde steht auf einer Staffelei das Bild der Grazien. An den Sessel der Frauengestalt ist ein Schild mit einem Gorgonenhaupte gelehnt. — Athene, Eros, die Charitinnen — Weisheit, Anmut, Liebe verspricht das Bild; und zwar die strenge Weisheit, gemildert durch die Liebe, und die Liebe, gebildet von der keuschen Weisheit. Das Bild ist in Uebereinstimmung mit dem Titel choix de littérature et de morale: Lebensweisheit in dem ästhetisch-schönen Gewande der Litteratur und die Auswahl der schönen Litteratur bestimmt durch Rücksicht auf ethische Interessen.

Diese Andeutungen bestätigen sich bei näherer Prüfung. In den Proben von lyrischer Poesie, die das Journal giebt, fehlen die Liebeslieder zwar nicht ganz, aber sie

nehmen einen verhältnismässig geringen Raum ein. Bernard, de la Harpe, der Marquis de Pezai u. a. singen in ihrer galanten Art von den Reizen ihrer Schönen und von den Qualen und Freuden der Liebe; besonders gern belauscht man die Gefühle der Schäfer und Schäferinnen; in der Weise von Wielands komischen Erzählungen wird das «Urteil des Paris» besungen; aus Bernards berühmter Art d'aimer kann Leser und Leserin die beste Methode Herzen zu gewinnen lernen. — Gewöhnlich aber zeigt sich die lyrische Muse ernster; sie soll nicht nur ergötzen sondern auch belehren. So bringt sie Satiren des Lucilius, Elegien Tibulls, aus dem 14. Buche von Ovids Metam. etwa den sinnigen Vergleich der Lebensalter mit den Jahreszeiten, oder auch horazische Oden voller Lebensweisheit; Voltaire belehrt in einem Gedichte, das Thelème et Macare betitelt ist, darüber, wo das Glück zu finden sei; eine Dame entwirft den Franzosen ihr Charakterbild:

> Si la raison était de mode,
> Vous auriez tous de la raison;

ein anderer singt einen Hymnus auf die Kultur; die bewegliche Klage des von dem Geliebten verlassenen Weibes mochte manchem zu Herzen gehen. Sehr beliebt ist die Form der Episteln: hier nimmt sich Voltaire der freien Philosophie an gegenüber päpstlicher Unterdrückung; Dorat untersucht, was wohl die glücklichste Form des Lebens sei; einer freut sich, als Freund der Musen über die Armut erhaben zu sein.

Auch das Drama findet seine Pflege. Ein Dichter Imbert mit Namen, schreibt eine Komödie: le Gâteau des Rois. Er veröffentlicht in dem Journal den Prolog dazu; dieser hat die Gestalt einer kleinen Szene, in der die Schauspieler sich über den Charakter des Stückes und seine dichterischen Intentionen unterhalten. Ein anderer, der Abbé Le Monnier hat zu Ehren einer Prinzessin Gessners Idylle Menalkas und Alexis dramatisiert, und wird gewiss mit dem plumpen und rührseligen Machwerke seine Zeit entzückt haben. Aber auch die Gewaltigen der tragischen Kunst sind zu Worte gekommen. Ein ganzes Heft ist dem Euripides gewidmet. Im Mittelpunkte steht die Uebersetzung des «Orest», der wie der Uebersetzer mitteilt, in P. Brumoys Théatre des Grecs sich nicht findet. Auch ein wenig Shakespeare hat Leuchsenring seinen Lesern zu schmecken gegeben, bevor es in Frankreich eine Uebersetzung der Werke des grossen Britten gab: die Totengräberszene aus dem Hamlet und die Szene aus «Macbeth», in der Rosse dem Macduff die Nachricht bringt, Macbeth habe sein Weib und seine Kinder ermordet.

Welcher Beliebtheit sich im Gebiete des Epik die Idyllendichtung Gessners erfreute, davon giebt auch unser Journal

einen Beweis durch die Fülle, in der es diese Dichtungen — gewöhnlich in Meisters Uebersetzungen — bringt. Mit Wielands «Nachlass des Diogenes», der 1769 erschienen war, macht der Herausgeber zum grossen Teil seine Leser bekannt. Auch beginnt das Journal mit der Uebersetzung von Sternes grossem Roman Tristram Shandy.

Gross ist die Schar der kleinen Geschichtchen, die Leuchsenring «Anekdoten zur Ehre der Menschheit» nannte, und die da handeln von Kindesliebe, von seltener Dankbarkeit, von fein erwiesener Wohlthat, von echt königlichen Handlungen, von Tapferkeit, von Edelmut, und die kluge und geistvolle Worte verbreiten. Hin und wieder wird auch so eine Geschichte weiter ausgesponnen zur eindringlicheren Einschärfung der Moral. — Ein Auszug aus dem 12. Briefe von Rousseaus Nouvelle Heloise erörtert die Frage, wie man recht lesen und studieren soll. Solche Abschnitte und die Briefe belehrenden und ermahnenden Inhalts, wie sie etwa der Lord Chesterfield an seinen Sohn richtete, oder wie sie Ganganelli, der spätere Clemens XIV., an seine Freunde schrieb, bilden den Uebergang zu dem zweiten grossen Gebiete, dessen Bearbeitung das Journal sich zur Aufgabe gemacht hatte, in einem Umfange, der das erste bedeutend übertrifft: die Popularphilosophie und die populäre Wissenschaft — ein unmerklicher Uebergang, wie ja denn überhaupt eine scharfe Scheidung von Poesie und Philosophie die sich als philosophische Gedichte und als poetische Philosophie so innig berühren, sich nicht wird durchführen lassen.

An der Philosophie interessiert den Dilettanten am meisten die praktische Seite. So auch hier. Die erkenntnistheoretische Frage nach dem Werte von Erfahrung und Hypothese wird einmal in einer Allegorie zu gunsten des Empirismus entschieden ; und Roussel giebt eine etwas skeptische Betrachtung darüber, wie wirs in der Erkenntnis so herrlich weit gebracht haben. Das überwiegende Interesse aber ruht auf den ethischen Fragen. Ueber das Wesen und die Aufgabe der praktischen Philosophie überhaupt lässt sich Montaigne vernehmen. Fontenelle führt uns in einem Gespräche zwischen Anakreon und Aristoteles den Gegensatz zwischen Lebens-Weisheit und streng wissenschaftlicher Philosophie vor Augen, das Idealbild des wahren Philosophen wird von mehreren gezeichnet. Gereimtes und Ungereimtes hört man über die wichtige Grundfrage: was ist Glück? Bei der anderen Frage, was die Lust für eine Rolle im ethischen System zu spielen habe, erhält Young das Wort zu einer Apologie du Plaisir in echt epikuräischem Sinne. Enger, aber nicht minder interessant und am häufigsten behandelt, ist das Kapitel Reichtum: ein Anonymus

lässt den Hedoniker Aristipp im Gespräche mit Krates den Reichtum als etwas Köstliches verteidigen; Wielands Diogenes und Marivaux' l'indigent Philosophe predigen mit eindringlichem Humor Bedürfnislosigkeit; Young entwirft das Bild eines wohl angewandten Reichtums. — Nicht minder gern richtet der Philosoph von Welt seine denkende Betrachtung auf Charakter und Seelenleben des Weibes. Den Artikel Femme aus der Encyclopédie, den Desmahis geliefert hat, lässt Leuchsenring u. a. hier abdrucken — eine Reihe feiner Bemerkungen in graziöser Form. Die Frage des Cölibats, von Young behandelt, und ein Preis der Félicité domestique schliessen sich an. — Typische Charaktere, wie den Honnête, den Fat zeichnen einige der Encyclopédie entnommene Artikel. Und bis in die besondersten Einzelfragen des Lebens steigt die Betrachtung hinab, wenn etwa untersucht wird, worauf der klug Beobachtende beim Reisen zu achten habe, oder wenn Chesterfield den Frauen entzückend feinsinnige Anweisungen über die Kunst sich zu kleiden giebt. Auch was Liebenswürdigkeit ist und wie man in Gesellschaft gefällt, erörtert eine Dame. — Nicht selten finden sich auch Zusammenstellungen von Moral-Vorschriften und Weisheitsperlen, so aus der Imitatio Christi des Thomas a Kempis, aus dem Testament des berühmten Rechtslehrers und Humanisten Pierre Pithon, aus Plinius des Jüngeren Panegyrikus auf Trajan. Hierher, zur Moralphilosophie, möchte ich den Auszug stellen, den Leuchsenring aus H. C. Hirzels «Wirtschaft eines philosophischen Bauers» giebt, die 1774 in zweiter vermehrter Auflage erschienen war und grosses Aufsehen erregt hatte. In diesem Auszuge sind grosse Stücke weggelassen, die sich mit rein landwirtschaftl. Fragen beschäftigen. Ausgewählt sind die Teile, die Kleinjoggs, des philosophischen Bauern, nationalökonomische Anschauungen, seine Grundsätze als Familienvater im Verhältnis zu den Knechten, bei der Kindererziehung u. s. w, behandeln.

Gegenüber dieser reichen Auswahl an moralischphilosophischen Darbietungen verschwinden fast ein auf transcendentmetaphysischem Boden stehender Aufsatz über den Ursprung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele, eine psychologische Betrachtung über Sinnesempfindungen und sympathische Gefühle und ein Beitrag aus d'Alemberts Mélanges de littérature zur Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts.

In litterarisch so angeregten Kreisen, wie sie die Pariser Gesellschaft der Aufklärungszeit darstellte, blühte auch das Nachdenken über das Wesen des dichterisch Schönen, die aesthetische Reflexion. An seinem Teile ist auch unser Journal ein Beweis dafür. Es hilft die Grundsätze der litterarischen Kritik

bekannt machen, die d'Alembert in den Reflexions sur l'usage et sur l'abus de la Philosophie dans les matières du goût gegeben hat; es zeigt Montesquieus feine Beobachtungen über Grazie, es giebt Buffons berühmte Akademierede über den Stil, wir finden ferner hier eine ganze Reihe der kunstphilosophischen Aufsätze, die Marmontel in dem Supplément de l'Encyclopédie gegeben hat, z. B. über Convenances (wie man in einem Kunstwerke allgemein-menschliche und lokale, nationale, individuelle Züge abzuwägen habe) oder über Déclamation (deklamatorische Rhetorik im Gegensatze zur wirklichen Beredtsamkeit). Von einzelnen Dichtungsarten wird die Lyrik besprochen in einem von der Akademie gekrönten Werke: Conseils à un jeune poète, dem modernen Drama wird mehr als einmal mit freimütiger Kritik das antike zum Muster vorgestellt, Voltaires bewunderndes Urteil über Shakespeare wird eingerückt, für die volkstümliche Romanze tritt der geschätzte Jugendschriftsteller Berquin ein mit dem Wunsche: möchte sie doch wieder Volks-, Familien-, Kindergesang werden! Ein Unbekannter preist den Roman als Seelennahrung des wahrhaft Empfindsamen. Von der bildenden Kunst zu sprechen giebt der Modemaler jener Zeit, Boucher, Gelegenheit, auch der italienische Maler-Dichter Salvator Rosa.

Das Interesse der musikalischen Welt wird damals beherrscht durch den Kampf um die Oper, den Rameau, die Italiener und Gluck führten. Das Journal giebt mehrere, teils launige, teils ernste Darstellungen dieses Streites.

Notices des vies des plus grands hommes hatte Leuchsenring in jenem Briefe an Lavater verheissen. Wir finden dieses Versprechen gehalten, wenn wir nunmehr bei unserer Wanderung durch das Journal de lecture den Boden der Geschichtswissenschaft betreten. Dichter, Historiker, Philosophen, Feldherren, Fürsten haben hier ihre Lebensbeschreibung bekommen, oder wo nicht das, so doch eine Darstellung charakteristischer Momente in ihrem Leben und an ihrem Wirken. De la Harpe begründet den Zauber von Fenelons Schriften mit seiner exquise sensibilité du coeur et des organes, Montaignes Essays erhalten eine feine litterarische Analyse, über Pirons des Lustspieldichters und Satirikers Leben und seinen Witz wird eingehend berichtet, an eine Erzählung von der ersten Aufführung von Voltaires Irene schliesst sich eine begeisterte Erhebung dieses Mannes. Aus Dantes Leben wird die Geschichte seiner Beziehungen zu Beatrix gegeben, die für das Verständnis seiner Dichtung so wichtig ist. Unter den Feldherren wird Turenne gemäss seinem Charakter und Verdienst ausgezeichnet. Die Akademie hatte für das Jahr 1775

als Preisaufgabe eine «Eloge» über den 1712 gestorbenen Marschall von Catinat gestellt. Leuchsenring giebt von den mit einem Preise ausgezeichneten Arbeiten Auszüge. Von den Fürsten feiert Voltaire den Herzog Leopold von Lothringen, weil er seinem Volke Ruhe, Bildung, Reichtum verschafft habe. Die Geschichtschreiber sind durch zwei Männer des Altertums vertreten: Plutarch und Xenophon, die des grössten Lobes gewürdigt werden.

Auch grössere zusammenhängende Geschichtsdarstellungen bringt unser Journal. So umfassende Auszüge aus der Philosophie de l'histoire, die Voltaire 1765 pseudonym hatte erscheinen lassen und die vom Papste verboten worden war. De la Harpe giebt eine von Begeisterung für Philosophie und wissenschaftliche Aufklärung getragene Darstellung davon, wie sehr der Genius der grossen Schriftsteller auf den Geist ihres Jahrhunderts einwirke. Ein Ungenannter entwirft mit geistreicher Kritik die Skizze einer Kultur- und Sittengeschichte der antiken Völker. In den Rahmen kulturgeschichtlicher Arbeiten gehört auch eine Untersuchung über den Ursprung der Menschenopfer, die sich an Cäsars Bemerkungen über Menschenopfer bei der Galliern anschliesst; die einem alten Manuskripte entnommenen Aufzeichnungen eines lothringischen Edelmannes über seine häuslichen Erlebnisse; und eine Arbeit von Court de Gebelin über Ursprung und Bedeutung der eleusinischen Mysterien, sowie ein Aufsatz von Voltaire, der bewundernd von dem tiefen Gehalte der antiken Mythen und Sagen spricht. Von grösseren Geschichtswerken ist in einem längeren Auszuge des Quintus Curtius Geschichte Alexanders des Grossen vertreten. Auch darf sich Leuchsenring rühmen, einer der ersten gewesen zu sein, welche die Franzosen mit Robertsons Geschichte von Amerika bekannt gemacht haben, indem er für sein Journal übersetzen liess das Inhaltsverzeichnis, Robertsons Vorrede und den Anfang des ersten Kapitels, das sich mit den Anfängen den Schifffahrt beschäftigt.

Kam er so den aktuellen Bedürfnissen eines Freundes den geschichtlichen Wissenschaft entgegen, so verschloss sich sein Werk auch nicht ganz vor den Tagesfragen der Politik und der Volkswirtschaft. Es giebt den Brief eines hochgestellten Mannes wieder, in dem es den neuen Kriegsminister charakterisiert, es tritt ein für den freien Getreideverkauf in der Provinz, der bis dahin auf die Hauptstadt beschränkt war, es ergreift Partei für die Lehre der Oekonomisten, die den Satz verfochten, dass Grund und Boden die alleinige und ausschliessliche Quelle des Reichtums seien.

Eng verbunden mit der Staatswissenschaft ist die Juris-

prudenz. Ihren Fragen, soweit sie ein allgemeineres Interesse erregen können, hat das Journal ein ganzes Heft gewidmet. In einer rechtsphilosophischen Abhandlung wird untersucht, in welcher Epoche ihrer Entwickelung die Gesellschaft am geeignetsten ist, eine gute Gesetzgebung zu erhalten. Jemand eifert gegen den grausamen Unfug der Gottesurteile; ein anderer berichtet über ein Gesetzbuch der Brahmanen, das der Gouverneur der englischen Niederlassungen in Indien nach England im Jahre 1775 gesandt hatte. In Bern hatte ein Freund der Humanität der Société économique einen Preis von 50 Louisdor überwiesen zu Gunsten derjenigen Arbeit, die von der Gesellschaft für die beste gehalten würde, über folgende Aufgabe: einen Plan aufzustellen für eine Strafgesetzgebung, bei der Verbrechen und Strafen in gleichem Verhältnisse stehen. Von der Bearbeitung der Aufgabe durch Voltaire giebt Leuchsenring grosse Bruchstücke.

Die Besprechung jenes Gesetzbuches der Indier ragt schon hinein in das Gebiet der Völkerkunde, die auch sonst durch Berichte über den Volkscharakter der Schweizer, über Sitten und Gebräuche eines nordamerikanischen Indianerstammes und über die Dichtkunst und die Freundestreue der Araber vertreten ist.

Eine anthropologische Abhandlung aus Voltaires Questions sur l'Encyclopédie über den Einfluss des Klimas auf den Volkscharakter leitet über zu den exakten Wissenschaften, die ziemlich zahlreich behandelt sind. Ein Verfasser, der sich nicht nennt, bezeichnet Skeptizismus und Empirie als die Methode des Naturforschers. Die Astronomie ist würdig vertreten durch einen Auszug aus der 1775 erschienenen Geschichte der alten Astronomie von Bailly; in der Geologie untersucht jemand den Einfluss des Wassers auf die Gestaltung der Erde; zur Naturbeschreibung gehört eine Arbeit über das Getreide und einige kleine Beobachtungen von Franklin und Buffon. Eine medizinische Plauderei über Kranke und Krankheiten und Aerzte und eine Darstellung des Einflusses, den die Luft auf den menschlichen Organismus ausübt, konnte jeden, der krank war oder gewesen war, interessieren.

b) Biographische Verwertung.

Zu dieser reichen Fülle der Darbietungen hat Leuchsenring — wie schon erwähnt — nichts einzelnes beigetragen, aber das Ganze ist doch sein Werk. Es ist doch sein Geist, sein Charakter, der sich in der Auswahl der Stoffe, in der Anordnung und — nicht zuletzt — in den Streichungen bekundet. Wie sehr er selbst das Journal durch diese Thätigkeit als sein eigenes

Werk betrachtet hat, geht aus jenem Briefe an Lavater hervor (17. 3. 74), in dem er sagt: «Sie sehen, dass ich den Sokrates im Kleinen mache — Hebamme und Bildhauer — entwickeln was da ist — das überflüssige wegmeisseln, dass Apollo in dem Block Marmor sichtbar werde.» Es wird erlaubt sein, den leisen Spuren Leuchsenringscher Weltanschauung, die sich der Beobachtung hier bieten, mit Vorsicht nachzugehen.

Von einem litterarischen Werke aus wird man zunächst auf die ästhetische Urteilsfähigkeit des Autors einen Schluss machen dürfen. In diesem Punkte wird niemand Leuchsenring die Anerkennung eines feinen Geschmacks versagen dürfen, wenn er bei Wielands «Diogenes» hin und wieder etwas schwatzhafte Stellen weglässt, oder wenn er im «Tristram Shandy» einmal nach dem Worte Voltaires in der Vorrede zum Journal verfährt: toute plaisanterie doit être courte; glücklich ist auch die Auswahl aus Hirzels «Kleinjogg» zu nennen; sehr geschickt sind aus Baillys Geschichte der Astronomie die allgemein interessierenden Stellen herausgesucht, zusammengestellt, verschmolzen. Es wird nicht zufällig sein, dass der Litteratur der Alten ein so weiter Raum gewährt wird und dass alle Urteile über die Antike voll Anerkennung und Bewunderung sind. Ueber Shakespeare giebt Leuchsenring das Urteil des von ihm so verehrten Voltaire wieder: Les monstres brillants de Shakespeare plaisent mille fois plus que la sagesse moderne. Und er selbst äussert sich, als er die Totengräberscene bringt, in einer Weise, die zeigt, dass er Shakespeare hochschätzt, wenn er auch nicht in allem mit ihm einverstanden ist: le lecteur est prié de ne pas juger Shakespeare sur cette Scene, que les Détracteurs de ce Poëte ont toujours cité comme le comble de l'ineptie. Je n'en ai fait l'extrait que parce qu'elle a du rapport avec le Chapitre suivant de Tristram Shandy (in diesem Kapitel wurde Yoricks rührendes Sterben erzählt).

Abgesehen von rein ästhetisch-litterarischen Gesichtspunkten hat bei der Auswahl des Stoffes eine von Leuchsenrings hervorstechendsten Eigenschaften mitgewirkt: die Empfindsamkeit. Es mag den Ansichten des Herausgebers entsprochen haben, wenn von einem Mitarbeiter die «Sensibilité» gepriesen wird als die Quelle des Geschmackes, der schönen Künste, der schönen Wissenschaften, ja der Religion und der Gesetze. Besonders unter den «Anekdoten zur Ehre der Menschheit» feiert diese Stimmung Orgien. Oft ist der Edelmut, der hier dargestellt wird, so rührend, dass selbst kleine Kinder, die Zeuge davon sind, in Thränen ausbrechen. Die Gessnerschen Idyllen, die zum Abdrucke gebracht werden, sind alle der Art. Wenn

man sieht, wie sehr hier die englische Litteratur bevorzugt wird: durch häufige Beiträge aus Youngs Nachtgedanken, durch die Uebersetzung von «Tristram Shandy», von Henry Mackenzies «Man of feeling», von Goldsmith' «deserted Village» — so glaubt man in dem Einflusse der englischen Litteratur einen Faktor der Bildung von Leuchsenrings innerstem Wesen zu erkennen.

Wird der Empfindsamkeit das Weibisch-Kindische abgestreift, so erscheint sie als Feinempfindung für das Schöne, Wahre, Gute, für edle Menschlichkeit; so wird sie Humanität. Dass in Leuchsenring dieser edlere Kern gewesen ist, geht schon aus seinem oben bewährten Interesse für Erziehungsfragen hervor: es ist doch ein Stück Humanität, werdende Menschen zu möglichst vollkommenem Menschheitssein führen zu wollen. In der Pflege des Strafrechtes mag er sich mit Voltaire für den Gedanken erwärmt haben: die Strafen müssen milder und so gewählt werden, dass durch sie der Schuldige gebessert, der Geschädigte entschädigt wird. Er giebt mehrfach poetischen und prosaischen entrüsteten Protesten gegen die Sklaverei Raum, zweimal auch Aufsätzen, die sich gegen den Krieg aussprechen.

Mit einer gewissen Sicherheit lassen sich aus dem Journal de lecture Leuchsenrings Gesamtauffassung vom Leben, seine philosophischen Grundsätze deduzieren. Denn die Beiträge philosophischer Art sind nicht nur sehr zahlreich, sondern die ausgewählten Stücke sind auch in ihrer Grundauffassung sehr einstimmig. Die grosse Menge der philosophischen Arbeiten schon lässt eine Vorliebe des Herausgebers für philosophische Fragen überhaupt erkennen, die schlecht passen will zu dem, was er an Lavater schrieb: «so wenig Metaphysik als möglich!» Aber was ihn zu diesem Worte veranlasst hat, war eben nicht Furcht vor Philosophie überhaupt, sondern nur vor Lavaters christlichen Wunder-Spekulationen. Nein, Leuchsenrings Meinung von der Philosophie und philosophischer Arbeit wird der Begeisterung sehr ähnlich gewesen sein, mit der de la Harpe im Journal von dem Einflusse der grossen Schriftsteller auf den Geist ihres Jahrhunderts spricht. Die erwähnte Einstimmigkeit der Beiträge philosophischer Art, die sich für eine Charakterisierung der Leuchsenringschen Lebensanschauungen verwerten lässt, ist näher zu bezeichnen als die Auffassung der damals herrschenden englischen Moralphilosophie, die in Wiederaufnahme aristotelischer und epikuräischer Gedanken den Handlungen des Willens als höchstes zu erstrebendes Gut vorhält entweder das Gefühl wohlverstandener Lust oder die möglichst mannigfaltige Bethätigung aller Kräfte und Fähigkeiten, voran der spezifisch menschlichen. Das ist

nicht die Ethik des kategorischen Imperativs, der die Welt mit ihren Werten schlechthin gleichgiltig ist, sondern die des Weltmannes, der auf das Leben zu wirken und seine Freuden fein zu geniessen gedenkt. Es ist als wollte Leuchsenring seinen Lesern eine Art philosophischen Glaubensbekenntnisses ablegen, wenn er gleich im ersten Hefte an vier der grössten seiner «Mitarbeiter» das Wort erteilt zu ethischen Betrachtungen. Das Antlitz der Philosophie zeigt eine beständige Heiterkeit, sagt Montaigne. Was ist das Vergnügen? Young antwortet: Es ist die Tugend unter einem heiteren Namen; aber nicht jedes ist das echte Vergnügen. Voltaire stimmt bei: die Grundlage des Lebensgenusses, der feinen Lebenskunst, ist die Tugend. Von den Freuden des Lebens heisst es: usez, n'abusez point! Die Freuden sind Blüten, die mit leiser Hand gepflückt sein wollen, sonst streift man leicht ihre flüchtige Schönheit ab. Nicht anders Fenelon im Télémaque: La sagesse, c'est elle qui donne des vrais plaisirs, elle prépare le plaisir par le travail, et elle délasse du travail par le plaisir. Diese Philosophie ist auch nicht die des einsam grübelnden Gelehrten. Das Idealbild des Philosophen, das zweimal gezeichnet wird, ist folgendes: Der Philosoph beschränkt sich nicht auf die Meditation, er gewinnt seine Grundsätze aus der Beobachtung der mannigfaltigen Wirklichkeit; praktisch bethätigt er seine Ansichten im Sinne des «Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto», was der Herausgeber einer so mannigfache Interessenkreise berührenden Zeitschrift mit Recht auch von sich sagen konnte — und an anderer Stelle: der vollendetste Charakter liegt auf der Mittellinie zwischen dem Nur-Philosophen und dem Ignoranten; ein solcher wird bedenken, dass der Mensch nicht bloss vernünftiges, sondern auch soziales und thätiges Wesen ist, und er wird seine Philosophie immer in Beziehung zur Thätigkeit und zur Gesellschaft setzen: soyez Philosophe; mais au milieu de votre Philosophie, soyez homme! Auch in Fontenelles Dialog zwischen Aristoteles und Anakreon kommt der «Philosoph» schlecht weg gegen den «Weisen». — Das volle Ausleben im Strome der Welt, das als Ideal hier aufgestellt wird, schliesst aber nicht aus, dass der denkende Lebenskünstler gelegentlich feine und reine Freuden in der Zurückgezogenheit, vielleicht in ländlicher Stille, wo möglich mit gleichgesinnten Freunden, geniesst. Auch dieser in Rousseaus Zeitalter so natürliche Gedanke findet hie und da seinen Ausdruck.

Eine Seite der Lebensweisheit wird bei Leuchsenring, dem Liebling der Frauen, besonders interessieren: seine Anschauung vom weiblichen Geschlechte. Er, der am rosen-

farbenen seidenen Bande hinter der elysischen Zieglerin hergegangen war, mochte den Versen zustimmen, die ihm eine Dame für das Journal geschickt hatte und die darin gipfelten: ihr Männer seid zwar sehr gelehrt, aber wir — nous enchaînons cet Univers. Er, der Freund der Frau Merck, der Julie, der Sophie, der Karoline, der Urania, druckte gern einen Aufsatz ab, der gegen Montaigne die Fähigkeit der Weiber zur Freundschaft verteidigte. Praktisch scheint er ebenfalls eine hohe Auffassung vom Weibe gezeigt zu haben. Die Auswahl seines Stoffes ist keusch, die Weglassungen, die er in einigen Beiträgen getroffen hat, fast prüde. Ein einziges Gedicht habe ich gefunden, das ein wenig leichtfertig erotisch ist; es stellt eine Didoszene der Schäferwelt dar. Und wenn er Bernards Art d'aimer aufnimmt, so hat er vorher durch sorgfältiges Ausmerzen der schlüpfrigen Stellen sein Gemüt beruhigt. Auch Wielands «Diogenes» muss sich eine eingehende Durchprüfung in dieser Richtung gefallen lassen. Ich führe nur wenige Beispiele an: Wenn Diogenes seiner Bewunderung für die Keuschheit von Chereas Gattin den Ausdruck giebt: ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — so verletzt dieser Satz Leuchsenrings Zartgefühl, er wird gestrichen. Auch das Wort des Diogenes, dass der Beifall der Frauen durch gewisse Verdienste leichter als durch Weisheit zu erwerben sei, hat er beanstandet. Bei der Episode des Diogenes mit der Glycerion ist nach Möglichkeit das Pikante der Situation zu gunsten des Empfindsamen zurückgedrängt. — Selbst bei ernsteren Abhandlungen über das Weib, wie bei der des Desmahis in der Encyclopédie sind Stellen unterdrückt, die zu misgünstig von dem Charakter der Frau zu urteilen scheinen — wobei allerdings vielleicht auch ein wenig die Rücksicht des Redakteurs auf ein Damenpublikum wirksam gewesen sein mag.

Indem wir beobachten, wie das Journal mit Voltaire gegen päpstlichen Glaubenszwang für freie philosophische Forschung Stellung nimmt, betreten wir das Gebiet der religiösen Fragen. Ueber Leuchsenrings Standpunkt auch hierin kann vielleicht sein Journal einige Andeutungen geben. Die Skizze zeigt nicht wesentlich andere Züge, als wir sie von seinem Verkehre mit Lavater und Haller her kennen. Für positives Christentum hat er kein Organ. Er giebt zwar Wahrheitssprüche aus der Imitatio Christi, aber mit sorgfältiger Vermeidung des rein Religiösen. Ein Brief Montesquieus setzt die Offenbarungsreligion in Nachteil gegen die natürliche. Ein anderer Beitrag nimmt warm Bayle und eine Vernunftreligion gegen den orthodoxen Louis Racine in Schutz. Die Toleranz des echten Freisinnes, deren Grundsatz einer der Mitarbeiter

formuliert: über Religion und Konfession steht das gute Herz — diese Toleranz übt Leuchsenring selbst, wenn er beim Abdrucke einiger Artikel Voltaires Ausfälle dieses grimmen Christenhassers fortlässt.

Fragen wir, was das Journal über Leuchsenrings politische Ueberzeugungen bekundet, so ist die Antwort: ohne Zweifel hat er einem politischen Liberalismus gehuldigt. Dass er einer bestimmten Staatsform mit Energie vor allen anderen den Vorzug gegeben habe, lässt sich hier nicht nachweisen. Zwar scheint er die Form der Monarchie für bedenklich gehalten zu haben in dem doppelten Sinne, dass sie einmal die Inhaber der höchsten Gewalt leicht mit Vorurteilen erfülle und des klaren Blickes in die Wirklichkeit der Dinge und Stimmungen beraube — daher des öfteren die Warnung: traut keinem Schmeichler, und: ihr werdet dereinst nicht von euren Höflingen, sondern vor dem Richtstuhl der Geschichte beurteilt werden; und sodann für bedenklich auch deshalb, weil sie leicht freie Männer zu Fürstenknechten macht — daher in Wort und Lied die Mahnung, lebende Fürsten nicht zu loben und vor dem Throne nicht den Nacken zu beugen. Andererseits schliesst er den Lobpreis einer weisen Königsherrschaft, «die durch Vernunft und Philosophie geleitet» wird, nicht aus, erfreut sich an Anekdoten über echt königliche Thaten und Worte und bringt auch einen Hymnus Voltaires auf Katharina II, für deren humanisierende Bestrebungen er ein grosses Interesse gehabt zu haben scheint. Die Thatsache freilich, dass er einem nicht anders als byzantinisch zu nennenden Berichte Marmontels über die Krönung Ludwigs XVI. die Spalten seiner Zeitschrift geöffnet hat, bleibt auffallend.

Immerhin scheinen sowohl Leuchsenrings späteres Verhalten während der französischen Revolution, wie es zuletzt Sybel gezeichnet hat, als auch einige Briefe, deren Veröffentlichung ich hier für geeignet halte, die oben gegebene Darstellung zu bestätigen. Der erste ist kurz nach Friedrichs des Grossen Tode an Gleim geschrieben; Jacobi könnte ihn einen «Erz-Leuchsenring» nennen.

Zürich d. 31. Aug. 86.

«Sie, mein lieber Gleim, sind der Erste, dem ich über den Tod des grossen Friedrichs schreibe. Mit Ihnen, der Friedrichs Werth so ganz und warm fühlte, hätte ich Friedrichs Tod beweinen mögen. Ich bin kein Preusse; ich hätte nicht geglaubt, dass mir der Tod eines Königs so nahe gehen könnte; Sie wissen dass es mir wäre zu verzeihen gewesen, wenn ich etwas unzufrieden über den grossen Mann gewesen wäre; schon lang hatte ich die Hofnung verloren dass er wiederhergestellt werden

würde — und doch machte die Nachricht von seinem Tode einen so tiefen Eindruck auf mich. Lang flossen meine Thränen über den grossen und guten Mann. Ein Kind von fünf Jahren, welches mir sehr lieb ist und mich wiederliebet,[1] wurde ganz bestürzt, als es Thränen in meinen Augen erblickte; seine Augen wurden nass; es sagte zu seiner Mutter, ich mögte alle diese Thränen haben, die er weint, küsste mir die Hände, bat mich nicht zu weinen, fragte mich warum ich weinte, ob denn der König von Preussen ein so guter Mann gewesen sey, was er mir denn Gutes gethan u. s. w. Endlich rief sie ihrem kleinen Bruder, einem Knaben von 2 Jahren. Komm sagte sie, bitte L. dass er nicht weine. Es würde mir schwer seyn, die Empfindung zu beschreiben, die ich in diesem Augenblicke hatte. Der Entschluss Friedrichs Leben zu schreiben wurde fester. Was hätte ich nicht darum gegeben, nun an Gleims Seite eine Stunde hinbringen zu können. Ich erinnerte mich kaum in diesen Augenblicken, dass Gleim mich so lang nach einer Antwort seufzen lässt, dass sogar einigemale der Zweifel bey mir aufgestiegen, ob Gleim mich noch liebe, ob nicht auch er obgleich gewarnt sich durch eine mächtige Cabale habe gegen mich einnehmen lassen. — Itzt sind mir Ihre Nachrichten nöthiger als jemahls. Wenn Sie mich noch lieb haben, so schreiben Sie mir so bald als möglich, sollten es auch nur zwey Zeilen seyn nach Zürich und empfehlen Sie den Brief an Herrn Zunftmeister Bürkli. Der Anfang der Regierung des neuen Königs gefällt mir und sonderlich dass er den patriotischen Herzberg nach Verdiensten zu schätzen scheint. Wenn Sie etwas Gutes von Berlin erfahren, so lassen Sie ja es mich so bald als möglich wissen. Es wird sehr viel von dem ersten Jahr der neuen Regierung abhängen. Wie freudig würde ich sterben, wenn ich meine Wünsche in Ansehung Preussens erfüllt sähe. Das Wohl von ganz Deutschland, von ganz Europa hängt davon ab. Gott entferne alle die in Schafskleidern einhergehen. Meine Empfehlung an Gleminden und Ihre andere Nichte, und an alle die, welche sich meiner erinnern. Wenn Sie mir nicht bald schreiben, so unterstehe ich mich nicht, Sie künftiges Frühjahr wieder zu besuchen. Ich umarme Sie mit warmem Herzen.

Leuchsenring.

Welcher Art etwa die erwähnten politischen Wünsche gewesen sind, zeigt ein ungedr. Brief an Gleim (aus der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek in Berlin) vom 21. Januar 1791, in dem die Nationalversammlung als ein Ideal

---

[1] Die Tochter seines Wirtes Bürkli vgl. den Brief vom 14. Jenner 1786.

erscheint: «Nun hoffe ich», schreibt er dort, «Vater Gleim werde noch lange Jahre leben, sich zum Glauben an die Nationalversammlung bekehren, und mit mir ausrufen: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, aber dann viele Jahre noch in der besseren Welt verweilen, und den Leopolden und Friedrich Wilhelmen zurufen, mit seiner kräftigen Bardenstimme zurufen: das Reich Gottes ist nahe herbey kommen».

Ein Brief Gleims an Leuchsenring vom 3. August 1791 ist erhalten, in dem Vater Gleim sich entsetzt gegen Leuchsenrings politische Anschauungen verwahrt und dabei manches von diesen verrät. Er bestätigt, was das vorige Schreiben andeutet: dass Leuchsenring Rousseausche Ansichten von der Souveränität des Volkes gehabt hat.

Halberstadt, den 3ten August 1791.

Bewahre mich mein Gott, meiner! Ein jeder hat den Seinigen, dass ich zu unsern Freyheitstollen nicht auch einmahl übergehe!

Nein! nein! mein Bester! Ihre lieben Franken sing' ich nicht, mit ihren zwölfhundert Regenten bin ich bey weitem noch nicht zufrieden; ihr Volk ist noch in Wuth, ihre Gesetze werden noch mit Füssen getreten, Ihre zwölfhundert Gesetzgeber sind noch in Gefahr an ihren Laternenpfahl gehängt zu werden, der ein und zwanzigste Juni 1791 dünkt mich der Schandtag Ihrer lieben Franken zu seyn. Ihr König bediente sich des Moderaminis inculpatae tutelae, floh vor ihren bedrohenden Mordgewehren, man fing wie Wildpret ihn ein, den Unverletzlichen verletzte man, nahm ihm das Edelste des gemeinen Manns, die Freyheit, Man hält ihn gefangen, eins fehlt noch, dass man, wie der König Struensee den guten Ludwig in Ketten legte, den Bart ihm wachsen liesse, dem Volk ihn zeige, mache dass es ins Antlitz ihm speie, dass es sage: dis ist er, der König der Franken! Nein! Nein! mein Bester! von Ihrer Meinung:

dass man die Könige wie Wildprett einfangen müsse, wenn sie, nach unserm Eigensinne, nicht sich bequemen wollen,

von dieser Ihrer Meinung bin ich nicht, bin aber von ganzem Herzen der andern,

dass es gut sey, wenn weise Leute die Wahrheit, dass Könige keines Menschen Sklaven und keines Menschen Tyrannen seyn sollen, predigen auf Canzeln, anzuhören geben an Königs Tafeln, singen in Liedern, und laut erschallen lassen in Hoffgesprächen.

Ohne Laternenpfahl glaub' ich, sind die Könige zu guten Königen, und ihre Diener zu guten Dienern zu machen. Man kläre das ganze Volk auf, damit, wenn Lehrer der Prinzen, oder

Diener der Könige zu wählen sind, keine Fehlgriffe, keine falsche Wahl so leicht wie itzt geschehn könne, dann mein Liebster! Wird kein Königssohn von einem Unerzogenen erzogen, ein schlechter oder böser König seyn, die Diener der Könige werden ihrer Macht Misbraucher nicht werden — welche neueste Greuel! in Paris für, in Birmingham wider die Freyheit! Die vielköpfige Bestie, das gemeine Volk ist sich überall gleich, ist allenthalben ohne Sinn und Verstand und die sogenannten philosophischen Jesuiten oder Freymaurer, die sich dieser Bestie gleich einer Maschine bedienen, der Menschheit nach ihrer Meinung, die Fesseln abzunehmen, diese Menschheitsfreunde, dünkt mich, handeln, wie die ärgsten Menschheitsfeinde; der Schmidt braucht seine Zangen, seine Zangen aber sind so glühend nicht, wie seine Kolen.

Nein! Nein! Ich gehe zu ihrer Meinung nicht über! Also wenn sie mein Bester, über Halberstadt noch gehen, ich bitte darum, und erbiete mich zur Vergütung des Umweges von ein Paar Meilen, so rath ich an meiner Bekehrung wie ein ächter Freymaurer nur nicht zu arbeiten, ich bin nicht bekehrbar, bin der ich bin

Ihr

Ihnen ganz treuer Gleim.

c) Urteil der Zeitgenossen und Ausgang des Journals.

Nach dieser Abschweifung, die bestätigen sollte, was das Journal de lecture von Leuchsenrings politischen Ueberzeugungen verriet, kehre ich zu dem Journal selbst zurück und berichte über die Beurteilung, die es bei den Zeitgenossen gefunden hat. Ich beginne mit einer Zuschrift, die einer der Mitarbeiter, dessen Name nicht genannt wird, an den Herausgeber gerichtet hat. Rien n'est plus digne de l'attention de ceux qui s'intéressent au progrès des Lettres que l'objet de votre Journal, so schrieb er. Durch die Auszüge aus den besten Werken schaffe er — Leuchsenring — eine erlesene Bibliothek, in der man den Geist der verschiedenen alten und neuen Autoren, befreit von heterogenen Dingen beisammen habe. Beim Uebersetzen ausgewählter Stücke antiker und fremder Schriftsteller, setze er sich in Einklang mit dem Prinzip eines der grössten Schriftsteller und Philosophen — d'Alemberts — der wünscht, dass man von diesen Autoren nur das in die französische Sprache übergehen lasse, was sie bereichert, ohne sie zu belasten. Der Gedanke, Stücke aus ungeheuren Kompilationen, an die der Leser sich sonst nicht heranwagt, der Vergessenheit zu entreissen, sichere ihm den Dank der Oeffentlichkeit. Endlich wurde das Journal ganz besonders

kostbar durch seine Bemühungen, unbekannte Produktionen zu veröffentlichen, die sonst durch Nachlässigkeit oder Bescheidenheit der Verfasser zum Tode in der Brieftasche bestimmt gewesen wären. — Objektiver als dieses etwas pro domo abgefasste Urteil ist Freys anerkennende Bemerkung, das Journal sei d'un très bon choix, et je le trouve calculé sur un horizon bien plus élevé que celui de toilettes. Iselin fand 1779, das Journal habe weniger geleistet, als er gewünscht, doch sei es «fort utile» (siehe Keller Nr. 15). Dr. Förster (Neuere und neueste preussische Geschichte, Berlin 1851. Band I, S. 454) weiss zu berichten, dass Leuchsenring Friedrich dem Grossen durch sein Journal bekannt geworden wäre, und Denina (la Prusse littéraire sous Frédéric II, Berlin 1790 403 ff.) meldet : das Journal fait connaître au public ses talens et ses connaissances.

Uebrigens blieb, als Leuchsenring im Jahre 1779 mit der Herausgabe seines Werkes aufhörte, die Idee eines «Journal de lecture» noch am Leben. In Gotha übernahm der Buchhändler Reichard die Redaktion eines J. d. l., das unter diesem Titel bis 1783 existierte und dann den Namen «Cahiers de lecture» annahm. Es war ähnlich organisiert wie Leuchsenrings Werk. — Dies ist der Ausgang von Leuchsenrings Journal de lecture.

15. Der Bruch mit Lavater 1786.

Nachdem Leuchsenring Paris verlassen hatte, nachdem er die Beziehungen zum Berliner Hofe hatte lösen müssen, stand er im Anfange der 80er Jahre wieder müssig am Markte.

Damals bewegte die Gemüter der Deutschen, und nicht bloss der protestantischen, die Furcht, die des Landes verwiesenen Jesuiten wären heimlich eifrig thätig für die Ausbreitung des römischen Glaubens. Der Geheim-Bund der Rosenkreuzer stand in dem wahrscheinlich nicht unberechtigten Verdachte, für die jesuitische Propaganda thätig zu sein (Findel, Geschichte der Freimaurerei, Leipzig 1861, S. 288), auch glaubte man, dass an den deutschen Fürstenhöfen mit besonderem Eifer gewühlt werde, so dass selbst auf katholischer Seite sich die freiheitlich gesinnten Elemente zur Abwehr jesuitischen Einflusses in dem Illuminatenorden zusammenschlossen. Die Furcht liess auch hier Gespenster sehen. Johannes von Müller, hiess es, habe in Rom die katholische Konfession angenommen; selbst Goethe sollte katholisch geworden sein (Jacobis ausg. Briefw. N⁰. 155). Es konnte nicht ausbleiben, dass sich auch gegen einen Mann der Verdacht richtete, der wegen seines Wunderglaubens Rationalisten und Aufklärern ein Greuel war, den die Wunderkuren des Priesters Joh. Jos. Gassner lange beschäf-

tigten, der für Cagliostro und Messmer das grösste Interesse bezeugte, den mit dem Katholiken Sailer eine herzliche Freundschaft verband — es konnte nicht ausbleiben, dass sich gegen Lavater der Verdacht eines heimlichen Katholizismus, ja Jesuitismus erhob. Die Zentrale der antijesuitischen Arbeit war Berlin, das Hauptorgan die «Berlinische Monatsschrift» von Gedicke und Biester.

Leuchsenring interessierten diese Fragen aufs lebhafteste. Einmal wegen seiner Vorliebe für Geheimnisse überhaupt und weil er sowohl in seinem unter französischer Herrschaft stehenden Vaterlande, als auch in Paris den zersetzenden und vergiftenden Einfluss des jesuitischen Geistes auf das Volkstum wahrnehmen und verabscheuen gelernt hatte. Sodann aber machte ihn wohl noch etwas anderes zu dem erbitterten Feinde der Jesuiten. Wenn man das satirische Märchen liest, in dem er im «Deutschen Museum» (1787, Nr. 8. S. 61 ff.) die für die Jesuiten charakteristischen Eigenschaften geisselt: dass sie alle Arten der Schwärmerei begünstigen, Empfindelei für hohe Frömmigkeit ausgeben, von Schönheit Liebe und Herzensergiessungen predigen, glänzende Antithesen machen, viel von Wundern und geheimen Wissenschaften erzählen, den Leidenschaften schmeicheln, die Einbildungskraft verwirren, sich von schönen Frauen und Töchtern die Hände küssen lassen — wenn man das liest, meine ich, kommt man auf den Gedanken, Leuchsenring war auch deshalb so hinter den Jesuiten her, weil er manche Aehnlichkeit mit ihnen hatte und manche Eigenschaften des eigenen Selbst in ihnen gewissermassen karrikiert und prostituiert sah.

Ohne näher auf die Gesamt-Thätigkeit einzugehen, die Leuchsenring als «Jesuitenriecher» entfaltete, stelle ich hier nur an der Hand einiger ungedr. Briefe aus der Züricher Stadtbibliothek dar, wie sich sein Verhältnis zu Lavater gestaltete.

Leuchsenring hatte sich im November 85 nach Zürich begeben; ich weiss nicht, ob nur zu dem Zwecke, um Lavater zu beobachten.

Die Auseinandersetzungen der beiden Männer erfordern Interesse nicht bloss, weil ihre Persönlichkeiten darin zu Tage treten, sondern auch weil sie gewissermassen typisch das Aufeinanderprallen zweier Weltanschauungen darstellen: der Aufklärung, die ein bibelstrenges Christentum nicht nur für überflüssig, sondern sogar für schädlich ansieht, mit einer eifernden Christenfrömmigkeit, die leidenschaftlich überzeugt ist von der Nichtigkeit, ja Verderblichkeit aller ausserchristlichen Interessen. — Die Auseinandersetzungen vollziehen sich in vier Absätzen. Man begrüsst sich zunächst im Tone der alten Freundschaft.

Leuchsenring schreibt am 16. November 85 sein Anmeldungsbriefchen:

Sie werden seit vielen Jahren von einer grossen Anzahl Menschen besucht, die Lavater bloss bewundern und anstaunen. Haben Sie Lust, einen Mann zu sehen, der Wahrheit und Tugend aufrichtig liebt, der aber in vielen Dingen gar nicht Ihrer Meinung ist und der glaubt, dass Sie oft geschadet haben und noch schaden, so bitte ich Sie mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Ihnen nicht beschwerlich falle.

Zürich Donnerstags Morgen.

Leuchsenring.

Lavater schickte eine vorsichtige und gewappnete Antwort:

Zürich 17. Nov. 1785.

Ich freue mich recht sehr, Sie wieder zu sehen, lieber unvergesslicher Leuchsenring — und von Ihren menschenfreundlichen Belehrungen Nutzen zu schöpfen. Ich werde horchen wie ein Kind und prüfen wie ein Mann! ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ ist mein Motto. Kommen Sie diesen Nachmittag zwischen 1 und 3, wann Sie wollen — um 3 uhr muss ich ausgehen. Ich hoffe unsere Zusammenkunft wird nicht umsonst seyn — vielleicht auch für Sie nicht — obgleich ich mich vor nichts mehr hüten werde, als irgend ein mitirrendes, Wahrheitsfrohes Wesen — zu richten. Der Genius der Kindereinfalt sei mit uns!

J. Caspar Lavater.

Das folgende Stadium der Auseinandersetzung führt zu einem ersten Zusammenstoss. Leuchsenrings Briefe haben etwas von dem überlegenen Tone des Inquisitors. Lavater, der im Zustande der Verteidigung sich befindet, ist naturgemäss gereizter.

Nach der Unterredung vom 17. November hat Lavater an Leuchsenring Papiere zu seiner Rechtfertigung ausgehändigt. Leuchsenring schickt sie zurück mit folgendem Schreiben:

Ich sende Ihnen hier die mir anvertrauten Briefe wieder zurück. Nur den Brief an Kampe und K . . . s Nachschrift behalte ich, biss ich Sie selbst sehe, gern hätte ich einiges aus Ihren Briefen von meinem vertrauten Copisten abschreiben lassen, wenn ich die Erlaubnis dazu gehabt hätte — nicht immer wegen der Einstimmung, öfter wegen der Verschiedenheit unserer Denkungsart. Ich sage es ohne Zurückhaltung und glaube Sie dadurch zu ehren; noch bin ich im Zweifel, es brenne bey Ihnen ein fremdes Feuer auf dem Altar. Es ist sogar mehr als Zweifel. Sollten Sie dieses selbst einzusehen anfangen, so flehe ich Sie — nicht als Freund — denn das bin ich nicht — sondern als Mensch — so sehr ich flehen kan: thu es von Dir. Um Ihrer eigenen dauerhaften Ruhe und Glück-

seligkeit, um des Guten willen das Sie stiften, um des Bösen willen, dem Sie — vielleicht Sie am kräftigsten steuren können, flehe ich Sie. Egoismus, er mag sich noch so künstlich versteken und verhüllen, ist Selbstvergötterung und der gefährlichste Atheismus, gefährlich auch für andere wenn Genie oder Zufall uns einen grossen Wirkungskreis verschafft haben. Kindersinn ist auch mein Symbol, meine Religion.

d. 20. 9br 85.

Leuchsenring.

Darauf schreibt Lavater:

Wer will sagen: Rein ist mein Herz? Wer unter euch ohne Egoismus ist, der werfe den ersten Stein auf mich!

Ich richte nicht, damit ich nicht gerichtet werde.

Alles was mir gesagt wird, sey mir als vom Herrn gesagt, der weiss, wie oft ich Ihn suche — und wie gern ich um Seinetwillen leide? — und wie sehr mich der Rest meines Egoismus quält.

Nur bewahre mich die ewige Liebe vor der Scharfrichterey, die mir Ja und Nein — sich zum Kindersinn vorhält.

Zürich, d. 20. Nov. 1785.

J. C. Lavater.

Leuchsenrings Antwort bewahrt eine anerkennenswerte Ruhe.

Sonntags Abends.

Ich will meinen Brief von diesem Morgen fortsetzen, als wenn ich Ihr Billet nicht erhalten hätte. Es scheint mir dass Sie nicht sanft genug von denen urtheilen, welche Ihre Art zu denken und zu handeln nicht billigen. Sie urtheilen zum Beisp. meines Erachtens, viel zu streng von Nikolai. Glauben Sie nicht, dass ich für diesen Mann eingenommen bin. Er hat mich beleidiget, wie er vielleicht nie einen Menschen beleidiget hat, und mir eine der schmerzhaftesten Wunden schlagen helfen. Aber wenn ein Mensch aus Vorurtheil, Eigennutz, Schwachheit, Laune, Sektengeist gegen mich handelt, ist er desswegen geradezu ein Teufel? Auch Ihr Urtheil über Kampe scheint mir übertrieben. Ich begreife recht wohl, wie K. der Meynung sein kan, Sie suchten Proselyten zu machen. Ihre vile Bücher und Ihre ausgebreitete Correspondenz kann leicht dieses Urtheil veranlassen, und wenn sie mir vor einigen Tagen sagten: Sie wollten sich lieber eines Mordes schuldig wissen, war doch gewiss bei dieser Aeusserung etwas Leidenschaft. K.'s Ton scheint diese Art von Erbitterung nicht zu verdienen, wenn er auch Nebenabsichten haben sollte. Ich schreibe Ihnen meine Meynung, die freylich auch irrig sein kan. Aus den Briefen, welche ich Ihnen diesen Morgen zurückgeschickt habe, erlaubte ich mir folgende Stellen auszuzeichnen:

Bleiben Sie ruhig und einfach, so bleiben Sie glücklich. . . . Wo Einfalt fehlt, fehlt Ruhe und Freude, und wo Nebenabsichten die Seele vorgeblicher Hauptabsicht sind, da fehlt Einfalt. . . . Unter tausend Vielschreibern ist nicht einer, der sich nicht entweder verdorben oder verwickelt hat. . . . Der leichtgläubigste in Sachen des wunderbaren, ist der schwergläubigste an die Vernunft.

Noch ehe Leuchsenring diese Antwort abschickt, bekommt er einen Brief.

Lavater ist sich noch immer nicht recht über Leuchsenrings letzte Absichten klar. Leuchsenring scheint auch mündlich seine Beschuldigungen nicht deutlicher gefasst zu haben, als etwa: dass ein fremdes Feuer bei Lavater brenne, dass er sich vor Egoismus hüten solle. Nun mochte Lavatern die Rolle des offenen «Freundes der Wahrheit und Tugend», die Leuchsenring mit subjektiv ehrlicher Ueberzeugung durchführen wollte, doch keine genügende Gewähr gegen schiefe Beurteilung bieten. Um daher aus der Unsicherheit seiner Stellung herauszukommen, fordert er, dass Leuchsenring seinen Standpunkt genau präzisiere.

Sonntag abend nach 6 Uhr.

20. Nov. 1785.

Wenn es Ihnen morgen von 4—7 Uhr, beym Schwert oder bey mir, gelegen ist, so will ich mich gern von Ihnen, worüber Sie wollen belehren lassen, ohne dass es mir einfallen soll Sie etwas lehren zu wollen. Ich werde, wie gesagt, hören wie ein Kind, und prüfen wie ein Mann. Aber ich hoffe und erwarte, dass Sie entweder als ein F r e ü n d, oder, als ein C h r i s t, oder in irgend einem c o n s t a n t e n V e r h ä l t n i s e, oder gar nicht mit mir reden. allemahl werd' ich ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ.

Leuchsenring antwortet:

Montags.

So weit schrieb ich gestern eh' ich Ihr letztes Billet erhielt. Der Ton auch dieses Billets — ich spreche gerade und aufrichtig — missfällt mir, es ist nicht, scheint mir wenigstens nicht von einem Manne geschrieben der sich gern belehren lässt. Wie lieb wäre es mir, wenn ich mich in diesem Stücke geirrt hätte. Ich nenne mich nicht Ihren Freund, weil ich in dem hohen Sinne, den ich diesem Worte gern erhalten möchte, es nicht bin. Aber ich handle in diesem Augenblicke mit eben der Offenheit und Geradheit gegen Sie, wie ich wünsche dass meine Freunde gegen mich handeln. Es wäre mir angenehm gewesen, wenn das was von Herzen geht, auch wieder zu Herzen gegangen wäre. Ich will itzt nicht untersuchen, ob und in wie weit auch bey mir fremdes Feuer brenne, und welche

Reste des Egoismus ich noch zu bekämpfen habe. Aber ich bin mir meiner überwiegend guten und edlen Absicht bewusst. Ich will Sie nicht lehren, sondern — doch ich habe Ihnen ja meine Absicht deutlich genug gesagt. Die Hofnung eines erwünschten Erfolgs — ich gestehe es Ihnen aufrichtig, ist sehr gering bey mir und hat sich seit vorgestern merklich vermindert; dagegen wird die Furcht immer grösser bey Ihnen widrige Gesinnungen gegen mich durch das was Ihnen Undelikatesse, Zudringlichkeit, Naseweisheit scheinen kan, zu veranlassen. Hätten Sie meine freymüthige Aeusserungen mit dem Geiste angenommen, mit dem ich sie gewagt hatte, so hatten wir eine feste Grundlage. Sie wollen, dass ich unter irgend einem constanten Verhältnisse mit Ihnen rede. Mir scheint das Verhältnis das ich Ihnen in einem ersten Billet angegeben weit bestimmter und fester als das eines Christen, da Sie's selbst so gut wissen, so oft gesagt haben, wie vieldeutig dieses Wort sey, und wie wenige Christen es in dem Sinne gebe, den Sie diesem Wort beylegen. Ist Ihnen jenes Verhältnis constant genug, so komme ich um die bestimmte Stunde. Sollte dieses der Fall nicht seyn, so bitte ich Sie mir es zu melden.

Leuchsenring.

Darauf schreibt Lavater:

Montags, d. 21. Nov. 85.

Wenn ich von meinem Daseyn gewiss bin, lieber Leuchsenring, so bin ich davon gewiss dass ich jeder Belehrung offen bin; davon gewiss, dass Sie mir Unrecht thun. Vertheidigen aber kann ich mich nun nicht mehr; aber mit Lernensbegierde Sie abends 4 Uhr erwarten.

Vielleicht hat sich Leuchsenring in dieser Unterredung dazu bequemt, seine Verdachtsgründe klarer zu formulieren, und ist mit der Beschuldigung des heimlichen Jesuitismus herausgerückt. Lavaters Haltung ist in dieser dritten Phase der Auseinandersetzung ruhiger; er fühlt sich in seiner Unschuld sicher. Ohne feindselig zu sein, bleibt der Ton der Briefe kühl. Es besteht eine Art litterarischen Verkehrs.

Am 1. Dezember schreibt Leuchsenring, er sei krank an Schnupfen und Husten, und bittet Lavater, zu ihm zur Unterredung zu kommen. «Es versteht sich, dass hier nicht im geringsten von Complimenten unter uns die Rede seyn kan.» Am 2. Dezember (?) bittet er Lavater, ihm Jacobis Schrift über Spinoza [1] zu schicken. «Man sagt», fährt er fort, «Leute, mit denen Sie viel Umgang haben und die ich nicht kenne, nannten

[1] F. H. Jacobi, Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn. Breslau 1785.

mich einen Atheisten und gefährlichen Mann. Es sollte mir Leid thun, wenn Sie Gelegenheit zu dieser Meinung gegeben hätten. Es scheint mir beynahe unmöglich, dass ein Mensch, der mir nur einmal in das Gesicht gesehn, so etwas von mir vermuthen könne.» Lavater hat in einem Billet den Verdacht von sich abgewälzt, als habe er den Vorwurf des Atheismus gegen Leuchsenring aufgebracht. Dieses Schreiben giebt zu einem neuen Misverständnisse Anlass. Leuchsenring schreibt:

[Anfangs Januar 86.]

Das Billet, welches Sie mir gestern geschickt haben, hat mich befremdet, doch will ich nicht urtheilen, ohne Sie zuvor zu ersuchen, sich näher zu erklären was die Worte bedeuten sollen: «Aber Sie selbst müssen sich über manches freyer, als man es bey mir thun darf dort geäussert haben.»

«Auffallend war Ihr langes Hierbleiben vielen — man fragte oft und genau nach.» Das wundert mich. Dem sey aber wie ihm wolle, so begreife ich nicht, wie mein verlängerter Aufenthalt mit der verhassten Beschuldigung des Atheismus zusammenhänge. —

Lavater giebt am 4. Januar 86 folgende Erklärung:

Lieber Leuchsenring! So missverstehsam hätte ich Sie nie gehalten, dass Sie über die Worte meines Billets eine Erläuterung fordern könnten — und dies ist mir ein neuer Beweis — dass es schwer ist mit Menschen zu sprechen, die einmal einen schiefen Gesichtspunkt haben. Die Worte «Aber Sie selbst müssen sich über manches freyer, als man es bey mir thun darf — geäussert haben» bedeuten ganz klar das — «bey mir hatte es k. Gefahr von gewissen Dingen zu sprechen — Ich bin kein Kind und so schwach alles zu misverstehen. Aber (nachdem ich über Sie urtheilen hörte, von Menschen mit denen ich nie von Ihnen sprach, die es also von Ihnen oder anderen her haben müssen) bey andern müssen Sie sich so geäussert haben, dass man ihre Gedanken für gefährlich halten — und dass Ihr langes Hierbleiben, bei solchen Aeusserungen auffallend werden muste.» —

Von mir wie gesagt ist keine Sylbe verlohren worden die je den Verdacht dass Sie [dem Atheismus geneigt wären, den entferntesten Anlass hätte geben können. Ich hab auch dies von k. Menschen gehört — aber sicher bin ich, dass Sie mit Menschen umgehen deren Caracter Sie durchaus nicht kennen müssen, weil das — möglich war, von Ihnen[1] gesagt zu werden. Denn noch einmal von mir kann es nicht kommen, ich habe mich zu stark in Acht genohmen, 'was ich über Sie

[1] den Menschen.

sage — Mein guter Genius, ich sage es mit Nachdruck hat mich im Umgange mit Ihnen und Urtheil über Sie nicht verlassen — gegen keinen Menschen war ich offenherziger und mitteilsamer und in der Beurtheilung keines behutsamer.

Ist Ihnen dies alles nicht genug, so bin ich zu allen möglichen Beruhigungen Ihrer und Untersuchung meiner ganz furchtloss bereit.

J. C. L.

In einem kurzen Schreiben vom Januar bittet Leuchsenring noch einmal um Jacobis Schrift über Spinoza. Im Anfange der zwanziger Tage des Februar schreibt er: «Ich weiss nichts Zuverlässiges von Blaarers[1] Schicksale. Man hat hier etwa vor 14 Tagen gesagt, er sey von kayserlicher Seite als ein Lands Verräther gefangen genommen und nach Costanz geführt worden. Ich zweifle noch an dieser Nachricht, hat man ihn gefangen genommen, so ist es wahrscheinlich nur Pfaffen Intrigue. Grüssen Sie Reichardten[2] in meinem Nahmen. Jakobis Buch sende ich Ihnen nächster Tage zurück.»

Am 27. Februar schreibt Leuchsenring:

Hier erhalten Sie Jakobi über Spinoza[3] wieder zurück. Es ist darinn manches Gute, aber auch viel Missverstand. Die Stelle Epiktets S. 184 und was Jakobi S. 206 sagt, gehören zu meinem Glaubensbekenntnisse. Auch S. 214 und 215 behagt mir, ist mir aus der Seele geschrieben, sonderlich die 3 letzten Zeilen von S. 214. — Sie haben vermuthlich Mendelssohn an Lessings Freunde gelesen? Wenn Sie Mendelssohns Morgenstunden haben, So bitte ich mir dieselben auf einige Tage zu leihen.

Leuchsenring.

---

[1] Vielleicht der Landvogt von Wädenswyl, der Sohn von Hans Blaarer, auf den Wieland eine Ode gedichtet und dessen Leben Hirzel beschrieben hat.

[2] Wohl der Buchhändler R. in Gotha, der Fortsetzer des Journals.

[3] S. 184. «Warum, sagt Epictet, haben Euch die Idioten in ihrer Gewalt, und führen Euch herum wie sie wollen; warum sind sie stärker als Ihr? Weil sie, so elend und nichtswürdig ihr Geschwätz ist, doch immer nach ihren wirklichen Begriffen und Grundsätzen reden; euch hingegen die schönen Sachen, die ihr vorbringt, blos von den Lippen gehen: Darum haben eure Reden weder Kraft noch Leben. und es ist zum Hochjähnen, wenn man eure Vermahnung hört, und die armselige Tugend, davon ihr in die Länge und in die Quer immer schwatzet. Daher kommt, dass die Idioten euer meister werden. Denn was von Herzen geht, und was man als einen Grundsatz hegt, das hat allemal eine Stärke, die unüberwindlich ist . . . Was ihr etwa in der Schule aufzeichnet, wird wie Wachs an der Sonne täglich wieder zerschmelzen».

S. 206. «Scheine überall was du bist, und sey überall was

Trotz der verstimmenden Vorwürfe und der ärgerlichen Verteidigungen hat doch ein äusserlich gutes Verhältnis zwischen den beiden bestanden. Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1786 sind der Angriffe auf Lavater immer mehr geworden, Leuchsenring hat offenbar von Zürich aus Stoff für Beschuldigungen und Anfeindungen geliefert. Da entschliesst sich Lavater zu der ersten öffentlichen Entgegnung und verfasst unter dem Datum des 16. Augusts ein «Schreiben an Herrn Professor Meiners in Göttingen über Jesuitismus und Katholizismus». Er ist ehrlich und tapfer genug, eine Abschrift davon an Leuchsenring zu schicken. Der Abschrift war ausser einem kurzen Zettel ein verschlossener Brief beigefügt, den Leuchsenring erst nach dem Lesen des Aufsatzes öffnen sollte, und der scheinbar einen noch einmal wiederholten Versuch Lavaters zu gütlicher Verständigung erhielt. Aber damit war es zu spät. Mit dem Aufsatze leitet er vielmehr thatsächlich den letzten Waffengang ein, bei dem die Freundschaft der beiden ehrlichen, aber verbohrten Männer den Todesstoss erhielt.

Hier — der nicht furchtsame Aufsatz, wie er heut an Meiners abgegangen.

Ich fasse alle meine Liebe zusammen, um die Inquisitionsmässige Zudringlichkeit — blos als Effekt von Krankheit anzusehen ! ach ! Leüchsenring ! Wie scheinen Sie mir gesunken ! Verzeihen Sie mir nicht !

19. 8. 86. Lavater.

Leuchsenrings Antwort :

Hier sende ich Ihnen Ihren Aufsatz wieder zurück. Ihren Brief habe ich noch nicht erbrochen, wie Sie es befohlen haben. Ehe ich diesen wichtigen Schritt thue, erlauben Sie mir nur eine Anmerkung zu machen. Da mein Nahme allein neben der Nahmen von Nicolai, Biester, Gedicke steht, welche gegen Sie geschrieben haben, so fragt es sich, ob Sie — offener

---

du scheinst. Aber hüte dich, dass keine Tücke unterlaufe, denn dein Gott sieht das Inwendige; das ist sein Wesen, seine Kraft.»

S. 214 f. Jacobi schliesst sein Buch mit folgenden Worten Lavaters : «Wer nie vor reifer, ruhiger, leidenschaftsloser Ueberlegung urteilt; auch wenn er geurteilt hat, für alle Zurechtweisungen ein offenes hörendes Ohr, ein lenksames Herz hat — wer sich der Wahrheit freut, wo und wann und wie und bey wem, und durch wen er sie immer finden mag — sich nicht berühren lässt vom Irrthum im Munde des Herzensfreundes — Die Wahrheit mit offenen Armen von den Lippen des Todfeindes heraushebt und an sein Herz drückt — wer allenthalben Ueberzeugung hoch hält, nie wieder, nie ohne Ueberzeugung handelt, urteilt, spricht — der ist der redliche rechtschaffene Mann; eine Ehre der Menschheit. — Er ist aus der Wahrheit. Christus würd' ihn einen Sohn der Wahrheit nennen.»

planloser Mann — die löbliche Absicht haben, dass Ihre Leser alle die schändlichen Beynahmen und infamen Maximen, deren Sie Ihre nicht schreibenden Gegner schuldig finden,[1] auf meine Rechnung setzen, und dass alle redlichen und unredlichen Katholiken, und alle redliche und unredliche Anhänger Lavaters mit Dummköpfen und Schurken in ein Bündniss treten und mich vernichten sollen — oder ob die Beysetzung meines Namens und gewisse Anspielungen, die durch Ihre mündliche Aeusserungen schon im voraus commentiert worden, bloss leichtsinnige Uebereilungen seyen. In dem ersteren Falle sind Sie ein Mann (ich bediene mich Ihrer eigenen Ausdrücke), dessen unedle Verfahrungsweise ich, so lange ein Tropfen edles Blut in meinen Adern wallt, mit furchtloser Verachtung ansehen werde.[2] Ist aber das letztere, — wie ich es gerne glaubte — so, sehe ich nicht, wie ein Mann, der sich so übereilen konnte, es wagen mag von Leidenschaftslosigkeit und Ruhe zu sprechen, und sich zu rühmen, er habe in seinem Leben nie ein Wort gesagt, das irgend jemand hätte schaden können.

Ich glaube berechtigt zu seyn zu fordern, dass, im Fall Sie meinen Nahmen und gedachte Anspielungen nicht auszustreichen belieben, Sie dieses Billet mit Ihrem Aufsatze circulieren und demselben beidruken lassen.

Uebrigens wiederhole ich Ihnen das Versprechen sobald Sie es verlangen mit meines Namens Unterschrift öffentlich zu sagen, was ich von Ihnen und Ihren Schriften denke.

Zürich d. 22. Aug. 1786.

Leuchsenring.

Tags darauf schickt Leuchsenring einen zweiten Brief.

Nun hab' ich auch Ihr versiegeltes Blatt gelesen, welches so anfängt: «Nach Lesung dieses Aufsatzes denkt Leuchsenring besser von Lavater und schlimmer von Leuchsenring». Ich kan Sie aufrichtig versichern, dass Leuchsenring nach Lesung Ihres Aufsatzes

---

[1] Lavater sprach von Donquixoterien, Elendigkeiten u. s. w. «Zu diesen unwürdigen, niedrigen und in der gesitteten ehrlichen Welt unduldbaren — Streichen rechne ich . . . Allervörderst das geflissentliche Ausstellen von Spionen, das Herauslocken von Privatbriefen, aus den Händen derer, für die sie allein geschrieben sind, und die Frechheit, nicht nur in Privatgesprächen, sondern öffentlich sich auf diese erlauerten, erschlichenen oder anvertrauten Privatbriefe berufen zu dürfen». — An anderer Stelle spricht er von einem «solchen spionenhaften Anekdotenverbreiter in meiner eigenen Vaterstadt».

[2] Lavater hatte geschrieben: «So lang noch ein Tropfen edles Blut in meinen Adern wallt — werd' ich diese unedle, bald mit jedem Monate dominantere, Verfahrungsweise mit furchtloser Verachtung ansehen».

schlimmer von Lavater denkt, und dass es ihm von Herzen leid ist, dass er so denken muss. Hier sind einige Stellen aus meinem Tagebuche vom vorigen Sonntage. . . . . «wenn ich nichts wieder den Charakter von L. gehabt hätte, so würde mich diese Schrift aufmerksam gemacht haben. Es sind darinn Dinge, die, verglichen mit dem was zwischen ihm und mir vorgefallen und was ich sonst von ihm weiss, mein moralisches Gefühl aufs äusserste beleidigt haben. — — Ich fange an alle Hofnung zu verlieren, dass dieser Mann je von seinem . . . . Wesen welches er sich vielleicht selbst verheelt werde geheilt werden . . . . . . Nichts ist mir mehr zuwider als dieser . . . . . Ton, und diese . . . . . Manier anderen mit einer frommen Mine zu schaden . . . . . . der ganze Aufsatz ist sehr geschikt gegen mich angelegt. Ich werde aber fortfahren offen und gerade zu Werke zu gehen . . . . . . bey allen diesen Empfindungen ist es mir doch unangenehm zu denken, dass L. sich in eine höchst missliche Lage setzt . . . . Es kränkt mich, dass ich die Hofnung ganz aufgeben soll, zu sehen, dass dieser Mann . . . . seine Wirksamkeit auf einen edleren Zweck richte. Der Mann ist mir ein trauriges Exempel, wie weit . . . . Eitelkeit und Stolz einen Menschen nach und nach führen können.»

Ich wünsche, dass Sie, wenn es Ihnen Ihr Gewissen erlaubt, meinen Nahmen und die Anspielungen stehen zu lassen, alle Briefe und Zettel, die ich Ihnen seit meiner Ankunft in Zürich geschrieben nebst Ihren Briefen und Zetteln an mich Ihrem Aufsatze in Abschrift beyfügen und beydruken zu lassen. Wenn Sie das Licht nicht scheuen, wie Sie so oft versichern, so können Sie keinen Anstand nehmen, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Zürich d. 23. Aug. 1786.

Leuchsenring

Lavater hatte zunächst die Absicht, Leuchsenrings Namen stehen zu lassen und seinen Brief vom 22. August mit abzudrucken. In seinem Nachlass findet sich noch das Schreiben vom 24. August, in dem er dem Gegner diesen Entschluss kund thut. Er ist dann aber anderer Meinung geworden, hat jenes Schreiben nicht abgeschickt, dafür aber am 25. August abgefasst eine

Letzte Antwort an Herrn Leuchsenring.

Ich sandte Ihnen mein Manuscript über Katholicismus und Jesuitismus, wie Sie wissen in der Absicht, um Sie selbst zum Richter zu machen: ob ich mich unzweydeutig und furchtlos genug gegen der Berliner und Ihren Argwohn erklärt? Sie scheinen meine Absicht bey dieser Mittheilung gänzlich vergessen, Scheinen nichts von meiner Unschuld und d. mannigfaltigen

Ungerechtigkeit, die man sich gegen mir erlaubt, gefühlt — und nichts als den dastehenden Namen Leuchsenring — nichts, als die Anspielungen auf sich gesehen zu haben.

Das muss ich hingehen lassen — mit dem Geständniss, dass ich thörigt gehandelt habe Ihnen diesen Aufsatz in der Handschrift mitgetheilt und Ihrer Beurtheilung unterworfen zu haben. Da ich mir Ihre Unbelehrbarkeit über gewisse Punkte hätte vermuthen sollen — mich hätte erinnern sollen des Rathes meines grossen Freundes «Mich nie mit keinem argwöhnischen, keinem Schiefsehenden, und keinem Krankmüthigen Menschen einzulassen»; gegen Argwohn, Schiefsinn und Galle kann keine Wahrheit, und keine Unschuld sich je vertheidigen. Ich verdiene also, für meine Thorheit zu büssen — auch Thorheit war es, für die ich zu büssen verdiene, dass ich Sie noch einer ernsten Warnung, an Ihr ehemals fein empfindendes obgleich lange schon verstimmtes Herz, fähig und würdig hielt.

Aber behaupten darf ich kek, weder Thorheit noch Leichtsinn noch Bosheit ist's, dass ich in meinem Aufsatze, welcher der Prüfung und Beurtheilung, verschiedener ganz unpartheyischer Freunde, bestimmt war, neben die Namen Nikolai, Gedike und Biester — diese drey öffentlichen furchtlosen Vertheidiger der Jesuitischen Grille — auch Ihren Namen setzte, da nicht nur Zürich, sondern ganz Deutschland weiss, welch ein ganz positifer Verbreiter derselben, und welch ein scharfer nicht schonender Verkleinerer und Richter aller deren Sie sind — die diese Grille noch grillicht zu heissen sich berechtigt glauben. Mir schiens und scheints, eine intollerable Prätension von Ihnen, dass Sie immer andere nennen, und: sich nie nennen lassen wollen. Seh' ich indess eine Möglichkeit vor, Sie auf eine andere Weise künftig abzuhalten, falsche und nachtheilige Anekdoten, wieder Männer die in einem öffentlichen Amte, und Wirkungskreis stehen, aufzuhaschen, in die Ohren zu flüstern, und zu verbreiten, so will ich aus christlicher Gutmüthigkeit, Ihrer Blödigkeit die sich vor ihrem eigenen Namen wie vor einer Todtsünde zu entsetzen scheint, diessmahl noch schonen — und die ganze Stelle mit den vier Namen weglassen[1] — mit dem ganz ausdrüklichen Beding jedoch, dass ich mir Genugthuung zu verschaffen wissen werde, wenn Sie irgend eine Anekdote wieder mich wiederholen, die ich mündlich oder Schriftlich für unwahrheit erklärte. Hab' ich unrecht geredet, so beweise dass es unrecht sey, hab' ich aber recht geredet, was schlägst Du mich dann?

In Ansehung des Aufsatzes selbst den der Hauptsache nach

---

[1] Die Stelle ist wirklich weggelassen.

bis auf wenige Ausdrüke, die ich ändern werde Schlosser, und alle die ihn lasen billigten, werd' ich der Entscheidung Meiners, und des Landgrafen v. Homburg überlassen.

Befehlen lass ich mir nicht, Ihre oder meine Briefe druken zu lassen, aber erlauben kann ich, u: will ich Ihnen — wann Sie's gut finden — Ihren letzten u: vorletzten Brief, u: alle Briefe u. Billets die Sie mir je schrieben, und alle und jede Briefe u: Billets die ich Ihnen je geschrieben zu publizieren. Ich glaube, nicht das mindeste dabey verlieren zu können — Noch mehr, auch die geheimen Briefe von mir mit denen Sie Leuchsenring (quem amavi, numquam non amabo) mir drohten — — — mögen Sie bekannt machen, Hier meine Handschrift dafür. Ich will aber nichts davon wissen.

Ich habe andere und bessere Geschäfte, als mich weiter mit einem Mann einzulassen, der nach meiner Ueberzeugung, in der tiefsten, und Schiefsten Illusion stekt, die ich mir freylich durch sein Lage, sein Schiksaal, und: verzeihen Sie mir, durch das armselige Stekenpferd einer vieljährigen Anekdotenjägerey bey guten Absichten, und einem beruflosen Leben, Leidlich genug erklären, und entschuldigen kann — Ich breche mit dem heutigen 25. August 1786 schlechterdings mit Ihnen ab; beantworte Ihr letztes Billet in welchem Sie sich zum Richter meines Herzens aufwerfen mit keiner Sylbe — werde keines mehr beantworten, keines mehr annehmen, bis unser Schiksaal, das bisher zu wollen scheint, dass wir einander hinieden nicht kennen und geniessen sollen, sich ganz geändert hat — bis Sie mir durch einen dritten unpartheyschen Mann ein non putaram sagen lassen — Reden schreiben thun Sie was Sie wollen — Ich werde reden, schreiben, u: thun was ich recht finde. Ich habe nicht Ursache mich zu fürchten, so lange mir die Gnade gegeben ist warten zu können. Nicht Ihnen sondern Gott, nicht einem Partikular Inquisitor sondern dem Publikum vor dem ich falsch angeklagt bin, bin ich Rechenschaft schuldig, das Publikum hat zwey Ohren, und Gott im Himmel Eine gerechte Waage für Leuchsenring und Lavater —

Ich verzichte hier darauf darzustellen, wie in der Folgezeit dieser persönliche Zwist weitere Kreise in die Oeffentlichkeit des gebildeten Deutschlands zog. Bemerken will ich nur, dass Lavater von nun an Leuchsenring, seinen zweiten Mirabeau,[1]

[1] Mirabeau hatte Lavater heftig angegriffen in der Schrift: Lettre du comte de Mirabeau à . . . sur M. M. de Cagliostro et Lavater, Berlin 1786.

herzlich hasste trotz seiner Versicherung quem amavi numquam non amabo, und dass er es in seinen Briefen nicht an Hieben auf ihn fehlen liess (vgl. Euphorion II, 637: Lavater an Matthaei 13. Januar 87 und Zöppritz, a. a. O. I, Nr. 42); bei Leuchsenring dagegen muss anerkannt werden, dass er bei seinen Unterhaltungen mit der Gräfin von Branconi «die Discretion hatte, nie Lavater zu nennen, und wenn von ungefähr das Gespräch auf ihn kam, mit gleicher Mine weder vor noch wider die Sache auszusehen» (Matthaei an Sarasin 1. Februar 1787). «Also bedauere ich», schreibt der liebenswürdige Matthaei, «mehr das Schicksal, das gewollt hat, diese zwei Leute sollten sich vor die Stirne stossen, bedauere dass 2 Menschen, die just durch das Verschiedene ihrer Eigentümlichkeiten und doch zugleich beide auf Realitäten abzielend, anstatt einer dem andern etwas zu werden und sich fortzuhelfen, einer dem andern zu Falle sich werden musste».

Litteratur.

K. A. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften, Lpzg. 1843. Bd. 4, S. 494—582.

Franz Muncker, Leuchsenring. Allg. deutsche Biographie, Bd. 18, S. 473 ff.

Briefwechsel der «Grossen Landgräfin», Wien 1877.

Preuss. Jahrb., Bd. 42, Berlin 1878. S. 42—74.

Goethe-Jahrb. I, 81—118.

Wieland, Ausgewählte Briefe, Zürich 1815. III, 26, 51, 53 f.

Neue Briefe Chr. M. Wielands, hrsg. Hassenkamp, Stuttg. 1894. Nr. 86, 87, 90.

Georg Zimmermann, Joh. Heinrich Merck. Frankfurt a. Main 1871. S. 33 f. S. 42, 176.

Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder, Wieland u. a. Hrsg. v. Karl Wagner, Darmstadt 1835 (W. 1). Nr. 10, 81, 84.

Briefe an und von J. H. Merck. Hrsg, von Karl Wagner, Darmstadt 1838 (W. 2). Nr. 6, 8, 19, 44. S. 286.

Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner u. Merck. Hrsg. von Dr. Karl Wagner. Leipzig 1867, (W. 3). Nr. 10, 12, 18. S. 107.

Fr. H. Jacobis auserl. Briefw., Leipzig 1825. Nr. 11, 12, 14, 48, 58, 63, 67, 145, 150, 155, 163, 164, 166.

Aus Fr. H. Jacobis Nachlass, Hrsg. Rud. Zöppritz. Leipzig 1869. I, Nr. 23. 42.

Zur Kenntnis F. M. Leuchsenrings. Mitgeteilt von Jakob Keller. Archiv für Litteraturg. 1886, 14, S. 143-171.

Ed. Bodemann, Julie von Bondeli. Hannover 1874. S. 157 ff. 352 ff.

Ludmilla Assing, Sophie von La Roche, Berlin 1859. S. 125 f. 369 f.

Sophie de la Roche, Mein Schreibetisch, Leipzig 1799. II, S. 100 f. S. 274 ff.

L. Hirzel, Albrecht von Hallers Gedichte, Frauenfeld 1882. S. CDXLVIII. CDL. CDLXX sq.
Euphorion II, 637.
Deutsches Museum, Januar 1787. S. 2—23. Juli 1787. S. 61—66.
August Langmesser, Jakob Sarasin. Abhandlungen hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich Nr. V. Zürich 1899. S. 55, 137, 152.
H. Funk, Die Wanderjahre von Frau von Branconi. Westermanns Monatshafte, Bd. 79. Braunschweig 1896. S. 181.
Aus Herders Nachlass, hrsg. Düntzer. Frankfurt, a. Main 1856. II, S. 29, 62 ff. 69 ff. III, Nr. 2—6, 10, 11, 13, 17, 18, 29, 34, 36, 37, 41—43, 46—49, 51, 56—59, 65, 68, 98, 105, 108, 109, 112, 113, 116—123, 125—131, 133.
Erinnerungen aus dem Leben J. G.s von Herder. Werke, zur Philos. und Gesch. Teil 16. Tübingen 1820. S. 235.
von Loeper, Briefe Goethes an Sophie von la Roche. Berlin 1879. S. 198.
Weimarisches Jahrbuch 1855, S. 48 f.
R. Haym, Herder. Berlin 1880. I, 356 f, 455 ff, 521, 529 f. II, 875.
Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Nürnberg 1858. I, S. 30.
Sybel, Zwei Lehrer Friedrich Wilhelm III. in der Philosophie. Monatsb. der Königl. pr. Ak. d. W. zu Berlin. 1879. S. 707—726.
Fr. Förster, Neuere und neueste Preussische Geschichte. Berlin 1851. I, S. 454 f.
Fr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Berlin 1787. Band 8. S. 189 ff.
Denina, la Prusse littéraire sous Frédéric II, Berlin 1790. II, 408 ff.

Riemer, Briefw. zwischen Goethe und Zelter. Berlin 1834 (24. April 1828 an Goethe).
Fr. Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93. Gotha 1798. I, 376 ff.
Prozess über den Verdacht des heimlichen Katholicismus zwischen D. Stark und den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift. Berlin 1786.
J. G. Zimmermann, Ueber Friedrich den Grossen, Leipzig 1788. S. 87 ff.
J. G. Zimmermann, Fragmente über Friedrich den Grossen, Leipzig 1790. III, 117, 292 f, 318, 317—327.
Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn. 1790.
W. Gronau, C. V. v. Dohm, Lemgo 1824. S. 125, 211, 450.
Schillers Briefwechsel mit Körner. Hrsg. Karl Goedeke² 1874. I, 224, 456 f.
J. G. Forsters Briefw., Leipzig 1829. II, 476.
Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Hrsg. Albert Leitzmann. Weimar 1896. Nr. 16, 17.
Ueber Leuchsenrings letzten Pariser Aufenthalt finden sich einige ziemlich wertlose Briefe seiner Frau in der Handschriftenabteilung der Königl. Bibl. zu Berlin und im Breslauer Staatsarchiv. (Schlabrendorfscher Nachlass.)
L. Achim von Arnim, Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. S. 158 ff.
Le Courier français. 1827. 9. Février.

VI.

Die letzten Jahre des Colmarer Barfüsserklosters und Jakob Einfalt aus Geberschweier, dessen letzter Guardian.

Von

Dr. **A. Hertzog-Colmar.**

Im Archiv des Bürgerspitals von Colmar, das bekanntlich im früheren Barfüsserkloster untergebracht ist, befindet sich im sogenannten Fonds des Franciscains eine Anzahl sehr interessanter Briefe, bezüglich der Verwaltung des Minoritenklosters in den letzten Jahren seines Bestehens, hauptsächlich aber die Person des letzten Guardians, Jakob Einfalt, betreffend, welche das Verhältnis der damals souveränen Reichsstadt Colmar, sowie auch die eigentümliche Stellung des genannten Guardians, der zugleich Stiftsprediger zu Würzburg war, ganz sonderbarlich beleuchten. Diese Briefe sollen hier zum Abdruck gelangen; sie dürften einen nicht uninteressanten Beitrag liefern zur Darstellung der Vorgänge, welche sich kurz vor der Einführung der Reformation zu Colmar abgewickelt haben.

Zum besseren Verständnis der erwähnten Briefe, seien zuvor einige geschichtliche Notizen über das Colmarer Barfüsserkloster mitgeteilt.

Kein zweiter religiöser Orden erfreute sich so grosser Beliebtheit beim Volke, wie der Franziskanerorden. Noch bei Leb-

zeiten des Gründers des Heiligen Franziscus Assisi fand er in allen Reichen Europa's Eingang, sowohl das Volk als auch die Grossen waren ihm sehr gewogen, und überall wurden die Minoritenbrüder, wie sie sich selber nannten, mit der grössten Begeisterung aufgenommen. Meist dem gemeinen Volke entstammend, redeten sie dessen Sprache, und zeigten auch mehr Verständnis als die alten reichen Klosterstiftungen für das Streben des niederen Volkes nach vermehrter Freiheit und ganz besonders nach dem damals überall so sehr bedrohten Frieden. Der laute Ruf des Volkes nach Gerechtigkeit und Friede ward von keinem Orden so gut verstanden, als von dem Franziskanerorden. Mit dem zahlreichen dritten Orden, als ihrem weltlichen Zweige, waren die Franziskaner eine wahrhaftige Organisation des minderen Volkes, hauptsächlich der Städte, und zur Herstellung des so sehr begehrten Friedens.

Die Annalen der Franziskaner, Tom. I, Chronica anonyma, S. 284, berichten dass bereits im Jahr 1223 die elsässische Custodie errichtet wurde. Somit bestanden damals schon Barfüsserniederlassungen in unserm Lande; von Strassburg ist dies für 1222 dargethan; auch die Gründung des Hagenauer Klosters wird in dieses Jahr verlegt, wenn wir den Angaben Berard Müllers in seiner Provinzial-Chronik vertrauen können.

Nach einer handschriftlichen Notiz aus der Sammlung Chauffour, auf der Stadtbibliothek von Colmar (Manuskript 82—1), existierte zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch eine ungedruckte Baarfüsser-Chronik von Colmar, welche schon mit dem Jahr 1227 begann und mit 1454 endigte. Es dürfte daraus wohl der Schluss erlaubt sein, dass die Niederlassung in diesem Jahre zu Colmar gegründet wurde. Für 1246 ist das Bestehn eines Minoritenklosters zu Colmar durch eine Urkunde belegt, in welcher ein Provinzial R. einen von dieser Stadt datierten Revers an Graf Conrad von Urach, Herrn von Freiburg, erteilt, welcher den Freiburger Minoriten die dortige Martinskapelle mit vier Hofraiten geschenkt hatte. (Ausgestellt 25. Mai 1246.) Dieses wäre wahrscheinlich nicht geschehen, wenn der Provinzial nur auf der Durchreise und nicht in einem Hause seines Ordens gewesen wäre. Im Jahr 1279 ist nach Angabe der Colmarer Dominikaner-Chronik, welche manches von den Minoriten berichtet, denselben vom Pabste gestattet worden, in ihrer Kirche in seidenen Messgewändern Messe zu lesen.[1] Am 23. Mai 1282 und unterm 5. März 1284 erteilte der Bischof Heinrich von

---

[1] Nach dem erwähnten Manuskript 82—1 der Colmarer Stadtbibliothek, Sammlung Chauffour.

Basel, selbst ein früherer Barfüssermönch Weihen[1] in der Ordenskirche seiner Mitbrüder zu Colmar. Nach denselben Quellen hielten die Barfüsser zu Colmar ein grosses Kapitel im Jahre 1290 ab, wobei die Landesherren ihnen viele Dienstgefälligkeiten erwiesen. Der Lektor des Baseler Convents liess bei dieser Gelegenheit zwei Beginen und zwei Begharden als Ketzer gefangen nehmen. Demnach fällt die Gründung der Niederlassung der Barfüsser in Colmar vor das Jahr 1290, welches Berard Müller in seiner Provinzchronik (noch Handschrift, nach Angabe des P. Konrad Eubel, l. c.) als Gründungsjahr angibt.

Als die Minderbrüder in Colmar ankamen, erbauten sie dicht an der alten Stadtmauer ihr Klostergebäude, wahrscheinlich aus milden Stiftungen und Geschenken der Bürger der Stadt, auf der Allmende, welche ausserhalb der Mauer sich damals befand; denn erst im Jahre 1304 verkauft ihnen die Stadt ein weiteres Stück Allmende, das hinter dem Kloster, zwischen der Ringmauer und der Lauch gelegen war, um zwanzig Mark Silber, unter der Bedingung, dass die Barfüsser die weiter hinaus zu rückende neue Stadtmauer auf ihre eigenen Kosten aufbauen müssten. Von diesem Stück Allmende sagt der Kaufbrief[2] ausdrücklich, dass die Minoriten dasselbe begriffen hatten; sie hatten somit das Bifangrecht an derselben ausgeübt. Nun war aber damals das Bifangrecht schon lange nicht mehr unentgeltlich, desshalb musste darüber ein förmlicher Kauf abgeschlossen werden, was auch am Dienstag nach der ausgehenden Pfingstwoche des Jahres 1304 geschehen ist. Ja einzelne Klosterbaulichkeiten wurden sogar erst durch einen Akt von 1335, wie daraus hervorgeht auf speziellen Befehl des Kaisers,[3] aus der Stadtallmende ausgeschieden, also lange nach deren Erbauung. Begründet ist dies Verfahren durch der Stadt Nothdurft; speziell wurde damals von der Allmend ausgeschieden was zwischen Schörpelins Thor (jetziges Haus Walz-Würklin) und dem Hause zum «rothen Salmen» (am südlichen Ende des jetzigen Neubaues der Arkaden) gelegen war, also die westliche Seite des grossen Klosteranwesens, die hauptsächlich den Kirchhof desselben bildete: der Kirchengiebel «mitenander irre kilchen ze frone Dür,» demnach mit dem Hauptportal und die Mauer mit «dem Bucke» (Einbuchtung) von der Kirche bis zum

[1] Cf. P. Konrad Eubel, Geschichte der Strassburger Minoriten-Provinz. I. Thl. S. 10 u. II. Thl. S. 208, Note 72.

[2] Kaufbrief im Spitalarchiv. Fonds II, B. 2.

[3] Diplom Kaiser Ludwigs von 1333. Stadtarchiv. Ser. A. Lad. 1, Nr. 5 des Hüffelschen Inventars.

Hause zum «rothen Salmen» auf der Stadt freie Strasse stossend gegenüber denen von Päris, das alles der Stadt Allmende war. Dieser grosse Platz wurde den Barfüssern um fünfzig Pfund basler Pfennige verkauft, «ze habende unn ze niessende, ze der vorgenannten irre kilchen un kilchofe für lidig eigen, nach ir willen». Dabei gibt die Stadt noch die ausdrückliche Versicherung ab, dass sie damals innerhalb des Klosterumfanges nichts mehr vorgefunden habe, das noch zur Stadtallmende gehörte, dass also der ganze Umfang des Klosters der Barfüsser nun freies und lediges Eigentum sei, worin sie die Stadt auch zu schützen und nie zustören verspricht. [1]

Dass die Minderbrüder sich auf der Allmende niedergelassen hatten, geht daraus hervor, dass um 1296, am Mittwoche nach St. Valentin, Cuno von Loubegassen, seine Frau Anna, deren Söhne Nibelunc und Hesse, denselben ihre Rechtsansprüche an der Allmende, zwischen der Ringmauer und der Lauch, dem jetzigen Gartenlande des Bürgerspitales, um 12 Mark Silbers abtreten. [2] Es ist dasselbe Terrain, welches ihnen dann die Stadt im Jahre 1304 zu Eigentum verkauft hat. Wenn ich nun diese wichtigen Urkunden hier näher besprochen habe, so geschah dies lediglich in der Absicht, den langjährigen aber sehr wichtigen Vorgang der Klostergründung eingehender zu schildern.

Dabei dürfte es allerdings auffallen, dass die Stadt so lange wartete, ehe sie Entschädigung von den Minderbrüdern für das von ihnen ausgeübte Bifangsrecht oder ihren stattgehabten «Begriff» verlangte, wie sich die erwähnten Urkunden hiefür ausdrücken. Es ist wohl zu vermuten, dass die Stadt zunächst das in Besitz genommene Terrain einfach schenken wollte, dass nachher aber die Finanzlage der Stadt derart zwingend worden war, dass sie ihr Eigentumsrecht wieder geltend machen wollte. Als öffentliches Gut konnte das Eigentum nicht durch Ersitzung daran erworben werden; und zudem erfahren wir ja, dass in einem der zwei Fälle der nachträgliche Verkauf (1335) der schon längst in Besitz genommenen Allmende — bekanntlich wird die Minoritenkirche schon im Jahr 1279 erwähnt — durch ausdrückliches Gebot des Kaisers Ludwig von Bayern begründet wurde.

Das Kloster entwickelte sich daraufhin sehr schnell; im Jahre 1297 zählte dasselbe 40 Mönche, die eine Lateinschule hielten. Gelegentlich widmeten sie sich auch dem Krankendienste, so in den Pestjahren von 1315 und ganz besonders von 1541, in

---

[1] Ausscheide-Urkunde im Spitalarchiv. Fonds II des Récollets, B. 2.

[2] Urkunde, im Spitalarch. Fonds II des Récollets, B. 2.

welchem Jahre alle im Kloster anwesenden Mönche an der Pest gestorben sind. Allein der Guardian, Pater Jakob Einfalt, von dem in folgenden Zeilen noch die Rede sein wird, blieb verschont; denn er weilte damals nicht in Colmar, sondern zu Würzburg. In einem der von mir noch mitzuteilenden Briefe Einfalts (Nr. 13) schreibt derselbe von einem Spitale, das sich im Kloster befinde. Nicht nur pflegten die Barfüsser Kranke, sie hatten auch noch in ihrem Spitale eine Pfründe für ältere, schwächlichere Leute, welche sich in ein ruhiges Leben bei ihnen zurückziehen wollten. Solche Pfründverträge finden sich etliche im Franziskanerarchiv.

Als sich die Minderbrüder ansiedelten, wurde aber mit solcher Hast gebaut, dass die Kirche und die Klostergebäude bald baufällig waren, sodass gegen Ende des XV. Jahrhunderts grosse Reparaturarbeiten daran vorgenommen werden mussten. Zu diesem Zwecke erhielten die Barfüsser einen Ablassbrief von mehreren Cardinälen zu Gunsten des Kloster- und Kirchenbaues, in welchem allen denjenigen hundert Tage Ablass gewährt wurden, welche in ihrer Kirche, worin eine ansehnliche Bruderschaft des H. Franziskus errichtet war, jeden Sonntag nach Fronfasten der feierlichen Messe für die Abgestorbenen beiwohnen und zur Ausbesserung der Gebäude, desgleichen zur Anschaffung von Büchern, Kelchen, Leuchtern und Kirchenornamenten, hilfreiche Hand bieten würden.

Diese Notiz, welche der erwähnten Franziskanerchronik von Colmar entstammen soll, uns jedoch durch eine von einem evangelischen Pfarrer überlieferte Abschrift erhalten wurde, spricht hier entschieden von dem dritten Orden als von einer ansehnlichen Bruderschaft des heiligen Franziskus und scheint dazu noch den Inhalt des Ablassbriefes insofern unkorrekt wiederzugeben, als sie von einer feierlichen Messe für die Abgestorbenen spricht, welche jeden Sonntag nach Fronfasten abgehalten werden sollte. Für Abgestorbene können aber an Sonntagen keine Messen gelesen werden; wahrscheinlich hiess es im Briefe, dass der Ablass denen zukommen solle, welche an diesen Sonntagen einer feierlichen Messe beiwohnen und dann für die Toten beten würden. Aus dieser interessanten Angabe entnehmen wir, dass zu jener Zeit, zu Colmar wie auch anderwärts, der dritte Orden des heiligen Franziskus in hoher Blüte stand und sich der Gunst des Volkes in reichem Masse erfreute. Der dritte Orden war aber, wie schon gesagt, die organisierte städtische Demokratie des Mittelalters; er entfaltete damals eine erstaunliche sozialpolitische Thätigkeit. Er gruppierte die kleinen Leute jener Zeit zu einer festen Genossenschaft, bei welcher man auch materielle, neben geistlicher und religiöser

Hilfe, finden konnte. Dadurch erklärt sich die ganz besondere Gunst, in der der Franziskanerorden damals allenthalben stand.

Das Colmarer Kloster hatte in jenen Tagen seinen höchsten Stand bereits hinter sich, stand aber immer noch in der Gunst der Bürger; zahlreich sind im XV. Jahrhundert noch immer die freigiebigen Zuwendungen an das Kloster. Doch es teilte das Los alles menschlichen und irdischen. Der Geist, der dasselbe beseelte, hielt sich nicht mehr lange auf dieser Höhe.

Wenn in der Zeit vor Einführung der Reformation in Colmar grosse Klagen laut werden gegen das sittenlose Leben vieler Mönche, so kommt es doch nie vor, dass in den Beschwerde- und Anklageschriften des Colmarer Magistrats ähnliche Anklagen gegen irgend ein Mitglied des Minoritenklosters erhoben wurden, und im Kampfe der Stadt mit den Klöstern wegen der Zuständigkeit derselben zum städtischen Gerichte in Strafsachen, war der Widerstand der Franziskaner bei weitem nie so heftig, als derjenige der anderen Klöster. Dem sogenannten Klostergesetze von 1538, welches der Magistrat erliess, um den Exzessen Einhalt zu gebieten, welche in gewissen Häusern eingerissen waren, haben sich die Franziskaner am 19. Juli 1538 ohne Protest unterworfen.

Bei näherer Betrachtung dieser Vorschriften muss man allerdings anerkennen, dass der Geist, welcher diese Verordnung trägt, schon stark von den Prinzipien der Reformation durchsetzt ist; rein materielle Absichten, auf die allmähliche Einziehung aller Klosteranwesen und Klostergüter gerichtet, mögen auch beim Magistrat mitgewirkt haben, als diese berühmten Klostergesetze erlassen wurden. Diese Tendenz geht am deutlichsten daraus hervor, dass die Aufnahme von Novizen an die Genehmigung des Rates gebunden wurde. Dadurch, dass der Rat solche Aufnahmen dauernd verbot, wie dies z. B. gerade für das Minoritenkloster der Fall war (denn wie wir noch sehen werden, hat sich der Rat beständig gegen irgend welche Neuansiedelung fremder Ordensmitglieder gewehrt, als das Haus 1541 ausgestorben war), dadurch, sagen wir, konnte er nach Belieben ein Ordenshaus auf den Aussterbeetat stellen. Gerade in jener Zeit standen dem Minoritenkloster zu Colmar ganz hervorragende Männer vor, so der Guardian Dr. Johannes Mentzer oder Mentzeler, von 1494—1518, der sogar 1498 als Kustos von Elsass Provinzvikar gewesen ist und als solcher das Wahlkapitel dieses Jahres, nach dem Tode des Provinzials Sumner, nach Strassburg ausschrieb und ihm präsidierte; von ihm heisst es in einer zeitgenössichen Nachricht über dieses Wahlkapitel, dass er ein Mann, «utique prudens et circumspectus» gewesen sei. Die Urkunden, welche ziemlich zahlreich im Spitalarchive

von diesem Manne herrührend, vorhanden sind, beweisen es zur Genüge. So hat er z. B., um den baulichen Zustand des Klosters und der Kirche zu sichern, einen Brief über eine jährliche Rente von 200 Gulden an die Stadt übergeben, aus deren Ertrag, unter Leitung einer städtischen Baukommission, die nötigen Reparaturen gemacht werden sollten.[1]

Eine weitere Urkunde, die auch unter seiner Verwaltung ausgestellt wurde, von 1510, ist dadurch bezeichnend, dass sie schon für diese frühe Zeit das Bestreben des Magistrats darthut, sich in Verwaltungssachen des Klosters zu mischen. Durch diese Urkunde, die aber vielleicht nicht zur Ausführung gelangte, oder doch nach 1538, dem Jahre des berühmten Klostergesetzes, ohne Zweck mehr war (da wir dieselbe als Buchumschlag um ein Baurechnungsbuch vorfinden, das im Jahre 1522 beginnt und bis 1539 reicht), durch diese Urkunde werden auf gemeinschaftliches Einverständnis mit dem Guardian und dem Convente mit Wissen und Willen des damaligen Provinzials, Georg Hoffman, dem Kloster der Minoriten durch den Rat zwei Pfleger bestellt, nämlich Junker Ulrich Wurmlin und Meister Georg Ringlin, Stettmeister zu Colmar. Ja, es heisst sogar in derselben am Eingange, dass dies auf des Convents «fleissige Bitte» geschehen sei. Es ist dies auch leicht zu begreifen; der kluge Dr. Mentzer, Guardian, hatte wohl eingesehen, dass Klosterleute sich nicht gut mit weltlicher Güterverwaltung abgeben können, dass sie dadurch zu viel von ihrem göttlichen Berufe abgewendet würden, und so ein erspriessliches gottgefälliges Klosterleben nicht möglich war. Dadurch erhielt aber der Magistrat in der Person der bestellten Pfleger volle Einsicht in den Vermögensstand, die Jahreseinkünfte und Rechnungen des Klosters, welche diesen Pflegern vorgelegt werden mussten. Damit die Mönche gar nichts damit zu thun hätten, so verpflichtete sich das Convent sogar, einen weltlichen Schaffner fürderhin zu bestellen, um die Güterverwaltung zu besorgen.[2]

Wiewohl der Guardian und der Convent in dieser Urkunde erklären, indem sie von sich selbst reden, «dass wir umb unsern und unsers vorgenannten Closters besten nutzes und notturft willen unns diser hienochgeschrieben stücke gewilliges friges muttes ungetrungen und unbezwungen vereinbart und verbunden habent,» so möchten wir doch hinter allem diesem ein wenig Druck auf Seiten der Stadtverwaltung vermuten; man findet eben zu jener Zeit dies Streben, sich aktiv bei der Verwaltung der Ordenshäuser

---

[1] Siehe Urkunde. Spitalarchiv, Fonds des Franciscains II, B. 1.

[2] Urkunde, Spitalarchiv, II, B. 5. Bauregister, Umschlag in Pergament.

zu beteiligen, auch noch in anderen Reichsstädten. Es waren dann zumeist Finanzrücksichten, andere als religiöse Motive, welche die Stadtverwaltungen zu diesem Verfahren bestimmten, weil nur so das oft grosse Klostervermögen wirksam besteuert werden konnte. Die Besteuerungsfrage der Klöster war damals eine brennende und gab am meisten Anlass zu den heftigen Reibereien zwischen der Stadtverwaltung und den beteiligten Klöstern. Es war ein altüberliefertes Privileg der Geistlichen und Ordensleute, dass sie keine Steuern und keine Militärdienste zu leisten brauchten. Nun gerieten die Städte allmählich in Geldnot, und kamen samt und sonders, Colmar nicht allein, auf den Gedanken, auch die Geistlichen zu jenen städtischen Lasten heranzuziehen. Man würde heutzutage natürlich nichts mehr dagegen einzuwenden finden, damals lagen die Dinge aber ganz anders, die Sache war neu und unerhört, ging sogar gegen bestehende Rechte und Privilegien und wurde deshalb als eine Plackerei durch die darunter leidenden Geistlichen und Ordenshäuser angesehen. In manchen Fällen dürfte dies auch zugetroffen sein; wenn einmal ein Streit ausgebrochen ist, dann wird eine Massregel nach der anderen ergriffen, durch welche sich der Zwist immer mehr zuspitzt, bis endlich die Gewalt der Regierenden die anderen zum Nachgeben zwingt. So war es auch hier. Wenn schon der Rat in Colmar immer vorgab, dass er durch die erwähnten Massregeln nichts gegen den noch bestehenden Katholizismus vorzunehmen beabsichtigte, so ist doch nicht zu leugnen, dass die ausführenden Herren, ein Hieronimus Boner, ein Conrad Wickram, damals schon stark zur Reformation hinneigten.

Zu derselben Zeit, wahrscheinlich zwischen 1515 und 1518, war der berühmte Volksschriftsteller und Prediger Johannes Pauli als Lektor im Minoritenkloster zu Colmar. Wer Pauli's Schrift «Schimpf und Ernst» gelesen hat, wird sicher mit grossem Vergnügen bemerkt haben, wie scharf dieser Mann, selber ein Mönch, ein Geistlicher, die Laster, das oft zügellose Leben so vieler Priester aus jener Zeit beurteilt und auch verurteilt. Es ist wohl anzunehmen, dass in einem Kloster, wo solch ein Mann wohnte, wie der strenge Sittenrichter Pauli, keine der Unsittlichkeiten vorkamen, wie diese z. B. beim Colmarer Augustinerkloster hauptsächlich gerügt wurden. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Minoriten dieselben Einrichtungen in ihrem Hause einführten, welche später das Klostergesetz von 1536 überall obligatorisch auferlegte, scheint mir der beste Beweis dafür, dass in ihnen der spezifisch demütige, unterwürfige Geist des heiligen Franziskus von Assisi noch recht lebendig war. Hier sei auch noch daran erinnert, dass das

Colmarer Minoritenhaus lange vor der Abfassung dieser Urkunde von 1510, während des Mittelalters schon weltliche Schaffner hatte. Aus eigenem Antriebe hatten sich die Minderbrüder von Colmar der weltlichen Güterverwaltung schon längst begeben.

Nun finden wir in den privatrechtlichen Urkunden des Hauses die Guardiane Johannes v. Stauffen (1520), Wilhelm Streyb (1522), Jakob Frygg (1523), von welchen die Geschichte uns nichts überliefert hat. Es mögen dies vielleicht Hausobere gewesen sein, so schlecht und recht, aber ohne die erforderliche Energie, um sich dem Eindringen des reformatorischen Geistes in die Klostermauern zu widersetzen; möglich auch, dass sie anfänglich die Reformation nicht einmal ungerne sahen, wie wohl viele andere Geistlichen damals in demselben Falle gewesen sein dürften. Erst die blutigen Wirren des Bauernkrieges haben diese, anfangs der Reformation nicht abholden Männer wieder in der Treue zur alten Kirche befestigt.

In Streyb's Verwaltungsjahr 1522 fällt folgendes, wohl durch Matern Berler in seiner Chronik überliefertes Ereignis: acht Tage nach Petri und Pauli führte man einen zu Kienzheim gefangenen Barfüsserherrn aus dem Convent zu Colmar, auf einem Pferd gebunden gen Basel, weil er zu Colmar eine Ehefrau genommen haben sollte. Dies nach dem Zeugnis einer freiherrlich Waldnerischen Chronik. Diese Chronik war aber nichts anderes als die Chronik von Matern Berler, welche zur Zeit der Niederschrift der bereits erwähnten Notizen über das Franziskanerkloster (Manuskript 82—1 der Sammlung Chauffour, Stadtbibliothek von Colmar) noch im Besitze der genannten Familie sich befand, von wo sie in Schöpflin's Hände gelangte, um bei ihm auf immer zu verbleiben.

Es erscheint nun als Guardian der berühmte Kanzelredner Jakob Einfalt, 1524—1535. Ob Einfalt ununterbrochen während dieser Zeit Guardian gewesen ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden; es ist jedoch zweifelhaft, da es nicht Sitte in den Klöstern war, auf so lange Jahre Hausobere an der Regierung zu belassen. Einen andern Guardian fand ich für diese Zeit in den Quellen nicht. Auf ihn folgte der berühmte und strenge Blasius Kern, wahrscheinlich Colmarer von Geburt. Er war während des Bauernkrieges Guardian zu Würzburg, wo er mit seinem Mitbruder P. Georg Reylèin unter der kleinen, aber auserlesenen Schar sich befand, die den von den Bauern belagerten Frauenberg verteidigte.[1] Seinem heftigen und glaubenseifrigen Charakter nach zu schliessen, darf man

---

[1] Siehe Konr. Eubel, Provinzgeschichte I, S. 101.

wohl annehmen, dass unter seiner Verwaltung Unsittlichkeiten und Reformationsgedanken nicht aufzukommen vermochten. Nach einer Notiz aus einem Ausgabenregister des Klosters scheint Blasius Kern Colmar im Jahr 1538 verlassen zu haben: «Item dem Blasius dem gardian gelihen 5 Sch., in der Wuchen Johannes im 38 jar.» («hat mir si geschickt und bezahlt») wurde nachträglich beigefügt; der Guardian Blasius Kern hatte also damals Colmar verlassen, um nach Ueberlingen überzusiedeln.

Darauf übernahm Jakob Einfalt abermals das Guardianat, wiewohl er nicht mehr im Kloster, sondern zu Würzburg weilte, allwo er seit 1536 Prediger des hohen Stifts war. An seiner statt amtierte der Vize-Guardian Antonius Feist. Es sind dies für das Kloster Jahre schnellen Niedergangs. Nachwuchs gab es keinen mehr. Die Einkünfte gingen schlecht oder gar nicht ein, und die Almosen trugen nichts mehr ein. Der Geist des Volkes war den Klöstern nicht mehr hold.

Und doch bot sich den an Zahl geschwundenen Minoriten von Colmar noch eine schöne Gelegenheit, den Beweis zu erbringen, dass der werkthätige Geist und der liebenswürdige Sinn ihres grossen Stifters sie nicht verlassen hatte. Im Jahr 1541 brach die Pest in Colmar, wie auch im übrigen Lande, sehr verheerend aus. Bei dieser Gelegenheit haben sich die wenigen Franziskaner rühmlichst hervorgethan, indem sie in der Stadt und in ihrem eigenen Kloster, wo sie ein Pestspital eingerichtet hatten, Kranke pflegten. Die letzten Klosterväter, ein Pater Jakob, Pater Hans Müller, ein Beflissener der edlen Kunst der Musik, da er noch in demselben Jahre, nach Angabe eines Rechenblattes der Klosterschaffners, ein «Klaffencordium» gekauft hatte, ein Pater «Herr Hans Gware» und der Vizeguardian Antonius Feisth, sie alle starben an der Seuche. Auf denselben Rechenblättern, die uns die Namen dieser würdigen und tapferen Männer überliefern, lesen wir unterm Jahr 1541: «Item für Hr. Hans (scil. Müller) und für den fitzgardian zu fergraben geben 10 ß Cunrat schefflen dem dotdengreber.» (Donnerstags nach Adelphi.) Unter selbem Datum ist eine kleine Ausgabe für Käse eingetragen «für Herrn Jacob Selig». Dieser Pater hiess nach Angabe eines Mobiliar-Inventars des Klosters, im Gegensatze wohl zum viel älteren Herrn Jakob Einfalt, «der junge Herr Jacob».[1] So waren sie denn alle gestorben, gestorben in der Ausübung der schönsten Christenpflichten und in unerschrockener Bethätigung der heiligen Lehren ihres hehren Stifters. Auch die anderen Klosterbewohner müssen damals gestorben

---

[1] Spitalarchiv, Fonds des Récollets, Rechenbuch und Einlagen II, A. 6.

gewesen sein, wie dies einem der Briefe an Jakob Einfalt in Würzburg zu entnehmen ist, welche wir im Anhang mitteilen.

Das war des Colmarer Minoritenklosters gewiss rühmliches Ende; denn der wohllöbliche Magistrat und die wohlweisen Herren Pfleger des Klosters wiesen von jetzt ab jeden Vorschlag zur Neubesetzung desselben durch etliche zwei oder mehrere fremde Mönche, angeblich aus Furcht vor den Kosten und der Schmälerung des Klostervermögens, grundsätzlich ab; sie führten eben deshalb eine langwierige Korrespondenz mit dem Provinziale Bartholomaeus Herrmann, dem Stiftsprediger, und dem beurlaubten Guardiane des Hauses, Jakob Einfalt, um den letzteren unablässig jedesmal aufzufordern, er möchte doch zur Versehung seines verwaisten Klosters zurückkehren.

Diese Briefe sind in mancher Hinsicht sehr interessant; besonders charakteristisch sind sie in Bezug auf das Verhältnis des Klosters zu der Stadtverwaltung und zu den Pflegern, hinsichtlich auch des Gebahrens der zwei meist dabei beteiligten Männer des Ordens, des Provinzials Bartholomaeus Herrmann und des Guardians Jakob Einfalt.

Gerne möchten wir über Jakob Einfalt's Wirken in Würzburg als Stiftsprediger, über den Geist, der seine Predigten beseelte, Näheres mitteilen, doch wir müssen darauf verzichten, weil wir nur ganz wenig darüber vernehmen; von Wert ist eine kleine Notiz über die Predigerthätigkeit des Colmarer Barfüsserpredigers aus einem alten Notizbuch über das Franziskanerkloster von Würzburg, allwo P. Jakob Einfalt zu gleicher Zeit auch aktiver Guardian gewesen ist. Dort steht, nach einer gefälligen Mitteilung des Hochwürdigen P. Benvenut Stengele, des Bibliothekars des Würzburger Klosters, für welche wir ihm an dieser Stelle unsern wärmsten Dank aussprechen, zu lesen: «P. Jakob Einfalt aus dem Kloster von Colmar starb hier (Würzburg) am 19. Juli. Ward 1536 gegen einen Gehalt von 80 Gulden und mit Vorbehalt einer vierteljährigen Aufkündigung, dann unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, in causis haereticis weder zu disputieren, noch zu schreiben. Er ward bald sehr beliebt und wollte dessen ungeachte im Jahre 1539 wegen allzu geringer Besoldung in sein Kloster nach Colmar zurückgehen, blieb aber, da dieselbe erhöht worden, noch kurze Zeit hier.» Er blieb, wie wir ja bereits wissen, bis 1543, seinem Todesjahre. Diese Notiz ist insofern nicht ganz genau, als Einfalt nicht, wie es darin heisst, wegen allzu geringer Besoldung in sein Kloster nach Colmar zurückkehren wollte, sondern durch Rat und Pfleger des Klosters, wie dies aus Brief Nr. 1 hervorgeht, nach Colmar zurückberufen wurde. Er war unterdessen nach Blasius Kern's Abgang, Johanni 1538,

nach Ueberlingen, zum Guardian ernannt und als solcher zurückberufen worden. Er war auch gekommen, hatte aber gleich nach Abnahme der Guardiansrechnung weiteren Urlaub begehrt, welcher ihm nach dem unter Nr. 1 abgedruckten Urlaubsbriefe, aber unter der Bedingung einer sofortigen Rückkehr bei erster Anforderung von Seiten des Rates, der Pfleger oder des Provinzials, gewährt wurde. Aus den im königl. Kreis-Archive zu Würzburg aufbewahrten Domkapitels-Protokollen de 1536—1543 geht hervor, dass Einfalt zuerst jedesmal, seit 1536—1539, alljährlich gegen vierteljährige Aufkündigung angestellt worden war. Bis zu diesem Jahre hatte er auch keinen Urlaub nötig, anders als vom Provinzial, aber von 1539 an ward dies anders. Da beginnt auch die noch mitzuteilende bereits erwähnte interessante Korrespondenz.

In diesem Jahre heisst es in den erwähnten Protokollen, Samstag nach Dorothea: «Der Prediger soll in sein Kloster nach Colmar abberufen werden,» — was auch wirklich geschehen ist, — «bleibt aber gern da, wenn ihm für seine Mühe der Lohn gebessert wird, allenthalben auf 150 fl.», und unterm Freitag nach Invocavit 1539: «derselbe soll auf 5 Jahre bestellt werden». Unterdessen war Jakob Einfalt zur Guardiansrechnung in Colmar erschienen und hatte da vom Rat und den Pflegern den obenerwähnten Urlaub erwirkt (Freitag nach Cantate 1539). Wie wir hörten, sollte er aber auf erste Mahnung zurückkommen, anderseits jedoch hatte er sich beim Hohen Stift Würzburg auf fünf Jahre verpflichtet. Dies sollte ihn auch in wirkliche Verlegenheit bringen, wie es die wegen seiner geführten Korrespondenz zeigen wird.

Am Samstag nach Invocavit, ward ihm noch Unterstützung im Falle der Erkrankung zuerkannt, und zugleich ein Urlaub auf vier bis fünf Wochen erteilt, den er dazu benutzte, nach Colmar zu gehen. Im März 1541 schreiben dann die Klosterpfleger an Jakob Einfalt, um ihm zu melden, dass es mit dem Kloster während seiner Abwesenheit immer schlimmer und schlimmer geworden, und nun seine Anwesenheit hoch nötig sei, er möge doch kommen und durch seine Ankunft beweisen, dass er seiner Pflichten als Guardian nicht vergesse, sein Kloster ihm wirklich am Herzen liege. Auf ein erstes Schreiben, das nicht mehr vorliegt, hatte er nämlich langwieriges Krankenlager als Entschuldigung seines Fernbleibens angegeben; die Pfleger hoffen aber jetzt, dass er der dringenden Einladung Folge leisten werde. (Brief Nr. 3, de dato 29. März 1541.)

Dessen ungeachtet kam Einfalt nicht zurück. Wohl seiner Krankheit halber konnte er die Reise nicht unternehmen; denn

wir erfahren, dass er im Laufe des Sommers ein Mineralbad besuchen musste zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, wozu ihm vom Stift Würzburg eine Subvention von 10 fl. wegen seiner Armut bewilligt wurde. (Urlaub dazu vom Samstag nach Ascensionis domini 1541 und Subventionsbewilligung, Samstag nach Pfingsten 1541; Stiftsprotokolle, Würzburger Kreisarchiv.) Inzwischen hatten sich Meister und Rat von Colmar an den Provinzial gewandt zur Ernennung eines geeigneten Hausvorstehers und dazu den Pater Johann Dhannhäuser vorgeschlagen, der auch durch den Provinzialvikar Bruder Hieronymus Schyerstein vom Wormser Kloster zum «Prior» bezeichnet und bestätigt ward. (Brief Nr. 4, 13. April 1541.)

Im Laufe des Sommers 1541 hat sodann die Pest mit den Hausinsassen ganz aufgeräumt, und es sah sich der Rat abermals veranlasst, an Jakob Einfalt zu schreiben, um seine Rückkehr zu erwirken. (Brief Nr. 5, vom Samstag nach Othmari 1541.)

Darauf antwortet Einfalt, dass er wegen seines Vertrages mit dem Domstifte noch nicht kommen könne, sich aber bei demselben verwenden werde, um Auflösung des Vertrags zu erwirken. (Brief Nr. 6, Würzburg altera sancti Nicolai 1741.)

Unterdessen hatte Einfalt, wie es scheint, die Herren von Colmar auf seine um Ostern 1542 mögliche Ankunft vertröstet, die aber nicht erfolgte, so dass bereits am Montag nach Quasimodo, Meister und Rat abermals an den Würzburger Stiftsprediger schreiben müssen, um demselben seine Pflichten gegen sein verlassenes Ordenshaus in Erinnerung zu bringen, und ihn zu bitten, ihnen Bescheid zu geben, wessen sie mit ihm gewärtig sein könnten, was sie thun sollten, falls er nicht kommen könnte. (Brief Nr. 7.) Einfalt sah sich diesmal wiederum gezwungen, sich seines Fernbleibens zu entschuldigen; denn wiewohl er zu dreien Malen den Versuch gemacht hätte, der Predikatur entbunden zu werden, so hätten ihn die Herren des Stiftes nicht wollen ziehen lassen; sie könnten jetzt schwer einen anderen Prediger bekommen, seine Zeit sei nicht mehr allzulang, er solle seinem Vertrage nur nachkommen, wenn seine Jahre aus seien, da könne er dann ziehen. (Brief Nr. 8.) Dies ward auch dem Meister und Rat durch ein Schreiben Melchior Zobell's des Dekans des Würzburger Domkapitels bestätigt. (Brief Nr. 9, 3. Mai 1542.)

Inzwischen wandten sich der Rat und die Pfleger des Klosters, in einem nicht überlieferten Briefe, an den Provinzial Bartholomaeus Herrmann in Hagenau, um ihm kund zu thun, dass sie Einfalt zurückgerufen hätten, mit der Zusage, ihn

ferner davon zu benachrichtigen, wie die Antwort Einfalt's lauten würde. Der Provinzial schrieb unterm 21. Juni 1542 an Herrn Conrad Wickram, Obristmeister der Stadt, und die Pfleger des Barfüsserklosters zu Colmar: «Aber die Zytt verlaufft und ist das closter unversehen und stat leer, des ich fyll böser wort mues heren von geistlicher unn weltlicher Herrschaft. Legen mir zu ich hab das closter verkaufft. Darum kan ich nit lenger verziehen ich mues das closter versehen, wo er nit in 14 tagen komt.» Er bittet also diese Herren, ihm Näheres über dessen Antwort oder zu erwartende Rückkehr zukommen zu lassen. (Brief Nr. 10.)

Mit dem Wiederbesetzungsvorschlage kam aber der Provinzial bei den Colmarer Herren nicht gut an; denn auf seinen Vorschlag und auf denjenigen des Herrn Guardians von Thann, das Kloster mit zwei Priestern, natürlich Ordenspriestern, aufs neue zu besetzen, antworten Meister und Rat, wie wenn dies eine blosse Anfrage an die Herren der Stadt und die Pfleger des Klosters gewesen wäre, ob eigentlich der Vermögensstand des Hauses hinreichte, um zwei Insassen zu ernähren, und sie geben darum die verfängliche Antwort, dass eine Neubesetzung des Klosters durch Fremde diesem nicht förderlich sein würde. Wenn heimische Insassen, Konventskinder den Niedergang des Hauses nicht hindern konnten, wie sollten da fremde Mönche dies zu thun im stande sein? Dabei beteuern aber die Herren immer, wie sehr ihnen das Wohl des Klosters am Herzen liege, und dennoch wollten sie von keiner Wiederbesiedelung desselben etwas wissen. In dieser Handlungsweise kommen die Absichten der Einziehung des Klostervermögens zu Gunsten der Stadt klar an den Tag, und wenn dies jetzt noch nicht geschah, so war es einzig und allein dem Umstand zu verdanken, dass Colmar als katholische Stadt es noch nicht thun konnte und zu thun getraute. Sicher hätten die Colmarer Herren es ganz gerne gethan. Man machte damals in seinem eigenen Orden dem Bartholomaeus Herrmann den Vorwurf, viele Ordenshäuser verkauft zu haben, ja sogar lässt man dabei durchblicken, dass er nicht immer nur des Ordens Interessen im Auge hatte; wenn er aber überall, so z. B. auch in Schlettstadt, dieselben Verhältnisse vorfand wie hier, was blieb ihm anders übrig, als auch das Colmarer Kloster zu verkaufen? Ein Glück noch, möchte man sagen, dass er es 1543, nach Einfalt's Tod, verkaufen konnte; denn bei Einführung der Reformation in Colmar wäre es doch und am Ende noch ohne jegliche Entschädigung dem Orden verloren gegangen.

In dieser Antwort (Brief Nr. 11, vom 24. Juni 1542) bitten die Herren demnach den Herrn Provinzial vorderhand noch

davon abzustehen, und um einen Entschluss hierüber zu fassen, noch zu warten, bis sie «was des closters halben zum nützlichsten» geraten und beschlossen hätten.

Am 15. August 1542 schreiben Meister und Rat abermals an Pater Einfalt, um denselben zur Rückkehr zu bewegen; diesem Briefe kann man entnehmen, dass der Stiftsprediger von Würzburg seinen vor Jahresfrist erlangten Badeurlaub dazu benutzt hat, um seiner Vaterstadt und dem Kloster einen Besuch abzustatten. (Brief Nr. 12.)

In zwei Briefen, dem einen an Meister und Rat von Colmar, dem andern an den Herrn Johann Hummel, Stadtschreiber, den Einfalt seinen Gevatter nennt, entschuldigt er sich seines Fernbleibens durch eigene Krankheit, durch die grassierende Pest und die Abwesenheit von Würzburg seines Fürsten des Bischofes, sowie der Herren des Hohen Stiftes, und bittet die Herren ganz dringlich, sie möchten ihm sein Ausbleiben nicht nachtragen, sobald er übrigens könne und Urlaub bekomme, werde er nach Colmar zurückkehren. Im Briefe an den Gevatter Herrn Stadtschreiber Hummel, plaudert er sogar ein wenig von den Ereignissen der damaligen Weltgeschichte, von Türkenlärm und von Franzosengeschrei, dabei vergisst er auch das Wetter und den kommenden Herbst nicht zur Erwähnung zu bringen, und teilt dem Freund die fränkischen Weinpreise mit. (Briefe Nr. 13 und 14, beide Würzburg, Sonntag nach Bartholomaei.)

Eigentümlich berührt dann im folgenden Briefe (Nr. 15) des Provinzials Herrmann an Meister und Rat der Stadt Colmar, die Mitteilung, dass er in Gemässheit seiner letzten mündlichen Unterhandlung mit ihnen sofort «Herrn Jacoben mitt geschriftlichen mandaten ersucht gon Kolmar zu kommen». Welches war aber dessen Antwort? Herrmann teilt sie mit und sie ist entschieden nicht der Art, beim Schreiber einen Obedienzgeist darzuthun, wie man doch denselben bei einem Mönche, seinem Oberen gegenüber, vermutete. «Jetzt — sagt Bartholomaeus Herrmann — so forder ich inen, aber forhin nit. Hab ich geholfen ihn in's elent jagen», das sei Einfalt's Erwiderung gewesen auf seine Rückberufung. Uebrigens wolle Pater Jacob zurückkommen, sobald er Urlaub erlangen könne. Der Provinzial bittet um wohlgemeinten Rat, was jetzt anzufangen sei; gerne wäre er wieder selber nach Colmar gekommen, doch es sei ihm das Wetter zu kalt und es dauere ihn «der Kosten» für das Kloster. Dieser Brief ist vom 31. Oktober 1542.

Am 9. November antworten dann die Klosterpfleger dem Provinzial, dass sie von seiner Offerte, selber zu kommen, Kenntnis genommen hätten, sowie von Einfalt's Antwort und

Zusage, sobald zu kommen wie er Urlaub erhielte. Was des Provinzials Kommen beträfe, wollten sie es dabei bewenden lassen und fürdere Nachrichten von Pater Einfalt abwarten. (Brief Nr. 16.)

In unserem Briefwechsel scheint jetzt eine grosse Lücke zu klaffen. Einfalt ist aber nicht gekommen; seine letzte Krankheit und vorhergehende Schwäche werden denselben wohl daran verhindert haben. Im Stiftsprotokollbuche findet sich nach gefälliger Mitteilung des Kreisarchivars von Würzburg, Herrn Goebl, dem wir hier unsern wärmsten Dank dafür aussprechen, folgender Eintrag unterm Donnerstag nach Pfingsten 1543: «Der Prediger Einfalt, der sehr schwach ist und nicht mehr predigen kann, hat aufgesagt. Soll nach einem anderen Prediger getrachtet werden.»

Kurz darauf, am 19. Juli 1543, war Pater Einfalt todt.

Der merkwürdige Brief Bartholomaeus Herrmanns an Meister und Rat von Colmar, über die Angelegenheiten des Klosters, von Hagenau «die Margarete Anno 1543», erwähnt bereits den Hingang des Dompredigers von Würzburg. Demnach muss sich aber Herrmann offenbar im Datum geirrt haben; denn der Todestag Herrmanns fällt genau auf den Margarethentag. (Brief Nr. 17.) Bartholomaeus teilt darin mit, dass er behufs Beratung der Klosterangelegenheiten mehrere Mitväter des Ordens nach Speyer laden möchte; nur sollen die Pfleger ihm und seinen Mitvätern die Reisekosten zuschicken. Eigentümlich klingt hierin die Mahnung Herrmanns wegen der päpstlichen Legaten: «Den ich stand in Sorgen Es wert sich etwas erhaben und sich etlich in ryssen, so dy bepstlicher Hylikeit legaten mit keyserlicher Mayestät kumen werden. Dy legaten (als ir wyst) sind dem gelt geferd.» Hatte denn Bartholomaeus Herrmann wirklich Angst vor den Legaten, sei es wegen des zu übersendenden Geldes, — «geferd sein», ist ein elsässischer Ausdruck, der heute noch im selben Sinne gebraucht wird, und bedeutet hier z. B. dem Gelde gefährlich sein, weil man es selber gerne hätte, — oder wegen des Vorhabens mit dem Kloster, das vielleicht den Legaten verraten werden könnte?

Anfangs November 1543 war dann der Provinzial in Colmar, um das Kloster zu versehen: der beste Weg aber dazu war der Verkauf. Am 7. November wurde der Verkaufsvertrag abgeschlossen, wodurch das Kloster dem Spitale verkauft und die Kirche der Stadt unentgeltlich zurückgegeben ward.

Dieser Verkauf wird wie folgt begründet: «Demnach uss ursachen der lang gewerten geverlichen Secten und Zeitungen der Standt der Geistlichkeit und Religion dahingerathen, dass

nit allein niemand oder gar wenig in denselben sich zu begeben begierig, sondern auch etlich so geistliche orden angenommen und gelobt freventlicher weiss, und ohne Gottesforcht ihre vota und pflichten übergeend, und mit unverschamter Entschüttung ihres habitus widerumb zu der Welt keren, darus dann leider letzlich ervolgt, dass mehrtheils Gottsheusser und Clöster an personen eröset, wie dann neulicher Zeit unsers ordens Closter in des heiligen Reichs Stadt Colmar gelegen, nach langgewertem Abnemen, gentzlich und gründlich usgestorben und erlärt worden, dardurch dasselbig Closter zu vorderst an Versehung vielerhand erlicher Lüt Styfftungen, so jerlich zuversehen verschriben, nunmehr ein gůte Zit, durch mangel der personen, wider die verpflichtung desselben Verstorbenen Convents, neben anderen schuldigen Kirchen Emptern, predigen und derglichen unerstattet angestanden, auch mit anderer Administration unversehen pliben, dorum augenscheinlich ruination und zergeeung durch den unbuw an demselben unserm Closter erwachsen, welches Alles uns zu würcklichem Wesen widerumb zu bringen unmöglich.»

Wie der sehr interessanten Verkaufsurkunde zu entnehmen ist, wurde die Handlung durch Bartholomaeus Herrmann und die Delegierten des Ordens, nicht als ein eigentlicher Kauf angesehen, sondern geradezu als eine Schenkung aufgefasst. Das Geld, das der Spital dafür zahlen musste, 2400 Gulden, sollte nach Aussage der Minoriten nur eine billige Recompens für die cedierten Rechte sein, damit der Orden nicht benachteiligt oder «enormiter ledirt werde». Nach Herrn Hanauers «Guide monétaire» machen die bezahlten 2700 Gulden (die obigen 2400 und 300 Gl. für Mobiliar) in heutigem Gelde umgerechnet die Summe von 47 520 Mk. aus, wobei die Kaufkraft des Geldes mit in Betracht gezogen ist.

Merkwürdig ist die Bestimmung, worin erklärt wird, dass die Fahrendhab des Klosters dem Bartholomaeus Herrmann persönlich, in seiner Eigenschaft als Provinzial kraft seiner Amtsgerechtigkeit, zuständig sei, die er dann für sich und in seinem Namen dem Spitale um weitere 300 Gulden und vier Fuder-Wein überlässt. Berücksichtigt man, dass Herrmann viele Klöster so verkauft hat, so möchte dies doch für ihn eine erkleckliche Summe Geldes ausgemacht haben und man braucht sich jetzt eigentlich nicht mehr zu verwundern, dass so leicht der Vorwurf laut werden konnte, dass er hierbei auch für seine persönlichen Interessen zu sorgen wusste.

Wenn die Barfüsserherren, welche das Colmarer Kloster der Stadt übergeben, vielleicht die Hoffnung hegten, später etwa das Haus von der Stadt wieder zurückzufordern, so haben

sie sich darin arg getäuscht, haben sie doch dem Vertrage eine Fassung geben müssen, welche diese Rückforderung auf immer unmöglich machen musste. Die schlauen Städter haben sich darin wohlweislich gegen jede Rechtsausnahme oder Privilegien ausdrücklich Garantie erteilen lassen, und wenn in diesem Vertrag die Rückgabeklausel nicht steht, wie in jenem von Schlettstadt, so ist anzunehmen, dass die Väter dieselbe gerne hätten darin aufnehmen lassen, wenn es die Herren der Stadtverwaltung für genehm gehalten hätten; diese haben wohl nicht verfehlt, einen nicht allzugelinden Druck auf Bartholomaeus Herrmann auszuüben, damit der Cessionsvertrag nicht nach seinem, sondern einzig und allein nach ihrem Willen verfasst worden sei. Eine Notiz über diesen Gegenstand aus der Thanner Franziskaner Chronik, welche beiläufig gesagt, dem Provinziale gar nicht hold ist, scheint die Richtigkeit dieser Vermutung zu bestätigen. Im Vertrag steht nämlich, anlässlich der Uebergabe der Klosterkirche, geschrieben, als sei die Ansicht im Orden, dass die Kirchen nicht den Klöstern, sondern den Stadtgemeinden gehörten, weil dieselben der Sage nach, durch Schenkungen der Bürger erbaut worden seien; darum cediere der Orden die Kirche des Colmarer Hauses der Stadt, als ihr gehörig, ohne jegliche Entschädigung; dagegen sagt der Verfasser der Thanner Chronik, es sei dies im Gegenteil die Meinung der Stadt und nicht der Franziskaner gewesen. So wird sicher der Einfluss der Stadtherren durchgehend die Abfassung des Vertrages bedingt haben. Dann hat sich auch der Magistrat klugerweise die Abtretung des Minoritenklosters und dessen Benutzung als Bürgerspital, sowohl durch den Kaiser als auch durch den Kardinal Rainutius (1549) und durch den päbstlichen Nuntius in Deutschland (1554) bestätigen lassen, so dass ein späterer Versuch des Barfüsserprovinzials (1549 und wohl auch 1559) zur Wiedererlangung des Klosters scheiterte, natürlich auch scheitern musste. Die Vertragsklauseln und Sicherungen für die Stadt waren viel zu stramm und eng aufgestellt worden.[1]

---

[1] Ueber diesen Verkauf und die späteren Restitutionsbegehren befanden sich im Spitalarchive folgende interessanten Urkunden, die jetzt nicht mehr darin gefunden werden.

1. Original Confirmation wegen Translation des Spitals in das Barfüsserkloster von Cardinal Rainutius. Rom den 13 Xbris 1549.

2. Consilium über den Kauf, Herrn Doctor Pabsten von Freyburg, rechtliches Bedenken über dieses Gotteshauses Translation an den Spital de anno 1549.

3. Original Confirmation von Sebastiano Episcopo apostolico in Germania de ao. 1554.

4. Kayserliche Eventualconfirmation über bittliches ersuchen.

Welches war nun Pater Einfalt's Wirken als Stiftsprediger zu Würzburg? Gerne möchten wir über seinen Charakter und über seine Würzburger Thätigkeit etwas mitteilen, doch mit Ausnahme der oben bereits citierten Notiz, aus dem Würzburger Franziskanerkloster stammend, lassen uns die zeitgenössischen Geschichtsquellen ganz im Stich; weder aus dem kgl. Kreisarchive von Würzburg noch vom dortigen Franziskanerkloster konnten wir mehr über Jakob Einfalt erfahren. Aus den Bedingungen seines Anstellungsvertrages, dass er in controversiis weder disputieren, predigen noch schreiben solle, können wir nur den Schluss ziehen, dass man ihn als einen klugen, nicht allzuheftigen Mann ansah, und ihn deshalb auch an diese schwierige Stelle gerufen hat. Der heftige und eifrige Colmarer Kollege Einfalt's, Blasius Kern, wäre jedenfalls für diese Stelle unter diesen Bedingungen nicht geeignet gewesen. Eines steht dennoch fest, es hat Einfalt nicht zur Reformation hingeneigt, sonst hätte er in seinem Würzburger Kloster, allwo er ebenfalls das Guardianat versah, kein so gutes Andenken hinterlassen. Dies glauben wir aus der bereits erwähnten Notiz, dass Einfalt zu Würzburg recht beliebt ward, schliessen zu dürfen. Wäre es erlaubt, ein Wortspiel auf seinen Namen zu machen, so möchten wir behaupten, er habe im Sinne der heiligen Schrift seinem Namen Ehre gemacht: «einfältig wie die Taube, klug, schlau wie die Schlange». Ich verweise auf das in der Bemerkung zu Brief Nr. 6 mitgeteilte Wappen Einfalt's. Jakob Einfalt war zu Geberschweier geboren, seine Eltern und die Zeit seiner Geburt konnten wir jedoch nicht mehr ausfindig machen; er spricht aber selber oft von seinem hohen Alter; falls er an seinem Tode gegen 70 Jahre alt gewesen, so fiele seine Geburt so etwa in die beginnenden 70er Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts; somit fällt seine Jugend gerade in die schöne Zeit des blühenden elsässischen Humanismus. Matern Berler war ihm befreundet und war auch einer der Vollstrecker seines Testamentes; denn nach der Vollstreckungsurkunde

---

Bestätigung der Translation des Closters im Falle dass sie vom Papste auch bestätigt werden sollte. 1545 vom 17. Juni.

5. Verhandlungen mit H. Provincial (Ulrich Ludescher 1557—1565), ordinis Si. Francisci und Bericht der Stadt Colmar an die Regierung zu Ensisheim, auf dero Begehren abgestattet, wie das Kloster an das Spital gekommen ist. de 1559.

6. Allerhand gewechselte Schreiben den Kauf des Franciscaner Klosters betreffend, in deren letzteren de ao. 1549 der Provincial (Heinrich Stolleysen 1545—1556) die Restitution des Closters begehret. (Daraufhin dann die Stadt den Dr. Pabst in Freyburg i. Br. konsultiert hat, siehe oben sub. nr. 2.)

Cf. Steinheil'sches Repertorium. Spitalarchiv, D. 4.

dieses interessanten Testamentes Pater Einfalt's, hat derselbe kein unbedeutendes persönliches Vermögen hinterlassen.

Der Eintrag in das Seel-Register von Geberschweier, von der eigenen Hand Berlers, spricht von ihm als einem berühmten Prediger und macht ihn zu einem Prior des Convents von Strassburg und endlich desjenigen von Augsburg. Wir citieren diesen Eintrag nicht nach eigenem Augenschein, sondern nach einem handschriftlichen Auszuge aus demselben, des verstorbenen Herrn Pfarrers Froehlich von Geberschweier. Einfalt hat sein hinterlassenes Vermögen zwischen seinen Verwandten, seinem Colmarer Kloster und den Armen verteilt; der Kirche von Geberschweier, seines Geburtsdorfes, hat er seinen silbervergoldeten Kelch mit Patene, 35 Lot wiegend, und dazu noch 20 Gulden vermacht, behufs Stiftung eines ewigen Seelgerätes. Den Klosterpflegern seines Convents hat er zu gleicher Zeit 200 Gulden zugewandt, um sich ebenfalls auf ewige Zeiten eine gestiftete Jahreszeit zu sichern. Zu Geberschweier ist die Jahreszeit bis zur grossen Revolution getreulich jedes Jahr gehalten worden; diejenige von Colmar konnte aber wegen Aussterbens und baldiger Aneignung der Kirche des Klosters durch die Stadt, zur Einrichtung des reformierten Gottesdienstes, nicht mehr gehalten werden. Jakob Einfalt hat bei Gründung dieses Seelgerätes demnach nicht geglaubt, dass lange nach seinem Tode Colmar noch reformieren würde (1575) und dass schon nach wenigen Wochen von seinem Hingange das Kloster bereits verkauft werden sollte; war doch sein steter Wunsch, es möchte wieder mit zwei oder mehr frommen Priestern des Ordens besetzt werden. Sein gesamtes Vermögen betrug 803 Gulden 11 Schillg. und 7 Pfg., was in heutigem Gelde umgerechnet die beträchtliche Summe von 14 149,15 Mk. ergibt. Da der Provinzial nach Einfalt's Tod an seine Hinterlassenschaft keine Ansprüche stellte, so muss angenommen werden, dass dies ein rein persönliches Vermögen des Stiftspredigers von Würzburg gewesen ist, das er getreulich an seine Familie und Verwandten von Geberschweier zurückgehen liess, allerdings nicht ohne der Armen gedacht zu haben. Auf Rat und Einwilligung der Testamentsvollstrecker wurde aber die Summe, die er im Testamente nicht vergabt, sowie auch die, welche er für die Armen bestimmt hatte, ganz seinen drei noch jungen Bruderskindern als seinen nächsten Blutsverwandten übergeben.

Im Laufe dieser Abhandlung haben wir nun die Vorgänge kennen gelernt, welche das Minoritenkloster von Colmar seiner Auflösung und Aufgabe an die Stadt resp. das Bürgerspital herbeigeführt haben; wir haben die Klosterpolitik der Stadtverwaltung, deren Ausflüchte zur Behinderung einer Neubesiedelung

desselben kennen gelernt; nicht ohne ein gewisses Befremden haben wir in der hier mitzuteilenden Correspondenz das merkwürdige Verhalten des Paters Jakob Einfalt in dieser Sache wahrgenommen, sowohl dem Magistrate und den Pflegern gegenüber, vor welchen er sich doch verpflichtet hatte, auf erstes Erfordern zurückzukehren, als auch seinem Oberen, dem Provinzial gegenüber, dem er rundweg die Obedienz verweigert, gestützt allerdings auf den Vertrag und den Eid, der ihn an das Hohe Stift Würzburg band. Es ist wohl schwierig, jetzt nach so langer Zeit und auf das Zeugnis so dürftiger Urkunden hin, das Thun und Lassen dieser Männer zu beurteilen, und wir wollen ihnen gerne zugeben, dass sie schwerlich anders handeln konnten, und dass sie mindestens dabei bona fide gehandelt haben, indem sich Bartholomaeus Herrmann und seine Mitväter entschlossen, das Kloster zu veräussern. Von den letzten muss man dies ganz bestimmt annehmen, wie verhält es sich aber mit dem Provinzial Bartholomaeus Herrmann? Dieser musste die Sache ganz genau kennen. Wäre es aber dennoch nicht möglich gewesen, das Haus dem Orden zu erhalten? Ein anderer als der genannte Provinzial, sein Nachfolger Stolleysen, das kann man für sicher halten, hätte das Kloster nicht verkauft.

Wie stand es denn in Wirklichkeit mit den Verkaufsgründen? Wahr allerdings ist es, dass der Nachwuchs für die Klöster damals selten war, dass die Einkünfte aus dem Terminieren stark abgenommen hatten und dass die Zinsen der Kapitalien und Güter ebenfalls schwer eingingen. Wenig begründet scheint uns aber der Grund der Baufälligkeit des Klosters und der Unmöglichkeit, dasselbe wieder auf den früheren Stand zu bringen.

Für den baulichen Unterhalt desselben war schon lange vorher gesorgt worden. Durch Urkunde von 1507, am Feste des heiligen Papstes Sixtus ausgestellt, hat der damalige Guardian des Hauses Johannes Mentzer der Stadt ein Kapital von 2000 Gulden geschenkt, um aus den Zinsen desselben die Klosterkirche im Baue zu erhalten; einige Jahre darauf, 1512, am Tage vor Bartholomaei, 23. August, hat derselbe Guardian der Stadt abermals ein Kapital von 600 Gulden übergeben, damit aus den Zinsen beider Summen nun auch noch die anderen Klosterbaulichkeiten mit der Kirche baulich unterhalten werden möchten.[1] Aus diesem Grunde wäre es somit nicht dringlich gewesen, das Kloster zu verkaufen; die noch vorhandenen Baurechnungen von 1524 bis 1543 thun dar, dass in dieser Be-

---

[1] Diese zwei Urkunden im Spitalarchiv: Fonds des Récollets II, B. 2.

ziehung nichts unterlassen wurde, dass es mit der Baufälligkeit des Klosters nicht so gefährlich aussah.[1]

Wie es in den Jahren 1524, 1525 und 1526 mit den Einkünften des Klosters aussah, das ersehen wir aus den Jahresrechnungen dieser Jahrgänge, welche jetzt noch einer kurzen Durchsicht unterzogen werden sollen. Dies soll uns dann einigermassen einen Masstab abgeben, um die vorgeschätzte Notwendigkeit des Verkaufes an die Stadt richtiger würdigen zu können.[2]

Die Jahreseinnahmen betrugen nach Abzug der Ablösungen von Gülten und Zinsen

1524	280 ℔	16 β	1 ₰	=	ℳ	12 916,99 ₰
1525	400 »	17 »	3 »	=	»	18 439,67 »
1526	350 »	18 »	—	=	»	11 088,44 »

An Naturaleinnahmen finden wir 1524:

Wein	10 Fuder 13 Ohmen	à 12 hl	=	126 hl 50 l.
Frucht	261 Viertel	à 120 l	=	313 » 20 »

für 1525:

Wein	13 Fuder 1 Ohmen	à 12 hl	=	156 hl 50 l.
Frucht	177 Viertel	à 120 l	=	212 » 40 »

Beim Kassensturz wurde dies Jahr vorgefunden an Baargeld 183 Gld. 7 β 3 ₰ = ℳ 5510,01.

für 1526:

Wein	18 Fuder 8 Ohmen	à 12 hl	=	220 hl 00 l.
Frucht	135 Viertel	à 120 l	=	162 » 00 »

Beim Kassensturz bei der Rechnung von 1526 war vorhanden an Bargeld 153 Gld. 7 β 2 ₰ = ℳ 3[illegible]41,24.

Die Ausgaben betrugen in den betreffenden Jahrgängen:

1524	In Geld	187 ℔	6 β	1 ₰	=	ℳ	8615,99 ₰
1525	»	» 204 »	4 »	5 »	=	»	9394,15 »
1526	»	» 211 »	16 »	4 »	=	»	6693,40 »

An Naturalien:

1524	Wein	10 Fuder	13 Ohmen	à	12 hl	=	126 hl 50 l.
	Frucht	119 Viertel	2 Sester	à	120 l	=	142 » 80 »
1525	Wein	13 Fuder	1 Ohmen	à	12 hl	=	156 » 50 »
	Frucht	80 Viertel	4 Sester	à	120 l	=	96 » 00 »
1526	Wein	7 Fuder	8 Ohmen	à	12 hl	=	86 » 00 »
	Frucht	66 Viertel	4 Sester	à	120 l	=	79 » 00 »[3]

---

[1] Diese Baurechnungen im Spitalarchiv: Fonds des Récollets II. E. 1.

[2] Jahresrechnungen. Ebendaselbst: Fonds des Récollets II, E. 1, als lose Einlagen des Baurechnungsregisters.

[3] Die Umrechnung der Münzwerthe nach Hanauer, *Guide monétaire*; Colmarer Währung.

Aus diesen Jahresrechnungen, welche doch in schlimme Zeiten fallen, die Jahre des Bauernkrieges, geht nicht heraus, dass das Kloster damals schon schlimm stand; bedenkt man, dass diese Einkünfte meist fundiertes Einkommen darstellen, so konnte im Jahre 1543 die Lage immerhin noch nicht so schlimm gewesen sein, als es im Verkaufsakte angegeben ist. Das Kloster und der Orden befanden sich eben, infolge der Weigerung auf Seite der Stadtverwaltung, dasselbe neubesiedeln zu lassen, in einer wahren Zwangslage, und konnten eben nicht anders thun. Dass man dann nach triftigen Gründen, die im Akte Aufnahme fanden, suchen musste, das liegt auf der Hand. Ob Bartholomaeus Herrmann als Provinzial die Vorwürfe dabei verdiente, die ihm von Seiten seiner eigenen Ordensgenossen nicht erspart wurden, das dürfte schwer fallen bestimmt zu bejahen. Eines jedoch steht fest, dass er ein schwacher Oberer gewesen ist, der dem Verfalle machtlos gegenüberstand. Hat er wirklich der Reformation freundlich gegenübergestanden, wie es von ihm unter Anderen auch die Ensisheimer Regierung einmal behauptete,[1] das möchten wir nicht als unumstösslich feststehend halten; charakteristisch für denselben in dieser Beziehung dürfte aber doch dessen Aeusserung sein, über die päpstlichen Legaten. (Brief Nr. 17.) Zuzugeben ist jedenfalls, dass dieser Verdacht gestattet ward.

Auffallend ist bei der geschilderten Entwickelung der Vorgänge, welche die Auflösung des Colmarer Minoritenklosters herbeigeführt haben, dass die Barfüsser die alleinigen Conventualen von Colmar gewesen sind, welche die Krisis der Reformationszeit nicht überwinden konnten, während doch die Dominikaner und die Augustiner, sowie die Frauenklöster der Stadt, Unterlinden und das Katharinenkloster, diese Kämpfe überstanden haben, und ihre Existenz bis zum Ausbruche der französischen Revolution verlängern konnten. Es muss dies mit der Eigenschaft sowohl der Klostervorsteher als auch des Provinzials jener Zeit, des Bartholomaeus Herrmann, im Zusammenhang gestanden haben. Wie ist es zu erklären, dass die anderen Klöster immer genügend Nachwuchs fanden, während die Franziskaner denselben nicht mehr fanden? Dies dürfte damit zusammenhängen, dass die Barfüsser sich weit mehr aus den tieferen Volksschichten heraus rekrutierten, und dass dieselben dann viel mehr vom Klosterleben durch die soziale und religiöse Gährung im Volke abwendig gemacht wurden, als die sozialen Schichten, in welchen die Dominikaner und Augustiner, sowie

---

[1] Cf. P. Konrad Eubel, Provinzgeschichte, Theil II, Pag. 300 f., Note 517.

auch die Klosterfrauen der zwei Dominikanerinnenklöster der Stadt, ihren Nachwuchs erhielten.

Dass der Geist der Reformation auch ziemlich stark in den Barfüsserklöstern Eingang gefunden hatte, das ist schon aus der Provinzgeschichte ersichtlich; die Verluste der Strassburger Minoritenprovinz, gerade unter dem Provinzialate des Bartholomaeus Herrmann, sind sehr starke Verluste, die nur dadurch zu erklären sind, dass der genannte Obere die Kraft nicht hatte, dem Geiste der Zersetzung und den Annexionsgelüsten der meisten Stadtverwaltungen einen wirksamen Widerstand entgegen zu halten.

Unsere Darstellung hat dies speziell für die Reichsstadt Colmar und für das dortige Minoritenkloster dargethan, und dürfte somit einen weiteren Beitrag liefern zur Geschichte derjenigen Vorgänge, welche in Colmar die Einführung der Reformation begünstigt haben. Es geht auch daraus hervor, dass im Geheimen der Funken der Reformation schon lange in der Stadt geglüht hatte, als im Jahre 1575 die Zulassung der protestantischen Konfession öffentlich gestattet wurde.

Correspondenz wegen des Guardians Jakob Einfalt aus Geberschweier, Domprediger zu Würzburg.

Von 1539 bis 1543.

Aus den Archiven des Bürgerspitales, Fonds des Franciscains.

Correspondenz zwischen Meister und Rat der Stadt Colmar und dem Provinzial der Strassburgischen Minoritenprovinz, dem Colmarer Barfüsser-Guardian Jakob Einfalt, Prediger des Hohenstifts zu Würzburg, und dem Hohenstifte zu Würzburg, wegen der Rückkehr des genant. Guardians in sein Mutterkloster.

1. Brief von Meister und Rat der Stadt Colmar, enthaltend «Herrn Jacob Einfalt Lessmeisters zu Wirtzburg Urkundt und Abschied». (Dorsalnotiz).

Wir der Meister und der Rhadt zu Colmar Bekennen hiemit disem Brieff, dass demnach der Erwürdig Andechtig Herr Jacob Einfalt Lessmeister, und thumprediger der Hohenstifft Wirtzburg, von sinem Obern dem Provincial und uns alher Inn sin closter zukeren, und desselben mengel und Abgang zu widerpringen erfordert, er daruff als gehorsam erschinen, und des Guardians Rechnung und was die notturfft des Closters erheischt hatt sampt dem Conuent

und geordneten pflegern, gehört, Er noch Aller Handlung zuuerston gebenn Wie das er sich uff der Hoch und Erwürdigen Durchleuchtigen Hochgeboren fürsten ouch Edlen und Hochgelerten Herren Thumbprobst Thumbdechant und Capitell, hochgemelter stifft gnedigst Ansynnen vermöge, sich noch ein zitlang zu Irer predicatur verpunden zelossen, des er sich uff sonder vertruwen so er zu sinem geistlichen Obern dem Provincial und uns, gehapt underthenigst zu volnziehen begeben, und uns haruff demütig gebetten, Ime solichs unsersseits zuuergünstigen.

Nun wiewol unsers Closters sachen, sein Herr Jacobs Als dis mols gesetztem Guardians bestendigs Anwesen mercklich erfordern, sint wir doch Inn erwegung derselb by bescheehner des Closters Rechnung selbst persönlich gwesen, Und wie denn furgefalnen mengeln zubegegnen seinem verordneten Statthalter bericht gethon dohin bewegt, Dwil solicher stand dorin er sich begeben seinem Orden und Im selbst zu Ehren Nutz und wolfart Reichen wir Ime daran unverhindert haben sonder Ime unsern geneigten Willen, unnd erlaupnuss bis uff withern seins Obern und unser abmanen und erfordern, hierynnen ouch mitgeteilt und Ime das zů urkundt disen schin mit der Statt Colmar mindern Secret versiglet geben haben. Frytags noch dem Sontag Cantate Anno D. 1589. (Concept von der Hand des Stadtschreibers Johannes Hummel.)

(Doppelt vorhanden in einer Reinschrift durch einen städt. Kanzleibeamten und im Concept.)

2. An den Provinzial, von Meister und Rat.

Unser fruntlich willig Dienst syent uch beuor, Erwirdiger Hochgelerter Andechtiger gunstiger Herr und fründt, wir fugent uch zuwissen, als der Erwirdig Herr Jacob Einfalt, Lessmeister und thumprediger zu Wirtzburg. Uff Ewer und des closters pflegern schriben by uns erschinen, und die Rechnungen durch Herrn Blasium Kernen altguardian zubesehen, und was withers des gotzhuses noturfft erfordert In bywesen des Conuents und bemelter pfleger gethon, das er zum bschluss derselben anzeigt, wie er sich uff thumbropsts thumdechant und Capittels zu Wirtzburg seiner gnedigen Herren ernstlichs Anhalten, auch Ewer und unser gut Vertruwen Inen noch etlich Jar Jorlang zů dienen Ingelossen, desshalb Ime diser Zitt by sinem closter zupliben nit gelegen, sondegebetten haben wolte Ime solichs bis uff withers zugestatten, und des closters sachen einem Andern zu beuelhen. So nun solichs, besonder durch die pfleger an uns gelangt, und bedocht, wo das closter nit mit einem bestimpten guardian versehen, dem selben noch grossern schad entston möcht, und desshalb gedochten Herren Jacoben bis uff uither vermöge sich des Ampts zubeladen dasselb tragen, und in seinem Abwesen solichs durch den vice guardian als sinen Stathalter versehen lossen welle. Dwil dan Ewer Erwürden wol wissen das der Conuent mangel an personen, zudem auch nit bald zu Rathen denselben mit unbekanten lüten zuuersehen, und des closters Regiment zubefelhen Langt An uch unser früntlich pitt

In Herrn Jacoben als guardian, und Herrn Anthonium feisth als desselben statthalter bewilligen bestettigen, und besonder dem Statthalter beuelhen und gebietten, das er des closters sachen zum pesten und nützlichsten, sinem verstand noch versehen und In zufelligen sachen Ewer, des guardians und der pfleger, sampt und sonderlichen berichts und bescheids erwarte domit Herrn Jacobs begeren so unsers erachtens Ime und gemeynem orden zu Eren nutz und gute Recht erstattet, und von uch und uns wilfarung erlangt haben .... und möge, als uns nit zwifelt, Ir In erwegung gstaltsam allersachen gleich uns zuthun geneigt sein werdet. das umb Ewer Erwird und Andacht zubefhelen wollent wir allzit willig und unverdrossen funden werden, Datum frytags post Cantate. Anno 1539.

Colmar.

Dem Erwirdigen Hochgelerten Andechtigen, Herrn **Bartholomaeo Herman**, der Heiligen geschrifft Doctor, und Provintial, Barfüsserordens, In oberen tutschen Landen, unsern gruss, etc.

(*Concept von der Hand desselben Stadtschreibers.*)

3. Meister und Rat an Herrn Jacob Einfalt.

Unser früntlich willig Dienst syent uch alzit beuor, Erwürdiger Andechtiger günstiger Herr und fründt, uns zwifelt nit Ir habent der handlung, und Abschid, so fritags noch dem Sontag Cantate des nechstuerschinen 39 Jors bj uns gethon, noch In güter gedechtnus, byleüffig aber und Somarie diser gestalten, das demnoch und sich Ewers Closters sachen von der zit an Eüwers abwesens nit hoch gepessert, sonder von tag zu tag In abgang und unordnung komen, Ir domolen, by des abgestandenen guardians Rechnung sampt dem Conuent, und uns als pflegern gewesen, Angezeigten mangel selbst gesehen, zu wideruffrichtung desselben, durch Euwern Prouintial den Conuent und uns pflegern zum guardianat Ampt verordnet, und uns gentzlich versehen, uch domit souil ursach geben, Ir uch von Eüwerm Jetzigen stand absoluiren, und also pliplichen fliss zu Euwerm vatterland, und verweisten closter gesetzt, und wider uffgerichtet hetten, Noch dem wir aber das widerspil vermerkht, In dem Ir zuuerston gaben, wie Ir von Eüwern gnedigen Herren, dem thumprobst thumdechant und Capitül by uch, Inen ein Zittlang zu dienen, angesucht, welichs nun nit In Euwerm, sonder Euwers oberen, und unserm gwalt stünde, wir dan Ewerm orden und uch zu Eren, solichs bewilligen, und nochgeben wolten, Welichs wir, und Namlich mit disen fürworten, vermög Euwers bewilligungsbrieff, gethon, das sich dieselbe nit wither, dann uff Euwers obern und unser abmanen und erfordern streckhen sollte. Dwil Ir dann wol abzenemen, ob Ir gleichwol einen Stathalter hinder uch verlossen, (welcher dan souil an Im ist, nichtzit underlosst) Ewerm closter fürstendiger, In dasselb eigner person besessen, und desselben mengel (wie Ir von Ampts wegen zuthun schuldig) widerprechten, Das dann wir als liebhaber und pfleger Euwers befolhnen und vertruweten gotzhuses, uch Euwers Ampts vermant, und gebetten haben, Ir uch us oberzelten, und ouch den ursachen, Dwil Ir mir Cönrat Wickgram

In kurtzen tagen geschriben, und dorinnen Eüwern langwirigen Leger und Kranckheit, und sonil wither zu verston geben, wie Ir geen einen vertruweten potten, mit dem Ir Euwere geschrifft (unnd zu melden) usrichten mechten, haben, Nit wither, wie Ir wisst, versprochen, sonder uffs fründlichst, als Jetzo noch erstem, zu uns verfügt, uns gestaltsam Euwers stands und fürnemens bericht, unser gemiet und meynung hierüber von uns entpfangen, und In alwegen was zu erhaltung Euwers closters, vaterlands libs und lebens reichen und dienen, gehandlt, und also an stat begerten potens unser und Euwrer sachen selbst ussgericht hetten, das wolten wir uch us liebe und pflicht, domit wir uch und Euwer closter meynen nit verhalten, dan uch Er lieb und frúntschafft zu beweisen wir sonders wol geneigt, Datum den 29 Marcy Anno 41.

Fridrich von Hatstat
Cünrat Wickgram obrist,
und hans Stromeyer stetmeister
pflegere.

Dem Erwirdigen und Andechtigen Herrn Jacobo Einfalt lessmeister und thumprediger, der hohen stifft Wirtzburg und guardian zu den Parfussen zu Colmar unserm lieben Herrn und sondersgüten fründt.

(Von der Hand Johannes Hummels.)

4. Brief des Provincialvikars, des Bruders Hieronymus Schyrstein an Meister und Rat, mit der Bestetigung eines Priors für den Convent der Minderbrüder von Colmar.

Erenhaffttenn fůrsichtigenn Weyßen E. F. W. seyen meyn andechtiges gegen gott gepett sampt allen willigen Diensten mit vleiss zubeuor. Gůnstigen Fůrsichtigen lieben Herrenn, Ich hab auss dem schreibenn verruckter tag an mich gethan, genůgsam vermergkt, den geneigtten Willen so E. F. W. zů unserm gotzhause tragen. Dessen Frůmen uñd nutze In alle wegk, sunnderlich In versehung eyns gůetten nutzen Haupts und vorstenders sůechen. Derohalben wie wol ich vormals genigt dem vatter Johann Dhanheüser seyne bitte abzuschlagen, Unnd Ine ja ouch uber seynen willen, zu confirmierenn unnd bestettigenn. So wurd ich doch, der Zeit mher verursacht unnd darzu bewegtt, so E. F. W. so freuntlich schreibtt unnd pittet Den zu confirmieren. Hab also E. F. W. pitten wollen wilfarung unnd entliche volstreckung gethan und vilgemelttenn vatter bestettigtt und confirmiert zu eynem Prior des Conuents. Pett alßo demůtiglich, wölt euch bemeltten Prior, unnd Conuent als günstige Herrenn, unnd Beschürmer lassen befolhen seyn. Wil ich in aller Demutigkeytt In allen willigen Diensten zu verdhienen, jederzeit geflissenn erfundten werden. Datum zu Wormbs In unserm Conuent Im Jar 1541 den 13 Aprilis.

E. F. W. Untertheniger
Fr. Hieronymus
Schyrstein unwirdiger Vicarius
Deutscher Provintz.

Dem Ernhafftenn Fürsichtigen Weysenn Herrenn, dem oberstenn Maister, unnd Radt der loblichenn stadt C o l m a r meynem günstigen lieben Herrenn. (Dorsaladresse).

(Eigenhändig.)

5. Brief von Rat und Meister der Stadt Colmar an Herrn Domprediger Jacob Einfalt.

Die Stadt Colmar ersucht Hrn. Einfalt in ansehung dessen Closter völlig aussgestorben, wieder anhero zu kommen. 1541.[1]

Unser früntlich willig dienst syent uch alzit beuor, Erwürdiger Andechtiger günstiger Herr und fründt, uns zwifelt nit, Ir habendt der Handlung, wir mit uch fritags noch Cantate des nechstuerschinen 39 Jores, sonderlich von uch begerten, und von uns bewilligten erstrackung halben, In deren, In unsern und Euwern gnedigen Herren thumprobst thumdechant und Capittul der Hohen stifft wirtzburg bis uff unser abmanen und erfordern zu willen werden möchten, Sodann des gesprechs wir verrückter tagen unsers und Euwers closters by uns gehapter Kirchwihung zu euwerm abschied mit uch gepflogen, noch in gutem wissen und Nemlich, unangesehen, das anligen, und die unvermidlich noturfft unsers closters derzit erfordert, Ir uch desselben genehert, eigener person besessen, und die mengel, so durch und In Euwerm abwesen, und fürnemlich das absterben euwers statthalters vice guardians entstanden, gepessert und widerprocht hetten, möcht doch solichs von uch (In bedocht euwer Nuwen zusage obgemelten unsern gnedigen Herren usserthalb unsers wissens bescheen) nit erhalten, sondern dohin gericht, das unser closter und desselben Rent Zins gült, und was dem Anhangt, sampt der dorinn wesenden personen underhaltung ein Jor lang durch eiñ weltlichen schaffnern, verwaltet und noch dem solichs ussgericht, der arbeit noch belont worden, Wann sich aber die sachen dermossen zutragen, dass alle die Jhenen so jung und alt, noch Euwerm abschied dorin verpliben, gestorben, und keiner mer Inn leben, desshalben dann aller gotzdienst nidergelegt, die Husshaltung geschmelert, und als ein verlossen gotzhus stehen thut, welichs alles neben uns, niemands pilliger, denn uch, als des closters eintzigen kind und güardian zü bedenkhen kumpt, So ist an uch unser früntlich pitt, und ernstlichs erfordern, das Ir uch uffs fürderlichst mit verzihüng Euwerer Dienst und empter zu uns erheben, das closter seinem Herkomen noch In weßen erhalten, und dermoss bewisen, wie Ir das Euwer profession und Ampts halben zu thun schuldig, und wir uch getrüwen, Ir solichs neben obgeherten ursachen, us liebe und anmut, Ir bissher gegen dem gotzhus erzeigt nit weigren, sonder bedenckhen, wo solichs durch uch underlossen, was uns des closters halben fürzenemen gebüren, welten wir Euwer Erwirden, als die Jhenen, so des closters wesen und erhaltung gar vil liber, dann desselben zerstrewung sehen, nit pergen, dann uch er lieb und früntschafft zubewisen wir sonders

---

[1] Vermerk eines Archivars auf der Rückseite des Briefes, unterhalb der Adresse: «An Einfalt».

wol geneigt, verschribner antwürt Euwers willens und gemüts by disem unserm dorumm gesanten potten erwartende Dat. Sambstags noch othmarj Anno 41.

Meister und Rhadt
zů Colmar.

Dem Erwürdigen hochgelerten und Andechtigen Herren Jacobo Einfalt, lessmeister und thumprediger der hohen stifft Wirtzburg und guardian des Parfusser closters zů Colmar unserm lieben Herrn und sonders gutem fründt.

(Von der Hand des Stadtschreibers Hummel.)

6. Brief von Jacob Einfalt an Meister und Rat der Stadt Colmar.

Meyn arms gebet zuvor. Fürsichtig. Ersam weyß In sunders günstig lieb Herrn. uwre schrifften an mich Noch Othmari 41 aussgangen Hab ich frytag vor Nicolai entpfangen. Nit on Drauren gelesen got der Almechtig well sy und alle gloubigen seelen trösten. Unsers gotzhauß so yetz mit gotzdienst verlosen, drag ich nit ein kleine beschwerd. ist ouch nit on. Ich nim mirss uß viel ursachen Hoch zu bedencken. Dwil aber ich mich noch gelegenheit an der frembde hab mießen erhalten (hoff mit got und Eeren) und yetz mit eydtpflichten noch ein kleine Zeit verfangen Eerenhalb nit so leichtlich weichen kan. Ouch mein gnedig Herren des capitelß nit anheimsch ym grund nicht on ir gnoden gehandlet mag werden. Zu erlangung eins gnedigen urlobs, will ich doch zu gelegner Zeit so Ire gnoden zusamen kumen mich nit sparen : Bit Harumb um gotzwillen, wellen das closter In allen Druwen lossen befolen sin domit eß nit In frembde Hend Sunder by unserer ordelicher oberkeit bleyb. und mit gotzdienst Hilff des Erwürdigen vatter provintialß versehen werd. will ich zu seyner Zeit, um ewer Ersam weyßheit verdienen got den Almechtigen um lang leben cristelicliche Regierung bitten. Datum Wirtzburg altera sancti Nicolai des Xli.

Euwer Ersam weyßheit
Demietiger Jacob Einfalt
Der Helgen geschrifft lessmeister Thumprediger zu
Wirtzburg guardian zu Colmar Barfuser.

Den fürsichtigen Ersamen weysen Herren Meister und radt der loblichen stat Colmar zu Handen.

(Eigenhändig.)

Bemerkung: Jakob Einfalt's Briefe sind alle mit einer kleinen Wappenpetschaft versiegelt; ein kleines viereckiges Stückchen Papier ist mit der Petschaft auf grünes Siegellack aufgedruckt. Im Wappen zeigt Jakob Einfalt eine um einen Stab zweimal links, und einmal rechts herumgewundene Schlange.

7. Meister und Rat zu Colmar an Herrn Jacob Einfalt.

Unser fruntlich willig Dienst syent uch beuor, Erwirdiger Andechtiger günstiger Herr und frundt, Uns zwifelt nit Ir habent das

schribens wir uch ungeferlich by eim viertel Jors, mit meldung, wie es der almechtig mit Hynnemung aller personen unsers closters gefügt, derwegen das closter beslossen, uud aller gotzdienst versessen, und das Ir solichen mangel uffs furderlichst selbst eigner person, mit ermanung Euwers Ampts und ordens profess, ersetzen, und mit was Antwurt Ir uns besonder, solich unser schriben .... hievon, so erst die volkomenlich byeinander erschinen, anzeigen, und In Hoffnung sein, uch so baldist als uff ostern alher zuuerfügen, und verhelffen, domit das closter bey wesen, und dem seinen, erhalten begegnet, noch zu güttem bedenckhen, Wann wir aber von der Zit an Euwer gegebnen Antwurt genugig gewesen, vnd bisher nichtzit fürgenomen, sonder Euwers furderlichen Ankhomens erwartet, und als die Jhenen so desselben kein sicherheit wissen mögen, wir zu erfarung gegenwirtigen potten abgefertigt, uch nochmals Euwers vertruweten Ampts, und der gelüpten ordens halb gethon, zu erinnern, und erkundigen, ob Ir uch vermög desselben, auch zu jüngst gethonem Euwerm schriben, zu uwerm closter verfügen und das sampt dem prouintial und uns des notturfft noch helffen versehen, oder ob Ir alles däs von uns ermant, zu Rückh stellen, und züsehen, was uns vergemelten closters halben zu thun gebüren mag, desshalben, und welcher weg uch under den beiden angenem gelegen, uns des by disem unserm dorum gesanten potten In schrifft Zuwerstendigen uns wo noch haben zugerichten, dan uch und dem closter Hilff und Handhab (souil an uns sein mag) Zubewisen, wir willig und geneigt. Dat. Montages noch dem Sontag quasimodo. Anno Xlii°.

M. und R. zu Colmar.

An Herrn Jacoben Einfalt, guardian zu Colmar und thumpredigern der hohen stifft Wirtzburg.

Dem Erwurdigen und Andechtigen Herren Jacobo Einfalt, guardian zu Colmar, und thumprediger der hohen Stifft Wurtzburg, unserm lieben Herren und sonders guten frundt.

(Von Hemmels Hand.)

8. Jacob Einfalt an Meister und Rat.

Antwort auf den vorigen Brief.

Myn arms gebet befor und was ich Eeren und gutz vermag sigent uch alzit. Ersam fursichtig In sunder gunnstig wiß liebe Herrn. Die schrifften Mondags noch quasimodo ii von v. w. an mich ussgangen Hab ich entpfangen, verlesen und verstanden, nit on kleine beschwerde, fuge uwer Ersam wisheit haruff zu wissen dz ich allen Miglichen fleiß nit gespart, Sunder sampt und sunders nun zum dritten mol, umb ein gnedigs urlob angesucht, und aller hand mittel an die Handt genummen so myner Kranckheit, so mins closters halben, etc. Hab uff das aller flissigest gebeten sy sollen mich Myns Juramentz Iren gnaden der predicatur halb gedon, ledig lossen. Hab neben dem ich undanck verdient ein antwurt entpfangen, ess sig noch um ein kurtze Zeit zu dun so sigen Mine Jor uß. Sol

der verschribung noch kumen. Dess wellen sich Meine gnedigen Herren gegen mir versehen, ess sig eben ynen zu disser Zit keins weg gelegen mich zu urloben und Miner eidspflichten ledig zu lossen. Harumb Ersam fursichtig gunstige Herren, Min gantz demietig bit an v. w. wellent mich und Min closter des nit lossen entgelten. Ich hoff lot mich got leben, filicht Eh zu kumen dan yemantz vermeint. Will mich mit uch allen minen Herren noch aller gebür gantz früntlichen halten und In frundlichen Diensten nit sumen. Dz sollten Mine Herren mit worheit erfaren. Ich wolt gern kumen wiss got. So kan ich nit noch zur Zeit uß obgedachten ursachen, Dwil ich Hör dz unser Closter zugeschlossen und der gotzdienst nidergelegt, das mir worlich dz aller schwerst ist. Mag ich wol liden (und bit dorum) sodurch uch und provintial dz Closter mit frummen briedern ij oder iij wider mag erholt werden. Dz. dz geschee Biß ess besser mag werden. Ich sorg aber den gemeinen Mangel, Ich will gern vom guardianat wichen um closters nutz willen, will ouch mittler Zit miglichen fliss ankeren, mich gen Colmar zu richten: Hie mit ist aber min gantz flisig demietig bitt, wellen mich des verzugs halben nichts lossen entgelten. Ich begers zu verschulden. Der almechtig Barmhertzig Ewig got woll uwer Ersam wisheit In langwiriger gesundheit erhalten Krafft und Machtwol zu regieren, den cristelichen ungezwiffelten glouben handzuhaben geben. Amen.

Jacob Einfalt Barfuser Ordens
Thumprediger zu Wirtzburg E. w.
alzit gewilliger Capplan.

Den fursichtigen Ersamen weysen Meister und radt der löblichen stat Colmar seinen alzit gebiettenden Herren zu handen. (Dorsaladresse).

(Eigenhändig.)

9. Melchior Zobell Dechant und das Capitel, gemeiniglich, des Thumbstiffts zu Würzburg.

Unsern gunstigen grues zuuor, Ersame liebe besonders, Hievor, und itzt abermale, sind wir durch den wirdigen geistlichen unsern thumbprediger, Lieben andechtigen unnd getreuwen Jacoben einfalt, ewrs schribens, wie er durch euch, sich gein Colmar, In das parfůsser Closter zuthun und das selbig personlich zu beziehen, ernstlich erfordert, berichtet worden, hat auch der gedacht unser thumbprediger, daruff uns Ime solichs zuthun, unnd anheim gein Colmar In sein closter zuziehen, zu vergünstigen unnd zuerlauben, gantz unterthenig unnd mit vleis ersucht unnd gebetten. Dieweil er aber von unns, unsere predicatur zu verwahren unnd auszurichten bestellt, er auch solche unsere predicatur, auff etliche Jare unnd Zeit angenommen, welche Zeit noch nit verschienen, Er auch derhalben, unns verpflicht und verschriben, bestimbter Zeytt auszuwarten und unser predicatur außzurichten, Wiewol wir Ime, sonsten mit gnedigem gunstigen willen geneigt sind, so haben wir doch, aus vielerlei ursachen, Ime uff gethan, sein anpringen und anzeigen, seiner bitt, umb gebetten vrlaub nit stat geben, noch der selbigen bewilligen können noch mögen, den unns diser Zeyt, domit die predicatur

bestellt sey und pleibe, zum höchsten gelegen, unnd wissten solche mit einem anderen Prediger nit zu bestellen, so er sich diser Zeytt, davon thun, und zu euch ziehn würde, Darumb wir genantem unserem Thumbprediger ernstlich angesagt, unnd an Ine begeret haben (mit erinnerung seiner unns derhalben gethanen pflichten und ubergebnen verschreibung) hie auff unser predicatur zu pleiben, die, wie bishero bestimbte Zeyt aus, zuversehen, unnd darauff sein gebetten urlaub abgeschlagen, Wollen uns auch solchem also, seinen pflichten nach, nachzukommen, zů Ime gentzlich verlassen und versehen. Und als wir dannoch auch verstanden, das Ime an dem Closter bei euch, auch etwas mercklichs gelegen, unnd wir ungern wolten, das Ime nachteyligs, so wir anders darvor sein möchsen, zustunde und abbruch geschee, haben wir euch derhalben, wie die sache unser predicatur halb, zwischen unns und Ime gestellt sei, hiemit Zuzuschreiben nit unterlassen wollen, gunstiglich begerende, Ir wollen Inen Herrn Jacoben unsern Thumbpredigern, gunstiglich bedencken, und mit Ime ein Zeit langk noch mitleiden und gedult tragen, wie wir uns dan, Ir on das fur euch Ime fruntlich geneigt sein sollt, gentzlich versehen, wolten wir euch, denen wir mit gnedigem gunstigem fruntlichem willen geneigt sein, hiemit anzeigen und nit verhalten. Geben zu Wurtzburg, an des heiligen creutz erfindung tag Anno xlij. (3 Mai.)

Den Ersamen unsern lieben besondern
Burgermeistern unnd Rathe der Statt
Collmar.

(Original.)

10. Der Provincial Bartholomeus Herrmann an Herrn Conrad Wickram Obristmeister und die Pfleger des Barfüsserklosters zu Colmar.

Myn gutwilliger und underteniger Dienst sige uch alzytt beuor weysen fiersichtigen Lieben Herren zu vergangner Zytt hand ir mir zu geschryben von Her Jacoben wegen das ir haben Ein Botschafft zu im geschickt Ernstlich begert das er un verzug gon Kolmar kom das gardionat zu versehen, und den conuent, und was er uch zu antwurt schick welt ir mich lassen wyssen mit ugerem botten. Aber die Zytt verlaufft und ist das closter unversehen und stat leer, des ich fyll böser wort mues heren von geystlicher unn weltlicher Herschafft. Legen mir zu ich hab das closter verkaufft. Darum kan ich nit lenger verziehen, ich mues das closter versehen, wo er nit in 14 tagen komt. Darum pitt ich uch land mich Ein antwurt wyssen wie oben stat got beuar uch vor leyd Datum zu Hagnau Anno 1542 die mensis Junij 21.

Fr. bartholomeus Hermann provincial uger williger Caplan.

(Nicht eigenhändig; durch einen Sekretär geschrieben.)

Dem wysen fiersichtigen Herren Herr Conradt Wyckram Oberster burgermayster zu Colmar mit synen mit Herren pflegern des barfuser closters mynen Lieben und gynstigen Herren. (Dorsaladresse).

(Schrift des Schreibers des Provincials Hermann.)

11. Meister und Rat von Colmar an den Provincial Bartholomeus Herrmann.

Antwort auf voriges Schreiben desselben.

Unser früntlich willig dienst sigent uch beuor, Erwürdiger hochgelerter Andechtiger günstiger Herr und fründt, uber das wir hieuor von der besetzung des closters by uns gegen einander geschriben, Ir uns Zu letst by Herren guardian von Thann zuerbotten, wie Ir vermelt closter mit zweyen priestern zu besetzen willens sigen, welichs wir dermossen verstanden, ob solichs des closters gelegenheit erleiden oder nit, uch das wissen thun, uff solichs wir uns noch erkundigung des closters sachen beraten, dwil die by leben der Conuent Kinder, so vor andern desselben nutz und fromen zu bedencken schuldig gewesen, nit am besten, sonder zum teil dergestalten ussgericht, das closter nit allein In mercklichen abgang khomen, sonder ouch die Exstantzen so die erfordert, gantz unrichtig, den meren theil glouplich entricht sein, sampt einer grossen unbezalten somma schulden funden, also das mergedacht closter einichen costen zu leiden kein Ansehen hatt, Dwil dann alle Conuent Kinder bis an Herr Jacoben den guardian (welcher uwer getruwer Vermanung, sich sinem closter zu nehern, und den abgang helffen zu ersetzen erfordert, und unwillig erschint) got ergeben, können wir nit erkennen, was frueht und uffgang durch die frembden gefurdert, sonder wir vermütet werden, was den heimischen (wiewol wenig) uberpliben, durch die frembden gar verschwendet werd, si nun offtgemelts closters abfal und verderben, niemanden bas dan uns bewüsst, mag durch uns nit geraten werden, das closter lüt Euwers begerens besetzen ze lossen, Desshalb an Euwer Erwird und Andacht unser früntlich pit, dis unser anzeig us gehorten ursachen für unbeswerlich uffnemen, sonder Euwers Vorhaben, diser Zitt, und so lang von abston, wir uns zukunfftigen tagen, als In kurtzem, was des closters halben zum nutzlichsten geroten und besliessen, miteinander ussprechen mogen, das wollen wir uch uff hieuor geübte und Euwer Jetz gethon schriben uns in diser stund Am datum den 21 Junii zukomen, In Antwurts wis nit verhalten. Dann uch Er lieb und fründtschafft zu bewisen wir sonders wol geneigt, Dat. den 24 Junij Anno 42.

Meister und Rhat
zu Colmar.

(Concept von der Hand Hummels niedergeschrieben.)

Dem Erwirdigen und hochgelerten Hn. Bartholomeo Herman, der heiligen geschrifft Doctor, und Prouintial Barfusser ordens, unserm lieben Herrn und sonders guten fründt.

12. Meister und Rat der Stadt Colmar an Herrn Jacob Einfalt.

Unser fruntlich willig Dienst sigent uch alzit bevor Erwurdiger Andechtiger lieber Herr und fründt, uns zwifelt nit Ir habent das, sovil sich ungeuerlich In Jors frist Ir alhie by uns gewesen, und

noch Euwerm abschied, mit absterben unsers closters alten und Jungen personen, ouch verlossung alles gotz diensts Zutragen, uch ouch do zwischen wie allem mangel zubegegnen ettlich mol geschriben und das Ir uch zu uns verfügen und den selben wider uffrichten und ersetzen solten, noch alles In gutem wüssen, Wann sich aber durch Euwer ußpliben ouch gegenwertiger sweren unerhorten Zitt und Louff die sachen dermossen erzeigten, das hoch von nötten, Ir uch uffs furderlichst zu uns erhept, und vernomen hetten, was uns so Euwer person so des closters sachen halben, welches zu und uffnemen wir gern gefürdert, und vor gantzem abfal verhuetet sehen, mit uch zu reden angelegen, das sich uber feld zuschriben und handlen nit ansehen lesst, das desshalben an uch unser fruntlich und Ernstlich pit, dis unsers erfordern halben unbeswert sein, zu uns zu komen, unser furnemen zu horen und so gutwillig beweisen, wir uch getruwen, des wellent wir uns mit stellung Euwer selbst person, oder dem schrifftlichen Antwurt versehen, und neben dem es pillich beschicht um uch willig und gern verdienen. Datum den xv August Anno xlii.

Colmar.

An Herrn Jacoben Einfalt.

(Concept Johannes Hummels.)

13. Herr Jacob Einfalt an Meister und Rat der Stadt Colmar.

Myn arms gebet. Fursichtig Ersam wyß In sunder gunstig Herren. uff uwer Ersam wisheit schriben. den xv augusti an mich ußgangen. Hab ich entpfangen. gelesen. fueg haruff uwer Ersam wißheit zu wissen: wie vormols. Ich mein ursache anzeigt. mynes ußblibents. nochmols anzeig: dan leider ich schwacheit halben meins lybs. Sterbens halb, Meins gnedigen fursten, aller Myner gnedigen herren des Kapitels abwesen halb nit kumen kan: Derhalben ich mich mit aller demietigkeit flisig bedanck. u. w. Zuschriben, guter hoffnung, mit der Zit solliches Zuverdienen. Was dz Closter und minen Spital ouch myn person antrifft, und ichs gegen got und der Oberkeit verantwurten kann, Solle Ir myn gnedigen Herren mich alzit willig finden. Dann ich ye nun . . . . . . ouch der ruwen beger: und des fridens, will mich ouch ob gott will, In aller gebur gegen Mynen herren, und Euwer Ersamen rot halten. Bit abermolss uff das aller demietigest, mit mir gedult zu haben guter hoffnung, ess werd sich nitz verwilen. Dan nichs vor der Zit. Hie mit befilh ich uwer Ersamen wißheit dem almechtigen, der well unss allen In unsrer trubsal gnedig und Barmhertzig sin.

Datum Wurtzburg. Sunndag noch Bartholomei 42.

fr. Jacobus Einfalt
theo. lector thumprediger zu wirtzburg.

Den fursichtigen Ersamen wysen Herren Meyster und radt der loblichen stat Colmar.

(Eigenhändiges Original.)

14. Herr Jacob Einfalt an den Herrn Johann Hummel, Stadtschreiber zu Colmar.

Myn arms gebet befor. Ersamer wyser Herr und gevatter uwer schriften hab ich entpfangen. einsdeyls frelich einsdeyls draurigklichen verlesen. ursach dz myn lieber pfetter hans urich uß dissem Jomerthal (hoff wolabgescheiden) Soll dorum unser gewatterschafft nit Zertrent sin. Hilfft mir got wider zu uch, will ich mich ob got will gegen uwer wisheit und den uwern frundlich halten. Deshalben mein fruntlich bitt wellent ein guter Mittler sin In meinen sachen: Dan wie ich nit sogar schwach wer, und der sterbend nit by unss: mein gnediger furst und Herren das Erwurdig thumcapitel by unss abgewichen, wolt ich gern kumen. Summa sobald ich abkumen kan, will ich gehorsamlich erschinen. uff diss mal, und vor minem termin kan ich nit wichen, will aber meinen gnedigen Herren, In denen dingen so ich gegen got und der obrikeit verantwurten kan, gerne willfaren. Bit abermolss wellet mir gegen meynen Herren ein gunstiger patron sein. Ich wils verdienen. — Nuwer Zeitung weiss ich nichs dan dz der Landgroff von Hessen, dem herzogen von brunzweig, sin land und die festen yngenumen, gantz vertriben, was weiters daruss werden will weist got: Vom Durken ouch zu diesser Zit ist nit sichres dan dz er mit gantzem gewalt, In eigner person doher zieh Summa ubique tumultuorum, in fides rep : und ist by unss des frantzosen halb ein gross geschrei got wend es zum besten. So strofft uns got Oben herab. Dz Erdrich ist uns ungnedig wir sorgen eins spoten und gantz sauren herbst. Der win diss Jor gewachsen. gilt xv. xvi gld. Der vernig xxv gld ouch xxx gld. Der Alt xiiii gld. Hie mit got befolen griesen mir mein liebe fraw gevatter. Herrn Iheron boner, alle gute Herren. Ouch mein gnedigen Junckher fridrichen von Hatstat.

Datum Wirtzburg. Sunnendag post Bartholomei: In grosser yl.

Jacob Einfalt Thumprediger.

Dem fursichtigen Ersamen wysen Herrn Johann Humel Stattschriber zu Colmar seinem alzit gunstigen Herrn und gevattern.

(Eigenhändiges Original.)

15. Der Provincial Bartholoméus Hermann an Meister und Rat der Stadt Colmar.

Fiersichtigen wysen gynstigen Lieben Herren myn gut wylliger fryntlicher Dienst sy uch allzytt beuor. Noch myner letsten Abreed mit uch, hab ich Her iacoben mitt geschriftlichen mandaten ersucht gon Kolmar zu komen dem gotzs Hus als ein gardian und guetz kynd for zu syn in den letsten netten und ist uf myn forderung dyss syn antwurt spat gegeben: iez so forder ich inen aber for hinnit Hab ich geholfen ins elent iagen und un uger wyssen und wyllen so lang iar darin gelegen und nie berieft wider. Ir Herren erkenet und wyssent wie sich die sach verlaufen hatt un us was ursachen und auch das ich for einem gantzen ersamen rath erschinen und

fur in gebetten hab. doch schrybt er mir wytter, er hab dem bischoff glauben zu gesagt und well im glauben halten bitzs das er von syner fyrstlichen gnaden gnad erlang heim zu ziehen in seyn vatter land anderst zym im in keynerley weg zu wychen und da ab zu ziehen. Dan so well er komen und well heren und well thon was man wyll dis ist syn antwurt Daruf so weys ich nit was ich handlen soll und bitt uch ir wellet mir zu schryben uger fryntlichen rath wels wir uns mit einander hallten wellen ich mit uch und ir mitt mir das wyr zu beyden theyllen un nachred blyben ich wolt selbs personlich komen syn so ist mir das wetter zu kalt und durt mich der kosten des closters. Da mitt befilh ich mich und das closter in uger fryntlichen vetterlichen schirm. Datum zu Haganñ Anno 42 in vigilia õim sanctorum. (31 Oktober.)

fr. bartholomeus Herrmann
provincial barfusser ordens in oberen theutschen landen.

Denn wysen fiersichtigen Herren Conradt wickgram oberster meyster der statt Kolmar mitt anderen mitt Herren pflegern des barfusser Closters mynen besonderen gynstigen Herren. (Dorsaladresse).

(Handschrift des bereits erwähnten Schreibers des Provincials.)

16. Magistrat und Pfleger des Barfüsser Closters zu Colmar an den Provincial Bartholomeus Hermann.

Unser fruntlich willig Dienst beuor, Erwirdiger Hochgelerter gunstiger Her und fründt, wir habent Euwern schriben, uns by disen Jüngen (sic) zukomen, entpfangen, verlesen, und dorin befunden, das Ir vermög jungsten abscheids, Herr Jacoben Einfalt geschriben, und seinem closter und guardianat Ampt vorzesein ermant, der doruff In schrifft geantwurt, solichs on gnedig des bischoffs erloupnus nit ze thun. Dwil sich dann E. Erwird, uff dis Herr Jacobs Antwurt, nit wo noch zu haltenweisst, sonder unsers Rats derwider begeren, uff solichs wir Euwer Erwird fügent zu wissen, das wir noch wol Ingedenckh. des gesprechs und Abschids, wir mehren mols mit einander disser sachen halb gehabt und verloffen, fürnemlich aber, so er Herr Jacob durch uch erfordert, und nit komen, wie sich dan es berürter seiner Antwurt erscheint, er on gnedig erloupnus, die er swerlich erlangen, nit wichen, sonder sein Zusagen leisten werde, Ir uch uffs furderlichst zu uns erheben, und fürther Euwerm fruntlichen erbieten noch handlen wolten, by dem wir es ouch pliben lossen, Soverr und aber bemelts Herr Jacobs schriben eins mereren Inhalts, desshalb Ir withern bedochts notürfftig, Alsdann uch desselben entschliessen, und uns den zu Euwer gelegenheit eroffnen, wolten wir Euwer Erwird uff Euwer deren bescheen schriben zu Antwurt nit bergen, dan uch Lieb und früntschafft zu bewisen, wir jeder Zit willig und geneigt. Datum den 9 Novembris Anno 42.

Magistrat und pfleger des Barfusser Closters zu Colmar.

An Herrn Prouintial.

(Concept von Joh. Hummel.)

17. Eigenhändiger Brief des Provincials Bartholomaeus Herrmann, an Meister und Rat von Colmar, die Angelegenheiten des Klosters dieser Stadt betreffend.

Min gutwilligen Dienst mit aller erenenbitung syge uch beuor wysen fursichtigen Herren Es ist mir zukummen uyer sriben von strosburg durch den wysen Herren H. boner und stattsriber bin ich nit an Heims gesin sunder zu Keysers luteren. Dorum hab ich nitz wider gesriben. Ouch hab ich Ein botten uss gesant zu minen mit vetteren fer ordneten mir zu in schweren anliegenden sachen, unser closter betreffen sy berietft, zu mir zu kumen, gon spier, uff frittag yber acht tag, mich zu heren uud min furtragen und mir ylick zu raten, Haben si mir ir Antwort geschickt mit minem botten die ich gewart hab, und mein sriben fertzogen ist Dys miner Vetter Antwort Sy wellen mit flyss illick kumen und heren fernemen und noch yrem guten einfaltigen ferstand raten Aber sy beclagen sich des kosten, es ist dier und sind sy alt, megen nit zu fuss kumen Hab uch ynnen zu gesagt von den closteren dy dy sach antrifft ynnen zu geben yeden iii kronen und hab ynnen keins closter benent uff das dy sach in der geheimen bliben. Dozu ist ynnen ein cleyner lon dan sy kumen von wittem. Als ich mit uch gerett hab, so schicken mir deren Costen zu so werden wyr bitz frittag yber achtag bynander sind Der Vetter sind vi und ich der sybet yedem try kronen Aber miner kost yst fiel gresser ich trug mit x gl uff und ab nit kumen Dan ich muss ein pferd haben und rossknecht und ii gulden hab Ich dem botten geben der minen brieff denen Vettern umb tragen hatt Dys hab ich uch also kurtzlich wellen an zeygen mecht ir unss dys gelt zu schicken mit dissem minem botten oder mit ugerem Eygenen Diener und botte. Es ist nim lang zu fieren Dy wyl Herr Jacob von dissem ellend berieft. Dan ich stand in sorgen Es wert sich etwas erhaben und sich etlich in zu ryssen so dy bepstlicher Heylichkeyt legaten mit keyserlicher May[t] kumen werden Dy legaten (als ir wyst) sind dem gelt geferd frogen sich ouch semliche seel etc. Datum zu Hagenau Die margarete Anno 1543.

fr. bartholomus Hermann
provinc. barfusser ord. in oberen D[ten] landen
uger ginstiger

Dem wyessen fiersichtigen Herren Herren Conrat Wyckgram mit sampt anderen Herren pflegeren und ferordneten yber das barfusser closter zu colmar yez zu mol mienen bevor ginstigen lieben Herren.

Ueberschrift: Fier bewilligen dass Capitel zu suchen.

VII.

Züricher Flüchtlinge im Elsass zur Zeit der Revolution und Restauration.

Von

Manfred Eimer.

I. 1795—1798.

Der Besucher der Plattform des Strassburger Münsters erinnert sich der zahllosen in den Stein des Turm-Innern gemeisselten Namensinschriften und er gedenkt besonders derjenigen Inschrift, die Goethe und seine Genossen, vor allem Herder, Lavater, die beiden Grafen Stolberg und Schlosser daselbst verewigt hat, und die aus dem Jahre 1775 stammt. Neben diesen ist auch der dem Goetheforscher wohlbekannte Name Pfenninger daselbst zu lesen. Vollständig würde er lauten: Johann Konrad Pfenninger. Der Träger dieses Namens war ein Züricher Theologe. Er gehörte einer weitverbreiteten Familie an, deren Mitglieder sich in zwei Gruppen teilten: in die städtische und in die ländliche, die hauptsächlich in dem Züricher Seeort Stäfa sesshaft war. Der städtische Zweig hat ausser dem durch seine Kanzelreden bekannten Prediger, Goethe's Freund, noch mehrere Sprossen zu verzeichnen, die in der Kunstwelt des vorigen Jahrhunderts einen guten Klang besassen. So namentlich die s. Z. berühmte Miniaturmalerin Elisabeth Pfenninger. Der Maler und Kupferstecher Joh. Pfenninger, der Lavater durch Porträtzeichnungen bei seinem berühmten Werk, den «Physiognomischen Fragmenten», unterstützte, war dagegen der Sohn eines Färbers in Stäfa. Die in der Seegemeinde verbliebenen Pfenningers waren meist

überhaupt bis in jene Zeit, wie man heute sagen würde, kleine Leute, die man in summa zu den sog. Seebauern am Zürichsee rechnen kann. Doch finden wir neben einem Uhrmacher, einem Gerber, einem Sonnenwirt, einigen Färbern u. dgl. auch einen Ammann, Landschreiber, Kirchenpfleger und mehrere Untervögte, ein Zeichen, dass die Familie zu den gebildetsten zu rechnen war, ebenso wie sie zu den begütertsten gehörte.

Das Band zwischen der Landgemeinde und der Hauptstadt des Freistaats aber sollte so recht eigentlich ein Vetter des Predigers, der 1760 geborene Johann Caspar Pfenninger herstellen.

Wie der Prediger Pfenninger mehr im Abglanz Goethe's, als aus eigener Bedeutung für Strassburg, ein äusserliches Denkmal in jener Inschrift auf dem Münster gefunden hat, so ist dem Chirurgus nebst einigen seiner Zeitgenossen vor einigen Jahren in seiner Heimat gelegentlich einer Zentenarfeier ein solches in ehrendem Gedächtnis von der Gemeinde gesetzt worden. Dass diesen Mann, neben mehreren anderen seiner Landsleute und Gesinnungsgenossen, mehr als flüchtige Erinnerungen an eine fröhliche Rheinfahrt in genialer Gesellschaft mit dem Elsass verknüpften, dürfte nur wenigen unserer Leser bekannt geworden sein.

Schön ist die Ehrung bedeutender Mitbürger seitens ihrer Gemeinde. Neben einem begreiflichen Stolz entspringt dies Bedürfnis einem Gefühl der Dankbarkeit für das, was die Gefeierten geleistet haben. Aber die Feiernden haben damit meist herzlich wenig zu thun, denn der Held ward gross durch sich selbst. Aber fast schöner, wenn auch bescheidener und meist vergänglicher, ist das Bewusstsein, einem Verkannten das Fortkommen durch gewährte Gastfreundschaft ermöglicht zu haben, doppelt schön, wenn diese Gastfreundschaft sich darin belohnt sieht, dass das Leben des Fremdlings, das sie beschützte und fristete, seinen Nebenmenschen später noch von Nutzen war.

Sei es daher gestattet, in die Erinnerung zurückzurufen, wie das Elsass, damals noch zum «Lande der Freiheit» gehörig, dieses Bewusstsein im Hinblick auf den Chirurgus Pfenninger und andere Bürger des Züricher Freistaats zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts nähren darf.

Zum grössten Teil entnehmen wir das zunächst Folgende Pfenningers eigener Lebensbeschreibung, einer der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Kantons Zürich um die Wende des 18. Jahrhunderts.[1]

---

[1] Ausserdem wurden namentlich benutzt: Leuthy, Geschichte des Cantons Zürich, und Derselbe, Geschichte des Bockenkriegs;

Pfenninger war von seinem Vater zum Studium der Medizin bestimmt worden. Zunächst hatte er in Zürich studiert und sich auch an den medizinischen Werken Albrechts von Haller herangebildet. 1781 reiste er mit seinem Freunde und Kollegen Dr. Andreas Staub aus Thalweil (geb. 1759) nach Strassburg, wo sie den Winter über medizinische Vorlesungen, u. a. bei dem bekannten Professor Spielmann, hörten. Ihr Wechsel war gering und in der durch Goethe bekannt gewordenen Weise speisten auch sie «des Mittags in Gesellschaft anderer Studenten» und begnügten sich Abends mit Brot und Bier oder auch Wasser. Pfenninger bestand dann in Zürich sein Examen und nahm bald als «Chirurgus» eine geachtete Stellung in seiner Heimat ein. Sein Leben floss, in glücklicher Ehe, ruhig dahin, bis die allgemeine Erregung des Revolutionszeitalters auch die Seegemeinden ergriff.

Wie bei Beginn der Revolution in Frankreich fast überall in den mit Patriziat und Zünften gesegneten Städten Deutschlands, und z. B. auch in Strassburg, die Unzufriedenheit gegen die Vorherrschaft einzelner angesehener Familien in Amt und Würden losbrach, so auch in der Folge in Zürich. Die Landgemeinden des Freistaats fühlten sich aufs bitterste durch die Stadtherren benachteiligt, die es thatsächlich darauf anlegten, alle Gewalt und alle Vorteile an sich zu reissen und Handel und Gewerbe durch Monopole zu beherrschen, selbst wenn die Landbürger verbriefte Ansprüche auf Anteil hatten. In den jährlichen Wahlversammlungen sollten die alten Rechte und Freiheiten verlesen werden. Dies aber unterliessen die leitenden Beamten oft völlig. Als nun in Frankreich das Volk sich gegen die Aristokratie erhoben hatte, wollten die Züricher Landleute sich die Missachtung ihrer Rechte nicht mehr gefallen lassen und indem man darüber sprach, begann es von alten, vergessenen Urkunden zu munkeln, die noch mehr an Gleichberechtigung und Vorteilen der Landbürger gegenüber den Städtern enthalten sollten, als die bisher verlesenen. Im Jahre 1794, als die Guillotine in Frankreich raste und nacheinander Danton und Robespierre in dem von ihnen aufgerührten Strudel untergingen, kam es, wahrlich bescheiden genug, soweit es sich um eine «Ansteckung» durch die

---

d'Eynard, Vie de Madame de Krudener, und Mühlenbeck, Etude sur les origines de la Sainte-Alliance. Für Zusendung des letzteren Werkes sowie wertvoller schriftlicher Mitteilungen spreche ich Herrn Pfarrer Bieler in Markirch meinen verbindlichsten Dank aus; ebenso dem Herrn Sekundarlehrer Bodmer in Stäfa für die Ueberlassung der Schriften Nehracher's, und ferner den Herren Direktor Lienhart in Markirch und Pfarrer Meyer in Beblenheim für ihre bereitwillige Auskunft, die meine Zusammenstellung wesentlich gefördert hat.

Ereignisse in Frankreich handelt, dazu, dass aus dem Schosse einer zur Abfassung lehrreicher politischer Schriften gegründeten Lesegesellschaft ein «Memorial» hervorging, worin die Ratsherren in Zürich auf die Gewährung der alten Rechte sowie einer Verfassung hingewiesen wurden. Die Anregung hiezu hatte Pfenninger gegeben. Ins Werk gesetzt wurde es von dem jungen Hans Heinrich Nehracher von Oetikon, dem Sohn eines Hafners.

Auch dieser Bearbeiter des Memorials hatte jenes einfache Handwerk ergriffen. Mit so viel Erfolg und Geschick er diesem aber auch oblag, so war doch eine andere Natur in ihm, als die einzig auf den täglichen Unterhalt gerichtete Handwerksebenmässigkeit. Wir dürfen wohl etwas ausführlicher bei ihm verweilen, da an ihm, als ihrem Lehrer, später junge Elsässer emporsahen; und da er sein Grab in elsässischer Erde gefunden hat. Der sorgfältige Unterricht, den er zuerst von seiner Schwester, dann vom Lehrer im väterlichen Hause erhielt, mag seine Neigung zu hoher Bildung geweckt haben. So kam es, dass er sich bald in jedem freien Augenblick mit dem Lesen von allerhand gediegenen Büchern beschäftigte, die er sich in besseren Familien, wohin er in Ausübung seines Handwerks kam, entlieh, und die in ihm ungewöhnliche Kenntnisse, wissenschaftliche Anschauung und demgemäss von seiner Lebenssphäre abseits führende Bestrebungen erweckten. Seine einzige Bildungszeit war die Nacht, und er ward gescholten, dass er zu viel Oel verbrenne. Von seiner Umgebung ward er als hochmütiger Sonderling verspottet, aber er fand seine Befriedigung im stillen Genuss der Natur und in deren tieferer Betrachtung, ohne doch menschenscheu oder unumgänglicher zu werden. Es machte sich an ihm nur geltend, was er auf Grund solcher Erfahrung niederschrieb: «Mehr zu wissen und weniger zu glauben als sein Nachbar, ist die Ursache, bei ihm verhasst zu werden.» Einen Gleichgesinnten fand er neben dem Landschreiber Billeter und dem Chirurgus Pfenninger namentlich in dem Sohn des Stäfener Schullehrers, in Heinrich Ryffel. Mit diesem richtete er ein förmliches Lesekabinet ein, wo sie sich gegenseitig belehrten. Eine Bibliothek zu besitzen, das war seine ganze Sehnsucht. Sie überfiel ihn einmal mächtig, als er in dem Hause eines bankrotten Kaufmanns drei Tage lang zu thun hatte und in dessen Büchern lesen durfte. «Mit süsser Wollust», schreibt er, «stand ich oft vor dem Schranke und zählte die Bücher wie Harpax seine Dukaten, oder schmachtete nach einem klassischen Werke der Zeit, wie der Verliebte nach einem reizenden Mädchen . . . . Hätte ich Schätze aus den Kisten meiner Väter geerbt, dacht' ich . . . ., dann fände sich

in meiner Zelle ein litterarisches Magazin, welches das Auge des Kenners auf sich zöge. Obenan ständen die Weisen und die Sänger des Alterthums, und ihnen nach folgten ihre Schüler, die Genies der jüngeren Zeit. Den ersten Platz erhielte die Geschichte der Natur und der Völker, den zweiten die Moral, den dritten die Poesie, den vierten die Lebensgeschichte der Weisen, Helden und Künstler. Aber nie darf ich hoffen, nur das Wenige zu sammeln, was an vielen Orten unnütz im Staube steht.»

Ausser seinem Tagebuche sind gedankenreiche Aufzeichnungen von ihm erhalten, die einen fein empfindenden, gründlich und ernst denkenden Sinn verraten, und ihm die Anerkennung der Nachwelt als eines geistreichen jungen Mannes gewonnen haben, der zu schönen Hoffnungen voll berechtigte. Wäre ihm ein längeres Leben und ein ruhiges Ausbauen seiner Ideen vergönnt gewesen, so wäre er, mindestens im Kreise seiner ländlichen Schweizergemeinden, ein Prophet hoher Lebensmoral und trefflicher, gesunder Naturweisheit geworden. Der eiserne Fleiss, der ihn mit den Schriften Hallers, Youngs, Kleists, Herders, Gessners und neben noch vielen anderen, namentlich auch mit Gellert, dem «Lieblingsdichter des deutschen Vaterlandes», bekannt und innig vertraut gemacht hatte, würde seinem Wissen in reiferem Alter einen sehr bedeutenden Umfang gewährleistet haben. Und dies wäre für ihn insofern vielleicht der Anfang zu grösserem gewesen, als neben dichterischer Veranlagung ein hervorstechender Zug seines Wesens die Fähigkeit war, das Gelernte zu verwerten und in einer eigentümlichen Mittlerrolle zwischen dem Boden, dem er selbst entstammte, d. h. der ländlichen Unbildung, und demjenigen, an dem sein ganzes Herz sich emporrankte, dem Felde der Geisteswissenschaften und der Naturphilosophie, praktisch auszudrücken. Abhold war er dem Drama: er sah darin eine Schule der Verweichlichung, der Entkräftung des moralischen Bewusstseins und der Verleitung zum Aufgeben des inneren zweckmässigen Widerstandes der Persönlichkeit. Ebenso galten ihm die Freigeister, Rousseau und Voltaire, als gefährlich in den Händen eines unphilosophischen Lesers; denn sie untergrüben die Religion, und damit die Ruhe des Herzens.

Die besten Bildungsmittel zu gesundem Menschentum sind ihm Moral und Naturlehre. Und zwar steht ihm diese an erster Stelle, da in der Betrachtung der Natur der Mensch zum Besinnen auf sich selbst kommt. Oft finden wir die Spur edler Arbeit an sich selbst in dieser Richtung, ein Abweisen menschlicher schwacher Gedanken und Einkehr bei zufriedenem Zweckverstehen, in seinen Schriften. Und wie lauter sind seine Lehren

geschöpft aus dem Ganzen der Natur: dass man durch ihre Betrachtung zur Erkenntnis komme, nichts sei verächtlich oder unbrauchbar, was sie geschaffen; nichts könne verloren gehen, was vorhanden. So erinnert er daran, wie «sich seit der Schöpfung weder ein Wassertropfen, noch ein Sonnenstäubchen verloren hat, obgleich Stürme und Feuerschlünde noch so schreckliche Verwüstungen angerichtet haben». «Vom Sandkorn bis zu demjenigen Menschen, dessen Verstand Welten umfasst, ist alles eine ins Unendliche fortlaufende Kette, daran kein einziges Glied fehlt.»

Und wie er selbst, voll Bewunderung über die Zweckmässigkeit der schönen Natur, in Andacht versinkt und in Dankbarkeit und Bescheidenheit vor ihrer Grösse anbetet, so will er auch die Unwissenden und dennoch Selbstgefälligen auf demselben Wege zu Wissenden und Demütigen machen. Wie seine Naturbetrachtung in der Gewissheit gipfelt, es werde der, der die Vollkommenheit und Harmonie der Schöpfung begriffen habe, «keine Aussichten in die Zukunft wagen, noch dem Geheimnis den verhüllenden Vorhang wegziehen wollen, welcher zwischen uns und der Zukunft gezogen ist», — so will er mit Verbreitung seiner eigenen Kenntnisse auch bei den anderen das Bewusstsein der Unzulänglichkeit unserer Kräfte und der Abhängigkeit von natürlichen Ursachen, die ausserhalb unseres Gestaltungsvermögens liegen, erwecken, um ihre Eigenliebe zu ertöten, und so will er, im Hinweis darauf, dass wir keinen Anteil an dem haben, was wir besitzen und was anderen fehlt, dass vielmehr die Verschiedenheit aller mit zum allgemeinen Glück der Sterblichen gehöre, Stolz und Eitelkeit zum Weichen bringen. Aber in dieser Abhängigkeit sollen wir nicht auf Abwege kommen. Wir sollen in der Ungewissheit, die unserem Leben eigentümlich ist, den Plan der Schöpfung, glückliche Menschen zu schaffen, erkennen. «Der Plan unserer Schicksale ruht im Verborgenen und Heil uns! dass wir ihn nicht voraussehen können! Welche Unordnung würde daraus entstehen!» Trotz dieser Planmässigkeit aber, die er geschickt an Beispielen erläutert, sollen wir durchaus nicht alles, was geschieht, der Vorsehung zuschieben, denn: Unmöglich kann a l l e s, was geschieht, Gottes Wille, sondern es muss meistens eine Folge unseres eigenen freien Willens sein. Ohne diesen wären die Vernunft und das Gewissen überflüssig, und Engel und Menschen wären nicht mehr als Werkzeuge, die weder Lob noch Tadel verdienten. Alle Menschen wären dann ja so gut und so böse, als sie eben sein sollten.

Hier hat besonders Young auf Nehracher eingewirkt. Der edle Volksschriftsteller verbirgt es durchaus nicht, dass er in

vielem sehr abhängig ist von den Lehren Anderer. Aber er geht wiederum überall einen bedeutsamen Schritt hinaus über die Schranken, die dem Denken und der Betrachtung «kleiner Leute», zu denen er von Geburt gehörte, und auch dem Anderer häufig gezogen zu sein pflegen. Ja, er war so weit gekommen, bescheiden, aber bestimmt, Zweifel an der Stichhaltigkeit der Theorien weltberühmter Männer, wie z. B. Herder's, selbständig zu äussern. Und bis zu gewissem Grade selbständig erscheint er vor allem in der Naturbetrachtung und der Einheit des Alls. Dies zeigen seine Gedanken bei der Beobachtung eines Ameisenhaufens, der ihn, den Vorkämpfer demokratischer Ideen, ganz besonders ansprach ; dies zeigen seine Aufsätze über «das Landleben», über «das Papier», über «die herrschenden Sorgen» u. a. Selbständig vor allem ist sein Gedanke, den er aus dem Grunde eigenster Erfahrung schöpfte, und der seine Hauptforderung an seine Mitwelt darstellt: Verbesserung der Jugenderziehung. An sich selbst hat er diese Grundsätze wahr gemacht und sie dann für die Allgemeinheit verlangt.

Was seine Schriften noch besonders auszeichnet, das ist der Mangel alles Phantastischen und aller süsslichsentimentalen Phraseologie, wie sie z. B. in den Briefen seines Zeitgenossen Lavater sich findet. Und ferner bemerken wir nicht Ueberschwang im Sturm und Drang, sondern die grosse und klare Ruhe einer in sich festen und zielbewussten Persönlichkeit, voll Gediegenheit des Strebens und voll Sicherheit der Ueberzeugung. Vor allem aber war mit seiner idealen Anschauungsweise ein entsprechender Charakter gepart, voll Bescheidenheit, Milde und Zuversicht. Kein Wunder, dass er sich langsam und sicher aus seinem Alltagsgeschäft emporarbeitete zu einem geschätzten Freunde manchen Mitglieds höherstehender Kreise, und dass er überall, wo ihn sein Handwerk hinführte, von den bedeutendsten Männern beachtet und als ungewöhnliche Erscheinung gewürdigt wurde. Auch in Zeitungen hatte er sich bereits einen Platz als Mitarbeiter errungen, wobei ihm seine auf Geschäftsreisen in den verschiedenen Kantonen gesammelten Erfahrungen unterstützten; denn es war ihm gegeben, stets das Eine treffend mit dem Anderen zu vergleichen und so seine Beobachtungen zu verwerten.

Das aber führte ihn dazu, seine heimischen Zustände, das drückende Regiment der Stadt über die Landgemeinde, immer mehr als unwürdig und nachteilig zu empfinden.

Und so war er denn auch bereit, zur Abhilfe der Misstände thätig mitzuwirken und übernahm die Zusammenstellung des Memorials. Seine glühende Liebe zur Freiheit veranlasste ihn dazu, aber auch eine Kenntnis mag ihn zu diesem Schritt er-

mutigt haben, die er von dem später durch den Kampf bei Schindellegi gegen die Franzosen u. a. bekannt gewordenen Alois Reding von Schwyz bei einem Aufenthalt daselbst erhalten und zuerst am See verbreitet haben soll: von dem Vorhandensein jener alten Briefe, die den Landgemeinden Rechte gegenüber der Stadt Zürich verbürgten und gänzlich in Vergessenheit geraten waren. So wird denn, aus diesen zwei Ursachen, Heinrich Nehracher der erste Begründer der Rechtsgleichheit im Kanton Zürich genannt, während Pfenninger, der im Grunde dasselbe Verdienst besitzt, späterhin an der Sicherung des schwer Errungenen in erster Linie Anteil hatte.

Nehracher legte dem Memorial die Aufsätze der Lesegesellschaft zu Grunde; Verfasser waren ausser ihm und Pfenninger: Heinrich R y f f e l und der Landrichter H e i n r i c h S t a p f e r von Horgen. Es war ein Entwurf — über diesen kam es nicht hinaus —, betitelt: «Ein Wort zur Beherzigung an unsre theuersten Landesväter.» Im Juni 1794 wurde es im Kreise der Vertrauten gelesen. Doch veranlasste das Ruchbarwerden des Geschehenen die Ansagung einer allgemeineren, wenn auch geheimen Versammlung im November. Die Regierung aber hatte davon erfahren und ward auf Pfenninger und den Bäcker Heinrich Ryffel als die zunächst Beteiligten hingewiesen. Dies geschah durch den Kanzleiverwalter C a s p a r B i l l e t e r von Horgen, der direkt nichts mit der Lesegesellschaft zu thun hatte. Sie wurden nach Zürich zitiert und dort verhört. Pfenninger bekannte sich als teilweisen Verfasser, verschwieg aber Nehrachers Beteiligung. Die Vorgeladenen wurden in der Stadt zurückgehalten, und, nachdem das Memorial in die Hände des Rats gekommen war, in den Staatsarrest verbracht.

Trotzdem wurde das Memorial in Abschriften weit verbreitet, und auch dies wurde den Gefangenen zur Last gelegt. Neben Anderen wurden nun auch Nehracher und Pfenningers Freund, Dr. A n d r e a s S t a u b, verhaftet. Derselbe hatte zuerst in Zürich, dann in verschiedenen Seeorten praktiziert und war nun in Präffikon ansässig.[1] Bei einem zweiten Verhör stellte es sich heraus, dass der geschichtliche, auf die Verdienste der Landleute um die Stadt hinweisende Teil der als «unbescheiden und revolutionär» bezeichneten Schrift von Ryffel stammte. Dass das Memorial nur erst Entwurf gewesen, fand keine Gnade vor den sehr herrisch und grob vorgehenden Richtern. Pfenninger sollte schliesslich um Verzeihung bitten, weigerte sich aber, da er sich keiner Uebertretung noch Be-

---

[1] M ü h l e n b e c k's Angaben über seine Ratsmitgliedschaft u. s. f. (S. 3) sind irrig.

leidigung bewusst sei. Der «ruchlose Mensch» wurde nun in das Stadtgefängnis, den Oetenbachturm, abgeführt. Während er dort schmachtete, entdeckte er, dass Nehracher, dessen Verfasserschaft bis dahin den Richtern verschwiegen worden war, sowie Staub inzwischen auch verhaftet und ebendort eingekerkert worden waren. Mit rohester Gewalt war der Erstere in den Turm geschleppt worden und musste dort volle neun Wochen ausharren. Durch Gewinnung des Wächters konnten sie sich nun aber gegenseitig Nachricht zukommen lassen. Traurige Weihnachten verlebte Pfenninger, im Gedanken an die während seiner Gefangenschaft Mutter gewordene Gattin, an seine sechs kleinen Kinder und an seine greise Mutter, Nehracher im Gedanken an seinen Vater und an seine Braut. Dann kam, Mitte Januar 1795, der Tag des Urteils für alle. Denn Nehracher hatte sich nun auch als Verfasser bekannt. Ihn traf der Richtspruch am bittersten: auf sechs Jahre wurde er aus gesamter Eidgenossenschaft verwiesen, während Pfenninger und Staub je vier Jahre den vaterländischen Boden zu meiden hatten. Die Ausstellung eines Heimatscheines wurde ihnen zugestanden, dagegen ihre Personalbeschreibung in der ganzen Schweiz verbreitet. Viele nahmen an ihrem Schicksal warmen Anteil, so Pfenningers Lehrer. Dem Rat desselben, nach Amerika auszuwandern, folgten die Verbannten jedoch nicht. Sie beschlossen, gemeinsam das liebe Schweizerland zu verlassen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Heinrich Ryffel wurde nur durch seine schlechte pekuniäre Lage vor der Verbannung bewahrt. Er verlor alle Rechte auf vier Jahre. Stapfer, der «zu einer sogenannten Verbesserung» des Memorials geraten und anderes Böse im Sinne der Unzufriedenen unternommen hatte — seine Mitarbeiterschaft scheint dem Rat nicht bekannt geworden zu sein — wurde zu einer Busse von 400 Mark Silber, sowie zur Suspension vom Amt auf vier Jahre verurteilt. An Billeter rächte sich einstweilen sein wenig freundschaftliches Verhalten am mildesten: er kam, wie man sagen könnte, «mit einer Nase davon», da «ihm vorzüglich mancherlei Ungebührliches» zur Last falle.

Sonst wurde gegen alle übrigen, die nur irgendwie an dem Handel beteiligt gewesen, unverhältnismässig streng verfahren. Wer das Memorial nur einmal gesehen, wurde bestraft!

Dies zeigt zur Genüge, dass die Züricher Patrizier Grund haben mussten, die Forderungen der Landgemeinden zu fürchten und dieselben daher mit aller Schärfe zum Schweigen zu bringen.

Die drei Verbannten wurden nach Frauenfeld transportiert, unterwegs der Teilnahme der Gesinnungsgenossen thränenden

Auges versichert. Staub nahm in Oberwinterthur schmerzlichsten Abschied von seiner Familie, und dann zogen sie in trübster Stimmung zu Fuss nach Konstanz weiter.

«Ausgestossen aus dem Vaterlande! Welches Schicksal sollte uns in einem fremden Lande zu teil werden?» Doch waren sie nicht ganz verlassen. Pfenninger hatte eine verheiratete Schwester in Stein a. Rh. In dem nahegelegenen, damals bischöflich Konstanz'schen Steigen nahmen er und seine Gefährten nun dauernden Aufenthalt. Sie besuchten oft seine Verwandten heimlich des Abends und hatten so nicht alles zu entbehren.

Nehracher verbrachte die Zeit damit, seine früher begonnenen Aufsätze, sowie sein Tagebuch zu vervollständigen. Staub und Pfenninger «suchten das merkwürdigste aus ihrer Praxis zusammenzustellen» und zu einem Compendium zu verarbeiten. Pfenninger fühlte sich, soweit möglich, wohl in der Nähe der treubesorgten Schwester. Seine Freunde hielt es jedoch nicht länger in Steigen, trotz der Nähe der Schweiz. Sie wollten sich ein neues Gebiet der Thätigkeit suchen. Die Verbannten hatten sich aber gegenseitig das Versprechen gegeben, sich nicht zu trennen. Daher musste Pfenninger sich den beiden anderen fügen. Sie erhielten Pässe von Zürich aus und wandten sich an die französisch-schweizerische Grenze bei Basel. Durch Schilderungen von dem im «Lande der Freiheit» herrschenden allgemeinen Elend wurden sie in ihrem Entschluss, nach Frankreich zu gehen, nicht wankend gemacht. Die Grundsätze, für die die Anfänge der Revolution sie begeistert hatten, waren die Triebfeder ihrer Zukunftswünsche. Sie überschritten die Grenze. In Mülhausen, das damals (Sommer 1795) noch zur Eidgenossenschaft gehörte, erhielten sie von dem «durch Humanität ausgezeichneten» Dr. Köchlin Empfehlungen nach Colmar, eilten aber weiter nach Strassburg, wo sie einen Landsmann aus Stäfa Namens Mettler trafen und die Beziehungen zu Pfenninger's und Staub's früherem Lehrer, Professor Spielmann, erneuerten, indem sie seinen Rat wegen ihrer Niederlassung im Elsass erbaten. Nehracher wollte sich in Strassburg ansiedeln, um französisch zu lernen, Staub im oberrheinischen Departement. Mit ihm ging Pfenninger rheinaufwärts, und der Zufall wollte es, dass Staub in Jebsheim bei Colmar den Ort einer erspriesslichen Thätigkeit fand. Pfenninger war wegen seines Verbleibs noch unentschieden. Die Sehnsucht nach der Heimat und den Seinen war in ihm am mächtigsten. Er ging daher nach Steigen bei Stein zurück, was auch in pekuniären Rücksichten vorteilhaft war. Er beabsichtigte, seine medizinischen Aufzeichnungen dort druckreif zu machen. Er vollbrachte es auch und gab das Werk, nach

einer stürmischen Fahrt über den Bodensee, wobei das Schiff bei Buchhorn (Friedrichshafen) dem Untergang nahe war, in Bregenz einem Verleger. Heimlich, obwohl erst kürzlich aus Stein ausdrücklich verwiesen, begab er sich dann nach Stäfa zu den Seinen. Dort war alles in Bewegung. Die gesuchten Urkunden, welche die mancherlei Rechte der Landgemeinden gegenüber der Stadt festsetzten, waren aus alten Truhen und Laden hier und dort wirklich wieder ans Tageslicht gefördert und gegen den Befehl der Obrigkeit verlesen, die Anerkennung der alten Rechte und Freiheiten war in erregten Versammlungen gefordert worden. Ueber die Gemeinde Stäfa wurde daraufhin von Zürich aus eine förmliche Sperre verhängt, u. a. wurde die Zufuhr selbst der nötigsten Lebensmittel nach Stäfa streng verboten. Ja, es ward mobil gemacht und der Plan gefasst, mit dem Kriegsschiff nach Stäfa zu fahren. Pfenninger, bereits auf dem Rückweg zur Grenze begriffen, wartete noch eine Nacht auf die neuesten Botschaften und erlebte es nun gerade, dass (5. Juli 1795) 2000 Mann Züricher Truppen in Stäfa einrückten. Unter diesem Eindruck nahm er Abschied von seiner angsterfüllten Frau und flüchtete, mit deren Kleidern angethan, in einem Boot über den See; hinter ihm drein unvermutet sein Bruder, der in einer Versammlung gegen die Regierung gestimmt hatte und später, gefangen, zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Kaum entging er der Todesstrafe. Lavater hatte an der Verhinderung des Aeussersten durch energische Kanzelreden hervorragenden Anteil.

Aber auch andere, denen wir bald wieder im Elsass begegnen werden, hatten vor der drohenden Verhaftung und beim Herannahen der Truppen das Weite gesucht. So die Stäfener Caspar Billeter und Heinrich Wädenschweiler, «deren boshafte Hinterlist und verwegene Betriebsamkeit mit der Zunge und der Feder, actenmässig, sehr vieles zu allem entstandenen Unglück beigetragen haben», wie es im Urteil heisst. Namentlich Wädenschweiler scheint der Züricher Regierung für gemeingefährlich gegolten zu haben. Eine Zeitung schrieb später anlässlich der bevorstehenden Amnestie: «Wird Wädenschweiler aufhören, Freiheit und Gleichheit zu predigen? Wird er aufhören, die Jugend an sich zu locken und derselben unter dem süssen Tranke der Moral die verderblichsten Grundsätze beizubringen, die keine andere Früchte hervorbringen können als Verachtung gegen ihre Obrigkeit?» — Die Beiden flohen, als die städtische Kriegsmacht gegen Stäfa heranzog, nach Graubünden. Bei Chur wurden sie verhaftet und Zürich verlangte ihre Auslieferung. Das ganze Bündnervolk aber interessierte sich für diese Verteidiger alter Rechte des Land-

volks und trug als Antwort seine Vermittelung an. Zürich verwarf dies, und so wurden die Flüchtlinge nicht weiter belästigt.

Billeters Frau besuchte ihn während seiner Gefangenschaft. Dies wurde ihr, sowie ihrem und Billeters Vater zum wahren Verbrechen von den Züricher Ratsherren gestempelt. Dieselben verlangten, sie solle — Ehescheidung beantragen. Als sie dies abwies, erlitt sie die heftigsten Angriffe und wurde unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt. Zum Vollzuge eines sinnbildlichen Todesurteils über den greisen «Vater» Bodmer von Stäfa war es bereits gekommen. Ohne Lavaters Reden wäre wohl auch für diesen Mann das Aeusserste nicht ausgeblieben.

Aber ehe jener Fürsprech auftrat, hatten die Hauptgegner der Züricher Oligarchie alle Ursache, sich vor deren Rache zu fürchten. So namentlich auch der Landrichter Stapfer von Horgen, der als «ein Haupt-Triebrad aller ungehorsamen und pflichtwidrigen Schritte» bezeichnet wurde. Nächst Stäfa war in Horgen die Lebhaftigkeit der Bewegung am grössten gewesen, und die Gemeinde hatte sich als besonders gefährlich in den Augen der Patrizier dadurch gekennzeichnet, dass ihre Bürger beschlossen hatten, Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen. Stapfer erfuhr, dass die Regierung namentlich gegen ihn von Zorn erfüllt sei, und dass es sein Leben gelte. Er entfloh seinen Verfolgern und büsste sofort seinen ganzen Besitz, namentlich eine ansehnliche Fabrik ein. Alles wurde eingezogen und verkauft, mehrere Wochen bevor er überhaupt amtlich zitiert wurde.

Als die Urteile ergingen, war auch die ganze Familie des Schullehrers Ryffel von Stäfa schon geflüchtet. Er selbst wurde auf sechs Jahre aus der Eidgenossenschaft verbannt, da der Ausschuss von Stäfa sich, bei den Versammlungen über die Urkunden, in seinem Schulhause versammelt hatte.

Indessen war der Chirurgus Pfenninger über Wesen, Feldkirch, Lindau und Konstanz wieder nach Steigen gelangt. Hier aber wurde er von ungarischen Husaren verhaftet, die ihn für einen Spion hielten. Seine Auslieferung nach Zürich drohte. Sie erfolgte zwar nicht, doch wurde er aus dem Vorderösterreichischen in die Schweiz (!) gewiesen, falls er nicht im Bistum Konstanz einen Freistatt finde.

Hier angekommen, ward er sofort abermals verhaftet. Aber es gelang ihm, zu entweichen, und zwar wieder nach Stein. Dort, schon der Verzweiflung nahe, erfuhr er von dem Schicksal seines Bruders, von dem tollen Treiben der einquartierten Truppen in Stäfa und der hohen Summe, die der Gemeinde auferlegt worden.

Nochmals wagte er sich nach Stäfa. Es würde zu weit

führen, seine Abenteuer und seine Qualen bei der Wanderung (infolge einer Entzündung des Kniegelenkes) hier wieder zu geben. Genug, er war des Lebens im Verborgenen müde und entschlossen, sich nun ebenfalls im Elsass niederzulassen. Ueber Aarau gelangte er nach Basel. Bei Bourglivre (St. Ludwig) überschritt er die Grenze, wurde aber sofort angehalten und wieder auf Schweizer Boden verbracht. Er versuchte es nun bei Burgfelden. Er geriet wiederum einem Posten in die Hände, der ihn nach dem eben verlassenen St. Ludwig bringen wollte. Mit Mühe gelang es Pfenninger, ihn zu bestechen, so dass der Posten ihn entliess. Sofort stiess er auf einen zweiten, der ihm den Pass abverlangte. In der Verzweiflung widersetzte sich Pfenninger. Nun kam ihm der Bruder Soldat, dem die Thaler noch in der Tasche klangen, edelmütig zu Hilfe, — man weiss nicht, ob aus Dankbarkeit, oder um mit seinem Nachbarposten das Erhaltene nicht teilen zu müssen, indem er diesem auch etwas verschaffte. Der Handel ging denn auch glatt von statten. Voll Besorgnis, an der Grenze von Mülhausen Aehnlichem ausgesetzt zu sein, wollte Pfenninger dennoch den weiten Umweg um das Gebiet der Stadt nicht machen und verliess sich auf die Teilnahme der Menschen. Dabei kam ihm sein Aeusseres zu statten. Man hielt den Flüchtling mit dem bartlosen Gesicht für einen der umherirrenden eidweigernden Priester, die viel Sympathieen hier und dort genossen; daher erfuhr er leicht die Stunde des Abgangs der Post von Habsheim nach Colmar. Unterwegs traf er ferner einen Schweizer, mit dem er aus Basel gewandert war. Diesem kaufte er dessen Pass ab, da sie einander nicht unähnlich waren. So fuhr er die Nacht hindurch mit der Post nach Colmar. Er begab sich zu dem Mitglied des Departements-Rats Metzger, der ihm Unterstützung versprach. Doch besuchte er zunächst Dr. Staub in Jebsheim. Derselbe hatte seine Familie bei sich, und auch Nehracher hatte sich dorthin begeben.

Der Friedhof zu Jebsheim barg bereits einen der Züricher Verbannten von 1795, den Schullehrer Jakob Ryffel, der, kurz nachdem er sich in Jebsheim niedergelassen, dort gestorben war. Sein Sohn Heinrich, Nehrachers Freund, hatte sich nach Sachsen geflüchtet.

Pfenninger wurde zur Ausübung einer Praxis von den Freunden auf Beblenheim bei Rappoltsweiler hingewiesen und folgte diesem Rat. Er schreibt dazu: «Die Gegend gefiel mir wohl; sie gehörte zu der schönsten und fruchtbarsten am Weingebirge. Die Einwohner erhalten von dem fruchtbaren Boden Alles, was sie zum Lebensunterhalt bedürfen; in den Zeiten gesegneter Ruhe und eines harmlosen Friedens müssen

sie zu den glücklichsten Menschen gehören, da auch der langwierige Krieg ihren Wohlstand nicht ganz erschöpfen konnte. Sehr liebreich wurde ich von den Vorstehern der Gemeinde empfangen, worauf ich mich daselbst niederliess und meine Praxis eröffnete .... Kost und Logis nahm ich im Pfarrhause. Täglich vermehrten sich meine Geschäfte.»

Noch anderes trug dazu bei, ihm die Fremde heimlicher zu gestalten. Er liess seine zwei ältesten Knaben zu sich kommen und übergab sie «dem vortrefflichen Institute des Herrn Ortlieb». Ferner wurde diese Gegend der Versammlungsort noch anderer Lieben: Billeter's und Wäderschweiler's, die von Graubünden nach Paris geflohen waren, und zuletzt Stapfer's, des Leidensgefährten von 1794, mit seiner Frau. Dieser, sowie Billeter, siedelten sich in Jebsheim, Wädenschweiler in Mariakirch (Markirch) an, und dorthin zog auch Nehracher, um daselbst als Schullehrer zu wirken.

Doch hatte seine schwache Gesundheit allzusehr unter all den Strapazen und der Trübsal der Trennung von den Lieben gelitten. Nach einem Jahre, im Herbst 1796, gab er daher seine Thätigkeit auf und zog zu Pfenninger nach Beblenheim. Er wurde immer kränker, war aber nicht dazu zu bewegen, in Zürich um Erlaubnis zur Rückkehr zu bitten, was er nur unter Verleugnung seiner Ueberzeugung hätte thun können. Im Alter von noch nicht 33 Jahren starb er (27. Nivose = 16. Januar 1797) und ward auf dem Friedhof in Beblenheim bestattet. Sein Grab, das ein einfacher Stein schmückte, ist nicht mehr vorhanden. Auf der Stelle des ehemaligen Friedhofs steht heute die katholische Kirche.

Nehrachers Verlust schmerzte die treuen Gefährten tief. Aber auch Freude ward ihnen zu teil, indem die daheim gebliebenen Gattinnen ihre Eheherren nun in der Ferne besuchten und auch andere Freunde zahlreich eintrafen, so dass in Jebsheim und Beblenheim manch freudiges Wiedersehen gefeiert wurde. Billeter's Gattin, mit ihrem Kinde, hatte die Reise nur unter der Bedingung antreten dürfen, dass sie den Schweizerboden nie wieder betreten wolle. Die Aristokraten in Zürich waren gelehrige Schüler der französischen Republikaner geworden!

Inzwischen veränderten sich aber die Verhältnisse in der Schweiz. Von Oesterreich im Osten, von Frankreich im Westen durch Kriegsheere bedroht, befand sich die Eidgenossenschaft in misslicher Lage, abgesehen davon, dass die Parteiungen im Innern des Landes keineswegs nachliessen und durch den drohenden Abfall des Waadtlandes von Bern, sowie durch die Annexionen Napoleons für die cisalpinische Republik und für

Frankreich, stets neue Gärung entstand. Den Züricher Patriziern ward es unter solch unsicheren Verhältnissen schwül, und sie versprachen im Januar 1798, die nicht mehr zum Schweigen gekommenen Wünsche der Landgemeinden zu berücksichtigen. Unter diesen Beschwerden, die bei besonderen Ausschüssen niedergelegt werden sollten, stand aber, neben der Untersuchung der gefundenen Urkunden auf ihre Gültigkeit, in erster Linie das Verlangen nach Befreiung der Gefangenen und Amnestie für die Verbannten.

Die Franzosen rückten in die Schweiz ein und in vielen Orten wurden Freiheitsbäume errichtet. Auf diese Nachrichten hin reiste Pfenninger sofort nach Basel. Dort vernahm er die Vorbereitung einer auf französischen Grundsätzen aufgebauten Verfassung für die unteilbare und einige helvetische Republik. Sie war von dem Präsidenten Peter Ochs in Basel, dem Schwager des ersten Strassburger Maires, Friedrichs von Dietrich, vorgeschlagen worden, und ihre Einführung wurde von jenem eifrig betrieben.

Wie unendlich es Pfenninger nach seiner Heimat zog, haben wir schon mehrfach gesehen. Auch jetzt wartete er das Ende des Umschwungs nicht ab, sondern reiste unverzüglich an den heimatlichen See. Das Waadtland hatte sich für unabhängig erklärt, auch an den Grenzen Zürichs errichtete man Freiheitsbäume; da gaben die Ratsherren an der Limmath nach. Am 29. Januar 1798 verkündete der Rat die Amnestie. Zahllose Freudenfeuer leuchteten an den Ufern des Sees durch die Nacht und mit unbeschreiblichem Jubel wurden die Gefangenen befreit. Pfenninger suchte unbemerkt nach Stäfa zu gelangen, aber man erfuhr sein Nahen. Mit militärischen Ehrenbezeugungen wurde er zu Schiff eingeholt, die Kirchenglocken läuteten über den See, Festjungfrauen begrüssten ihn mit Freiheitsliedern. Viele Nachen fuhren ihm entgegen, Tausende erwarteten ihn am Ufer. Seine achtzigjährige Mutter umarmte ihn auf ihrem letzten Lager. Vierzehn Tage später beschloss sie ihr Leben.

Pfenninger hat als Regierungsstatthalter, Ratsherr und schliesslich als Mitglied der obersten vollziehenden Behörde, des Regierungsrats, welcher auf eine von seinem Sohne angeregte Verfassungsänderung hin im Jahre 1830 gegründet wurde, noch vier Jahrzehnte hindurch eine hochangesehene und oft wichtige Rolle im Kanton Zürich gespielt. Er war ein ganzer Mann, einseitig vielleicht in seinen Bestrebungen, aber, als einer der Urheber solch bedeutsamer Bewegungen, mit diesem Anflug von konsequentem Radikalismus, vom Schicksal zur guten Stunde an den rechten Platz gestellt. An Anfeindungen fehlte

es ihm natürlich nicht, und so ward er in dem Hin- und Herwogen der Parteiherrschaften später nochmals mit schwerem Kerker belegt, aber durch das Eingreifen des Generals Rapp erlöst.

Anfang und Ende eines Briefs, den er damals an den Statthalter Suter, der ihn verhaftet hatte, aus dem Gefängnis schrieb, verdienen hier erwähnt zu werden, denn sie zeigen, wie unerschrocken dieser «edle Eidgenosse» war: die Anrede lautet einfach «Mann!» und der Schlusssatz: «Erwürget mich und sauft mein Blut!!!» — Begeistert für die französischen Ideen, stand er mit den ersten Führern der Truppen der Nachbarrepublik in bestem Einvernehmen und war auch einer jener Deputierten, die in Paris über die endgültige Regelung der Schweizer Verfassung mit Bonaparte verhandelten.

Mag hier auch daran erinnert werden, dass er es war, der auf höheren Befehl L a v a t e r in Baden bei Zürich verhaften liess und Nachts dessen Schriften in seiner Züricher Wohnung konfiszierte. Es sei aber auch hervorgehoben, wie ungern er es that, und wie er dem berühmten Pfarrer denn auch bei dessen baldiger Rückkehr aufs freundschaftlichste behülflich war und mit ihm im besten Einverständnis blieb. Und mag auch hier erwähnt sein, dass G o e t h e's «schöne Müllerin» von Stäfa, Magdalena Schulthess, geb. Pfenninger († 1861), eine Nichte des Chirurgus und Regierungsrats Pfenninger war, und, in dessen Familie die «Mühlenbas» genannt, durch den tiefen Eindruck, den Goethe bei seinem Aufenthalt (1797) auf sie gemacht hatte, und der in einer, leider verloren gegangenen, gegenseitigen Korrespondenz seinen Ausdruck fand, auch den deutschen Dichter zu einer nicht nur durch seine Werke populären Gestalt in der Familie machte. Johann Caspar Pfenninger ist im Jahre 1838 gestorben.

Das Memorial, zu dem er den Anstoss gegeben, ist nicht nur der Beginn einer der wichtigsten Epochen der Züricher Geschichte, sondern auch ein Eckstein geworden in der Entwickelung der Schweiz zu dem, was sie heute ist. Es war daher eine Handlung falschen Familienstolzes, als einer seiner Enkel alle Exemplare der für den Historiker so wichtigen Lebensbeschreibung dieses Freiheitskämpfers, deren er habhaft werden konnte, vernichtete. Die Zahl der noch vorhandenen scheint aber, begreiflicherweise bei einem gedruckten Werk, ansehnlich genug zu sein, und die Schrift kann dem freundlichen Leser nur empfohlen werden. Stellenweise gleicht die Schilderung einem vollendeten Roman. Doch davon konnten hier nur Andeutungen gegeben werden. — Pfenninger's sowie Nehracher's Bild findet man in der «Chronik der Gemeinde Stäfa» von G. Bodmer (1894).

Von den übrigen Züricher Verbannten aus jener Zeit, die ins Elsass gingen, lässt sich weniger berichten; mit Ausnahme von Staub, der uns noch näher beschäftigen wird. Billeter, der vielleicht mehr durch den Einfluss seines sehr thätigen Vaters als aus eigenem Antrieb gegen die Regierung gehandelt, hatte derselben gegenüber bereits in Briefen seine Reue ausgesprochen. Er kehrte, als die Amnestie erlassen wurde, ebenfalls zurück. Nicht minder Wädenschweiler und Stapfer, der während seiner Verbannung vom Volk «der Grossmütige» beigenannt worden war. Auch sie wurden mit grösster Freude empfangen.

Ausser Stapfer scheinen sie keine Rolle mehr im öffentlichen Leben gespielt zu haben. Der ehemalige Landrichter dagegen wurde, als an die Stelle der durch Ochs eingerichteten helvetischen Regierung im Jahre 1801 ein Senat trat, Mitglied dieser Behörde. Sie wurde aber schon ein halbes Jahr später aufgelöst.

Dr. Staub hatte zunächst Jebsheim mit Gemar vertauscht, und war dann nach Markirch übergesiedelt. Dort lebte (nach Mühlenbeck) ausser andern reformierten Schweizern, ein Vetter von ihm als Tierarzt. Staub that sich namentlich in der Geburtshülfe und in der Behandlung des Typhus hervor. Ueber beides hat er Schriften veröffentlicht.

Er war im Elsass während der drei Jahre, die er dort wohnhaft und thätig gewesen, allem nach so heimisch geworden, dass er zunächst daselbst verblieb. Doch war sein Name unvergessen, und sein Haus, wie das Elsass überhaupt, wurde, wie für die Verbannten von 1795, so auch für andere Flüchtlinge vom Zürichsee Ziel und Zufluchtstätte, nämlich für mehrere der Männer, die an den Unruhen beteiligt waren, die den Namen des Bockenkriegs vom Jahre 1804 erhalten haben.

II. 1804—1831.

Der Regierungswirrwarr zu Bern liess die Parteien nicht zur Ruhe kommen, und als bei der Einrichtung der von Bonaparte der Schweiz gegebenen Verfassung in Zürich nicht nur meist Gegner der Landgemeinden in den Rat gewählt, sondern von diesem auch Gesetze erlassen wurden, welche die Bewegungsfreiheit der Gemeinden erheblich beschränkten, so kam es anlässlich des verlangten Eides zu bedeutenden Spaltungen und Unruhen auf dem Lande. Besonders in den Orten Wädenschweil und Horgen flammte es auf, während Stäfa sich diesmal zurückhaltend verhielt.

Der Rat von Zürich wandte sich an den Landammann der Schweiz, und dieser unterstützte ungesäumt die Stadt mit erheblichen Truppenkontingenten aus verschiedenen Kantonen. Auch Zürich machte mobil und wandte sich gegen die Führer der Unzufriedenen. Der erste Arrestant lag bereits im Oetenbachturm, als der Chirurgus Josua Trüb aus Horgen mit anderen Bewaffneten des Nachts in dem Orte Schönenberg erschien, mit der Nachricht, der Rat werde die Huldigung demnächst durch Truppengewalt erzwingen. Nun machte die Gemeinde ihrerseits mobil und die Truppe rückte nach Richtersweil, wo Trüb in einer von ihm befohlenen Versammlung das Wort führte und zum Anschluss aufforderte.

Zum Kommandanten wurde gewählt der Schuhmacher Willi, der durch seine kühne Flucht aus englischer Gefangenschaft in Gibraltar — er liess sich auf einem Brett von den Meereswogen nach Algeciras treiben — und als Krieger Napoleons Berühmtheit erlangt hatte.

An diesen wandte sich in der gleichen Nacht der ehemalige Gerichtsschreiber Hans Kaspar Syz, der, aus Knonau gebürtig, in Affoltern wohnte, mit der Bitte, hierher Bewaffnete zu senden. Diesem wurde entsprochen, und Willi's Sekretär, der 30jährige Conrad Hauser aus Wädenschweil, erliess ein Schreiben an die Stäfener, um sie zum Beitritt zu bewegen. Doch blieb es, wie gesagt, erfolglos.

Ueber Trüb's Leben wissen wir nichts weiteres. Wohl aber sind wir über Syz und Hauser unterrichtet. Der Historiker Leuthy von Stäfa, der die Freiheitsmänner meist persönlich kannte, hat ihre Lebensgeschichten aufgezeichnet, bezw. von ihnen selbst aufzeichnen lassen.

Syz war 1755 geboren als der Sohn eines armen Gärtners und späteren Schullehrers. Dessen Unterricht leitete den talentvollen Knaben an, und dieser ward selbst Schulverweser. 1784 aber musste er, infolge einer missdeuteten freimütigen Aeusserung über Hölle und Teufel in der Schule, zum väterlichen Grabscheit greifen. Doch ward er bald in der Kanzlei zu Knonau angestellt und während des Stäfener Memorialhandels veranlasst, eine Abschrift des sehnlich gesuchten alten Freiamtsbriefes an die Landgemeinden auszuliefern. Zudem verfasste er ein Gedicht, in dem er die Vorrechte der Stadt geisselte. Er musste nach Graubünden flüchten und erhielt ein Lehramt in Chur. Bei der Besetzung des Landes durch die Franzosen kehrte Syz, jubelnd begrüsst, in die Heimat zurück (1795). Als Pfenninger Regierungsstatthalter geworden (1798), wählte dieser Syz zum Schreiber des Distriktsgerichts Mettmenstetten. 1802 musste er, von den «Aristokraten» verfolgt, abermals flüchten und ge-

langte bis Hüningen. Im Anschluss an General Rapp kehrte er über Lausanne und Bern in die Heimat zurück und bekleidete seine Schreiberstelle wieder, bis 1803 die napoleonische Mediationsverfassung eingeführt wurde. Abermals verdächtigt, musste er vier Monate im Züricher Gefängnis liegen, wurde dann aber abgeurteilt und mit Verlust des aktiven Bürgerrechts entlassen. Nun zog er nach Affoltern, und kurz danach griff er in oben erwähnter Weise in die entstehenden Wirren ein. Ausserdem hatte er schon selbständig in der Umgegend die Mannen zu seiner Fahne gerufen, einem Regierungsboten die Depeschen abgenommen u. a.

Hauser besuchte die Schule seiner Heimat und zeichnete sich besonders schon in früher Jugend durch Uebung im Geigenspiel aus. Als er älter geworden, ersetzte er den kargen Unterricht durch eifriges Selbststudium. Wegen einer Herzensangelegenheit ward er von den Verwandten aus dem Heimatsdorf entfernt und in die welsche Schweiz gebracht. Er wurde dort nach seinen Kenntnissen geprüft, verstand aber nur wenig französisch. Er wurde deswegen belächelt, lachte aber selbst den Examinator wegen dessen Verwechslung der deutschen Artikel aus. Er lernte indess fleissig die fremde Sprache und arbeitete daneben als Landwirt. Ein in Aubonne (Waadt) begüterter Herr übertrug ihm eine Aufseherstelle, doch vertauschte er diese, da er «das reizende Aubonne» nicht verlassen wollte und in Cassonai stationiert werden sollte, bald mit einer sorglosen landwirtschaftlichen Beschäftigung bei «einem blinden Musikfreunde». Doch bald trieb es ihn, der selbst betont, dass er einen «Hang nach einem freien Leben» habe, in die Heimat zurück. 1799 stand er als Jäger u. a. im Gefecht bei Frauenfeld. Die Oesterreicher plünderten sein väterliches Haus, aber im Jahre 1800 ward er von seiner Gemeinde zum Sekretär gewählt. Er schloss sich immer mehr an die «Patrioten-Partei» an und stellte seine Fähigkeiten, wie wir sahen, in die Dienste des Kommandanten Willi. Er, sowie Trüb, trugen mit am meisten dazu bei, dass auch in Wädenschweil eine Versammlung abgehalten wurde, wonach sich etwa 200 Mann an Willi anschlossen. In Affoltern betrieb Syz die Aushebung. So vergrösserte sich Willi's Truppe in einem Tage mit Schnelligkeit, und es gelang ihm noch an demselben 28. März (1804) mit seiner Schar bei «der Bocken», einem Wirtschaftscomplex über dem Züricher See, die eidgenössischen Truppen zum Rückzug zu bringen, nachdem er und sein Hauptmann Johann Jakob Gugolz aus Horgen, der die Jäger führte, bereits einmal zurückgewichen waren. Willi erliess nun eine Menge, auch von Hauser unterzeichneter Ausschreiben an alle nahe ge-

legenen Gemeinden. Syz zog am nächsten Tage mit einer Schar von «Aemtlern» auf den Albis, und auch aus Knonau kam Zuzug, wobei Hans Ulrich Grob, zeines Zeichens Tierarzt, die Freiheitsfahne trug.

Er war 1761 in Knonau geboren, mit sieben Jahren Waise geworden und zum Bauern erzogen. Doch ging er zu einem Tierarzt in die Lehre und erlernte rasch dies Handwerk, wie man es vom Standpunkt der damaligen Zeit wohl noch bezeichnen darf, namentlich, wenn man hinzufügt, dass er, nachdem er sich in seiner Heimat niedergelassen und verehelicht hatte, einen Schweinehandel, dann einen allgemeinen Vieh- und schliesslich dazu einen Branntweinhandel begann. Der ursprüngliche Beruf wurde dabei so nebensächlich, dass er ihn aufgab. Handelsreisen führten ihn viel umher, und dadurch ward sein Interesse für die Politik rege. Syz war sein Schwager, und so nahm auch Grob, unter dessen Einfluss, teil an den Unruhen von 1795. Er brachte es unter der ersten der verschiedenen neuen Regierungen zum Gemeindepräsidenten, wurde aber von den ihr eigenes Interesse in den Vordergrund stellenden Oligarchen «gehasst, denn er handelte unparteiisch». Schon 1802 hatte er fliehen müssen und war daher den Züricher Herren nicht eben «grün». So schloss er sich den eidweigernden «Patrioten» an. Auf diese «Tells» und «Winkelrieds» war aber leider kein Verlass; die vielen Widerwärtigkeiten der Truppenzüge, des Kriegs und der nimmer enden wollende Hader hatte allem nach eine tiefgehende Erschlaffung eintreten lassen und das Aufgebot des Landammanns war denn doch allzu überwältigend. Ueberdies thaten die bewährtesten Patrioten von 1795 nicht mit. So kam es, dass Willi schliesslich nur noch ein Häuflein von 45 Mann um sich hatte, und diese wurden durch widrigen Wind an das nördliche Seeufer, wo sie Propaganda zu machen versucht hatten, bei der Flucht vor dem Feinde zurückgetrieben.

Nun galt es, sich zu retten. Dass jeder, der dem Rat in die Hände falle, ein Kind des Todes sei, galt als zweifellos. Willi, Syz, Grob, Hauser, Trüb und andere versteckten sich teils, teils flohen sie. Doch machte sich, wie überhaupt in dieser Epoche, ein Denuntiantenwesen bemerkbar, und so wurde zunächst Willi verraten, gefangen gesetzt und dann hingerichtet.

Auch Grob wurde in Zug verhaftet und zu ewiger Gefangenschaft begnadigt, da er keiner der Anführer gewesen sei und die Rebellen zu guter Zeit verlassen habe. Trüb wurde zu 16 Jahren verurteilt und ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Er war wie ein gehetztes Wild umhergeirrt und schliesslich insgeheim nach Hause zurückgekehrt. Am 29. Mai bereits

wurde er dort entdeckt und nach Zürich eingeliefert. Er wusste im Verhör «sich so herauszubeissen», dass seine Strafe auf 12 Jahre herabgesetzt wurde. Hauser wurde bei Einsiedeln entdeckt und ausgeliefert. Er ward in die schauderhaftesten Löcher gesperrt, deren eines, der Läusturm, durch seinen Namen alles besagt. Jede Hoffnung wurde ihm unter boshaft grausamen Hinweisen auf Willi's Schicksal benommen. Wie einst Nehracher, ward auch er vom Hauch erlösender Poesie in diesen schweren Stunden gestreift, und schmiedete Verse, worin er Gott um Beistand anflehte. Seinen irdischen Richtern gegenüber verfuhr er mit List. Er suchte seine Handlungsweise dadurch in ein milderes Licht zu setzen, dass er vorgab, nur das Werkzeug Anderer gewesen zu sein und nichts geschrieben zu haben, als was ihm diktiert worden sei. Aber als Sekretär und ständiger Begleiter Willi's wurde er als ein besonders thätiges Werkzeug der Rebellen angesehen und die ihm zur Last fallende Ausbreitung des Aufruhrs als ein Kapital-Verbrechen bezeichnet. Als er alles für verloren hielt, bat er um Schonung.

Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man die Behandlung, die ihm zu teil wurde, als ungeheuerliche Rohheit bezeichnet. Der Pfarrer, der ihn mehrmals besuchte, nahm ihm mit harten Reden jede Hoffnung und spielte dabei insgeheim den Spitzel der Richter. Man liess ihn von Mutter und Schwager im Kerker auf ewig Abschied nehmen. Man setzte ihm die symbolische Henkersmahlzeit vor: Suppe mit einer durchschnittenen Kalbsgurgel darin, ein Brötchen «ohne Kopf», und roten Wein.

Die Schilderung, die er von seinen und der anderen Gefangenen Qualen und seinen schaurigen Empfindungen in der Angst vor dem Urteil macht, sind lesenswert. Schliesslich wurde er mit einem Genossen, dessen Tod unweigerlich beschlossen war (was Hauser wusste), wieder vor die Richter geführt und musste sich auf einen schwarzen Stuhl setzen. Der Ankläger selbst trug aber nur auf lebenslängliches Gefängnis an. Das Gericht, das vor allzuvielen Hinrichtungen doch Bedenken haben mochte, und nach der ersten Erregung wohl auch milder dachte, setzte sogar eine noch geringere Strafe fest: Hauser wurde zu 15 Jahren Kerker verurteilt.

Er wurde nun ins Zuchthaus verbracht und war teilweise mit Trüb und Grob dort zusammen. Schliesslich trug man ihnen die Auswanderung nach Amerika an. Sie lehnten es für jetzt ab, wurden dann aber in das Schloss des (einer Thurgauer Familie angehörigen) Grafen Franz Ludwig Schenk von Castel in Oberdischingen, zwischen Ehingen a. D. und Ulm,

verbracht, dessen Besitzer eine Zuchtanstalt für Verbrecher in seinen Mauern hielt.

Syz ward in seiner Abwesenheit zu lebenslänglichem Verhaft verurteilt, nachdem er und die anderen Flüchtigen zugleich zum ersten, zweiten und dritten Mal auf den 1. Mai vor das Kriegsgericht befohlen worden waren, unter Androhung, dass ihre Güter und Habseligkeiten der Regierung anheimfallen würden, falls sie sich nicht einfänden. Schon vor Ablauf des Termins wurde das Urteil gefällt.

Wir können übrigens angesichts dieser Urteile, und der anno 1794 und 1795 vom Züricher Rat beliebten Strenge — die doch hätte zur Warnung dienen können — namentlich auch, da diesmal voller Aufruhr und förmlicher Krieg entstanden war, nicht mit Leuthy übereinstimmen, wenn er die zuerkannten Strafen über alle Begriffe exemplarisch nennt.

Ueberdies, und das ist hier die Hauptsache, wussten sich alle der genannten Eingekerkerten ihrer Haft durch die Flucht zu entziehen, und sie alle fanden Ruhe und Thätigkeit auf elsässischem Boden.

Vor ihnen aber langte Syz dort an. Er hatte im Aargau eine Zufluchtsstätte bei einem Pfarrer gefunden. Als diese verraten wurde, verschaffte er sich in Aarau einen Pass als Messerschmiedegeselle und erhielt zugleich Empfehlungen an einen Apotheker in Markirch, sowie an Dr. Staub. Im Oktober 1805 langte er dort an und fand seinen Unglücksgefährten Gugolz und einen weiteren Flüchtling, Jakob Weiss, bereits daselbst vor.

Ersterer, mit unter die Hauptanführer gerechnet, da er nach der Sprengung des Willi'schen Corps ein neues zu organisieren versuchte und überhaupt sehr rege gewesen war, hatte sich der ihm aufgelegten 12jährigen Kerkerhaft rechtzeitig entzogen. Er ist bald verschollen. Weiss von Augst, der den Titel eines Majors führte, war zu 8 Jahren Kerker und 20jährigem Verlust seines aktiven Bürgerrechts verurteilt worden. Auch er war den Häschern entgangen und nach Markirch gelangt.

Für Syz wussten die Freunde bald eine, wenn auch kärgliche Stelle als Lehrer bei Wiedertäufern auf dem Sommerhof bei Merzweiler zu erwirken. In der Nähe fristete auch Weiss mit derselben Beschäftigung seine Tage. Syz erhielt bald eine bessere Anstellung bei einem Förster, wo er bis Ostern 1806 blieb. Der Sommer, der dem Unterricht ein Ende machte, sah ihn als Gärtner in St. Blasien. Er scheint aller Mittel entblösst gewesen zu sein, denn es wird ausdrücklich bemerkt, dass er wieder ins Elsass zurückkehrte, «nachdem er aus seinem Verdienst einige Kleidungsstücke angeschafft und wenige Barschaft

erübrigt hatte». Er trat wieder sein Amt auf dem Sommerhofe an.

Lassen wir ihn dort einen Augenblick in der Einsamkeit und sehen wir uns nach den Gefangenen, Hauser, Trüb und Grob um.

Vielversprechend, oder wenig Gutes verheissend, wie man will, war den Gefangenen die Gegend von Oberdischingen bei ihrer Ankunft erschienen. Denn ihr entsetztes Auge bemerkte auf den Höhen ringsum nicht weniger als drei Galgen und ein Schaffot. Wider Erwarten gestaltete sich ihr Aufenthalt bei dem Grafen aber zu einem menschenwürdigen Dasein. Der «riesenmässige Gebieter» des Schlosses war ein Gemütsmensch, der mit ihnen kneipte, ihnen Zeitungen und Karten reichen, die schauerlichen Gefängnisse der Anderen und die eigentliche Zuchtanstalt zeigen liess, und ihnen gestattete, Briefe zu schreiben. Trüb erhielt die Verwaltung einer kleinen Apotheke. Grob durfte aus Ulmer Seide Geld- und Tabaksbeutel anfertigen, und Hauser erhielt vom Grafen eine Geige, «um sich damit zu unterhalten». Mehr konnte jeder für seine Neigungen wahrlich nicht verlangen. Dennoch vergassen sie nicht, dass sie Gefangene waren, und als, nach der Einnahme von Ulm — sie hatten den Kanonendonner gut vernehmen können — Oberdischingen von Franzosen besetzt wurde, erwachte ihre Hoffnung auf Befreiung lebhatter. Die vom Grafen in Aussicht gestellte, durch eine Reueschrift an den Züricher Rat binnen zwei Monaten zu erlangende Freiheit wiesen sie angesichts solcher Bedingung ab. Sie verschafften sich dieselbe, in ihrem Sinne, auf ehrlichere Weise, indem sie in einer hellen Winternacht auf abenteuerliche Weise entrannen.

Wie gnädig der Graf gegen sie gesinnt war, trotzdem «Ihro Exzellenz Vorliebe für das Hängen hatten», zeigt die Bemerkung Hausers, dass, falls es ihnen nicht gelänge, zu entkommen, «jeder auf das gnädigste 50 Stockprügel zu erwarten hätte; darob grausete es mir gewaltig, weil damals meine Knochen gar zu sparsam mit Fleisch umwickelt waren». Der dicke Grob, dessen Beschwernisse, aus der in die Mauer gebrochenen Oeffung zu entkommen, man (wie auch anderes) in Hausers Beschreibung des Abenteuers selbst nachlesen mag, hätte wohl weniger darunter gelitten.

Mit einem Vermögen, das in neun Reichsgulden, zwei Uhren und Grob's Fabrikaten bestand, und das sie unterwegs verbrauchten und versetzten, schlugen sie sich über Reutlingen, Hechingen, Villingen nach Krotzingen durch, wo der Branntweinhändler Grob seinerzeit eine Niederlage gehabt hatte. Seine früheren Beziehungen erwirkten den Freunden auch einen Vorschuss an

barem Geld. Hauser gab sich als französischer Armeelieferant aus, und Grob ergriff ernsthaft wieder das Gewerbe des Kirsch- und Zwetschgenwasserhändlers. Dabei wurde er aber in Basel erkannt und verhaftet; die Anderen flohen, als sie hörten, dass die Züricher Regierung ihren Aufenthalt kenne und auf sie fahnde. Sie eilten nach Breisach und, als es ihnen dort nicht gelang, einen Pass ins Elsass zu erhalten, zu Bekannten nach Lahr. Diese schickten einen Boten an Staub, und am Neujahrstage 1806 erhielten sie Antwort von diesem ihrem Retter. Von dem Sohn eines Wirts am Rhein, bei dem sie diese Nachrichten erwartet hatten, wurden sie an das französische Ufer hinübergefahren, und dort trafen sie einen ihnen von Staub entgegengesandten Führer.

Ueber Benfeld reisten sie sofort nach St. Peter. Am folgenden Tage überraschten sie auf dem Sommerhof Syz, der, höchst erstaunt, sofort nach seinem Schwager Grob fragte. Sie gaben vor, er mache Geschäfte im Markgräflerland. Syz vermutete mit recht, es werde ihm wohl schon etwas dabei zugestossen sein.

Auch Weiss kam, um Syz zu besuchen, und gross war die Freude des Erkennens. Sie feierten das Wiedersehen bis in die tiefe Nacht in einem Forsthaus, welches zugleich Weinschenke war (Ferme Morel?) und Trüb und Hauser verbrachten eben dort ihr siebzehntes Nachtquartier seit der Flucht. Morgens stiegen sie ins Weilerthal hinab, «von da ging es über die mit Schnee bedeckten vogesischen Gebirge in das Leberthal», und noch am Abend desselben Tages trafen sie bei Staub in M a r k i r c h ein. Der hilfbereite Arzt nahm Trüb, den ehemaligen Chirurgus, zu sich als Barbier, aber Hauser, der bei seinem «Hang zum freien Leben» keinen festen Beruf hinter sich hatte, musste einige Zeit mit Sorgen auf einen günstigen Zufall warten. Doch verschafften ihm Syz und Weiss bald eine Lehrerstelle in einer Wiedertäuferfamilie. Wo diese ansässig war, erfahren wir nicht.

Den Zug entschlossener Unerschrockenheit, welcher Hausers Charakter kennzeichnet, verleugnete er auch jetzt nicht. Ohne weiteres verfasste er ein Memorial an den damals Allgewaltigen, «Kaiser der Franzosen und Vermittler der Schweiz», worin er um «sichere Aufnahme in seinen Staaten bis zu einer gelegenen, unparteiischen Untersuchung bat». Als seine Winterschule geschlossen war, begab er sich damit nach S t r a s s b u r g zu General Andermatt, einem Schweizer. Wie begreiflich, hatte dieser in formeller Hinsicht allerhand auszusetzen, versprach aber das veränderte Gesuch durch den Präfekten «an die Adresse zu befördern».

Inzwischen erhielt Hauser «die Besorgung der beiden Schulen in Vortelbach und St. Blaise», welche «von siebernerlei Kindern, deutsch und französisch, reformierten, lutherischen, katholischen und wiedertäuferischen», besucht wurden. Kein Teil betete das Vaterunser wie der andere. Der neugebackene Herr Lehrer aber wusste Rat. Er verfasste ein, auch im Druck erschienenes, «allgemeines Schulgebet», dessen erste Strophe lautete:

Jehovah, unsrer Väter Gott,
Den wir auch Vater nennen,
Wir sind gekommen, Dein Gebot
Und Dich recht zu erkennen.
Gieb, dass, was heut der Lehrer lehrt,
In unsre Herzen dringe,
Mit Ernst von uns werd angehört,
Und reiche Früchte bringe.

Hauser begab sich mit seinem neuen Gesuch an Napoleon — auch für seine Freunde bat er um Aufnahme — abermals zu Andermatt; dieser aber, im Begriff nach der Schweiz abzugehen, wies den Ueberbringer an den Präfekten in Colmar. Staub wollte diesen Gang übernehmen, erfuhr aber, dass der Präfekt von der Züricher Regierung um die Auslieferung sämtlicher ins Elsass entflohenen Unterthanen angegangen worden war.[1] Trotzdem wurde das Gesuch dem Präfekten übergeben. Er erklärte, er könne sich nicht damit befassen, da die Patrioten nicht französische Bürger seien, doch wolle er es durch die Post nach Paris abgehen und den Flüchtlingen bei tadelloser Aufführung Schutz angedeihen lassen, bis er Antwort erhalte.

Hauser war mit dem Auskommen, das er als Lehrer fand, unzufrieden, entschloss sich, «die Wollentuchermacher-Profession zu erlernen», und fühlte sich bald wohl dabei.

Ein Uebelstand war allerdings für die Lehrer die Unterbrechung der Thätigkeit im Sommer. Aber Syz wusste sich zu helfen. Einige medizinische Kuren verschafften ihm weitere Patienten, und so verbesserte er seinen Wohlstand, indem er im Winter schulmeisterte, im Sommer «arznete». 1807 konnte er seine Frau zu sich kommen lassen, und siedelte bald darauf nach Hohwald über, wo er bis 1810 als Lehrer blieb.

In Beblenheim scheinen die Freunde öfters zusammengekommen zu sein. So geschah es auch am 26. Dezember 1810, fünf Jahre nachdem das Oberdischinger Kleeblatt aus dem Grafenschloss entwichen war, an dem Tage, den sie zur Erin-

---

[1] Leider ist diese Correspondenz nicht zugänglich.

nerung als das «Conrads- und Entweichungsfest» alljährlich freudig feierten. Sie gestalteten ihr Jubiläum diesmal zu einem Dankesfest für ihren Wohlthäter Staub. Conrad Hauser, der flotte Gesell, machte unterwegs «einige Verse» — sechs Sechszeiler, worin Zeile 3 und 6 je auf ieren durchgereimt sind —, die der Wirt «zur Sonne» Staub unter den Teller legte. Als er sie sah, fingen die Anderen nach einer bekannten Weise zu singen an, und mussten die Verse «auf Begehren wohl zwanzig Mal singen».[1] Ueberhaupt scheint sich damals in Hauser etwas vom Poeten geregt zu haben; die Liebe zu einem schönen Markircher Mädchen, Louisa Kellermann, that das ihrige dazu. Aber wie es in dem Entweichungsfestlied — an der schlechtesten, sehr schlechten Stelle — hiess:

«Des Schicksals widriges Geschick
Lehrt öfters uns, bei eitlem Glück
Auch Moral exerzieren», —

so handelte Hauser. Er erkannte, dass namentlich aus politischen Gründen eine Heirat unratsam sei, entschloss sich, «seinem Herzen Gewalt anzuthun», und reiste Neujahr 1812 in die Heimat. Mit Jubel begrüsst — die Schilderung ist dramatischer als manches Drama — blieb er dennoch kurz und insgeheim, hinkte mit geschwollenem Fuss bis nach Möhlin (bei Rheinfelden), «und hatte von dort weg die Ehre, auf einem Bauernschlitten, neben Schweinen . . . nach Basel und dann weiter hinkend nach Bardenen (Bartenheim) zum Uebernachten zu gelangen». Er war im Besitz von französischen Papieren, und diesem Umstand hatte er es wohl zu danken, dass er nicht ähnliche Schwierigkeiten an der Basler Grenze hatte, wie einst Pfenninger an derselben Stelle.

Sechs Tage brauchte er bis Colmar und langte dort bei einem Schweizer Freunde Namens Herdener an, ohne Geld und mit zerrissenen Schuhen. Herdener verschaffte ihm unverzüglich Arbeit und auch Staub's Sohn Henri, der dasselbe Handwerk betrieb, fand sich in Colmar ein.

Als Hauser einst am Logelbach arbeitete, stand plötzlich Grob vor seinem Webstuhl.

Nach seiner Gefangennahme in Lörrach war derselbe nach Zürich transportiert worden. Dort blieb er dreizehn Wochen, ohne verhört zu werden, im Gefängnis, und wurde danach wieder nach Oberdischingen geschafft. Welchen Empfang der Graf ihm bereitete, erfahren wir leider nicht. — Oberdischingen war 1809 württembergisch geworden, und nun war Grob wieder

---

[1] Leuthy, Bockenkrieg, S. 288-9.

ins Züricher Gefängnis gewandert, wo er bis 1812 festgehalten wurde. Auf ein Gesuch seiner drei Söhne ward am 1. April dieses Jahres seine lebenslängliche Gefangenschaft in lebenslängliche Verbannung aus der Schweiz umgewandelt. Er musste Urfehde schwören und begab sich dann nach dem Elsass. Er hielt sich namentlich in Mülhausen und Bollweiler auf. In dieser Zeit führte er den erwähnten Besuch bei Hauser aus und lebte nun zehn Jahre im Oberelsass. Da lief sein Heimatschein ab und die Gemeinde Bollweiler verlangte Erneuerung desselben, oder Grob's Abreise. Einen neuen Schein erhielt er nicht, da die Knonauer meinten, er sei kein Schweizer Bürger mehr. Aber schliesslich, im Oktober 1822, wurde er, unter Rücksicht auf sein Alter und seine schwache Gesundheit, in der Heimat wieder zugelassen, allerdings unter der Beschränkung, dass er das Haus und Besitztum seiner Söhne nicht verlasse. Er hatte sich jedoch, da ein halbes Jahr zwischen dem Ablauf des Heimatscheines und dieser Entscheidung verflossen war, bereits aus Bollweiler entfernt und kehrte erst 1830 leidend nach Knonau zurück. Wo er indessen gewesen, erfahren wir nicht. Er starb am 17. Juli 1837.

Hauser war schon Ende 1812 in Begleitung des jungen Staub wieder aus Colmar gewandert und fand in Michelfeld (bei Heidelberg) Anstellung. Wegen Arbeitsmangel kehrte er aber nach zwei Jahren wieder nach Markirch zurück und begab sich dann nach Mülhausen. Es war zu der Zeit, als der Wiener Kongress tagte. Hauser erzählt: «Hier (in Mülhausen) wieder in Arbeit, vernahm ich eines Abends im Kosthause, die Bürger ständen so wunderlich beisammen und lispelten sich etwas in die Ohren, jedoch wolle niemand mit der Sprache heraus. Den folgenden Morgen löste sich aber das Rätsel. Eine königliche Proklamation, an dem bekannten Eselseck[1] angeschlagen und schon mit Kot beworfen, besagte, dass Napoleon, ab der Insel Elba, in Frankreich gelandet und als Hochverräter erklärt sei. Eine ungemeine Freude der Einwohner liess sich hierbei spüren . . . Am hohen Donnerstag erscholl die Kunde, Napoleon sei in Paris eingezogen. Die ganze Nacht ward unsinnig gelärmt, und man hörte in drei Tagen noch ganz heiser gewordene Knaben «vive l'Empereur» schreien. Nicht lange hernach folgte eine Kriegserklärung der anderen. Die Mehrheit des Volkes, ausser der geschwächten Armee, erschrak, des Krieges müde, denn der Nationalwille vermochte keine Gesamtkraft zu gebären. Die Schweizer waren ihres Neutralitätsbruchs wegen verhasst . . . Nun trat auch für mich bald

[1] Heute Tuchladen During.

Mangel an Arbeit ein.» Inzwischen hatte er gelesen, dass der Kongress für alle schweizer politischen Verbrecher Amnestie habe ergehen lassen. Im Vertrauen darauf machte er sich sogleich auf die Heimreise. Aber kaum in seiner Heimat Schönenberg bei Wädenschweil angelangt, ward er arretiert und wieder in den Oetenbach geworfen. Er durfte eine Rechtfertigung an den Rat aufsetzen und bat darin dringendst, man möge ihn in der Heimat sein Gewerbe ausüben lassen. Nach sechs Wochen wurde er dann verhört und dazu verurteilt, noch sechs Monate im Zuchthause zu bleiben, dann aber, auf zehn Jahre ohne Aktivbürgerrecht u. a., in seiner Gemeinde eingegrenzt zu leben.

So geschah es. Er versuchte in seinem Heimatsort eine Tuchfabrik anzulegen, hatte aber kein Glück damit, da die Erfindung von Maschinen die Handspinnerei zu erdrücken begann. Er lebte daher im Sommer als Landwirt und sass nur im Winter am Webstuhl; ausserdem verdiente er durch sein Geigenspiel nicht unbedeutend. Beim Tode seines Vaters konnte er dessen Anwesen kaufen, und, fast ein Wunder, «blieb bei seinem übernommenen Pfade».

Der Tag von Uster (22. November 1830), wo das freie Verfassungswerk im Kanton Zürich durch Nehracher, Vater Bodmer und Pfenninger 1794 begonnen, auf eine Anregung eines Sohnes des letzteren hin, in allbefriedigender Weise vollendet wurde, war ein Glanzpunkt in seinem Leben. «Als die Glocken zu der feierlichen Versammlung riefen, fuhr ein Schauer durch mein Herz und meine Thränen benetzten die Erde.»

Conrad Hauser starb den 16. August 1858, 84 Jahre alt, in Schönenberg, wo die Lesegesellschaft ihm auf dem Friedhof einen Denkstein setzte.

Wenige Monate nach dem Tag von Uster, im März 1831, erliess der neue Rat von Zürich eine allgemeine Amnestie für die politisch Verfolgten. Von den uns weiter Bekannten nützte sie nur Syz; von Trüb, Gugolz u. s. w. hören wir nichts mehr. Desto besser sind wir über Syz unterrichtet.

Er war zunächst nur kurz in Hohwald geblieben und schon im Sommer 1810 durch Staub's Vermittelung Lehrer in Eckkirch geworden. Der Krieg mit seinen Einquartierungen aber machte sein scheinbar gegründetes Glück wieder zunichte. Voll Unmut kehrte er daher 1815 «wieder zu seinen Hochwäldern» zurück, bis er sich 1818, auf Wunsch, wieder nach Eckkirch wandte. Dafür, dass er die reformierten Kinder der Gemeinde der französischen Schule überliess, die neu gegründet worden, erhielt er «von einem reichen Herrn jährlich einen fixen Gehalt von 100 Franken». So war er geborgen, bis im April 1830 Karl X.

statt des deutschen den französischen Unterricht gebot. Bezeichnend für die Verhältnisse im Wasgau noch vor zwei Menschenaltern, oder besser gesagt, 180 Jahre nach der Annexion des Landes durch Frankreich: Syz musste, nachdem er 25 Jahre lang Lehrer im Elsass gewesen, diese Stelle nun aufgeben, da er nicht französisch konnte. Er fand Aufnahme bei einem Freunde in Heilig-Kreuz bei Markirch, bis 1831 die Amnestie erfolgte. Der Siebzigjährige und seine Gattin eilten nach Affoltern zurück. Ihr Haus war verkauft. «Der Frau war freilich der Winkel im Haus anbedungen; der alte unglückliche Syz aber wurde herausgestossen», und fristete sein Dasein noch sechs Jahre lang. 1837 starb auch er.

Eine ganz unerwartete Wendung nahm Staub's Schicksal. Als ein Bekannter des wundergläubigen Lavater, war er nach seiner Uebersiedelung nach Markirch bald der Mittelpunkt der dortigen reformierten Gemeinde und seine Wohnung ein Versammlungsort für ihre Mitglieder geworden. Namentlich im Jahre 1805 nahm Staub eine leitende Stellung unter seinen Glaubensbrüdern ein, als sie ohne Geistlichen waren, und sich kein Bewerber um die verwaiste Stelle fand. Staub setzte sich mit auswärts in Verbindung, und schliesslich fand sich ein neuer Seelenhirte in der Person des in der Pfalz thätigen Pfarrers Jean-Frédéric Fontaine. Dieser Mann, dessen Persönlichkeit ein gewisses Dunkel umgibt, gelangte bald in den Ruf eines wunderthätigen Gotteskindes, so dass die bekannte Baronin von Krüdener, als sie von Jung-Stilling im Jahre 1808 zu Oberlin ins Steinthal gereist war, ihm einen Besuch abstattete (5. Juni 1808). Fontaine's Ruf war namentlich auch durch seine Uebereinstimmung mit der seit kurzer Zeit in Markirch wohnenden schwäbischen Prophetin Maria Kummer gesteigert worden. Durch letztere wurde Frau von Krüdener derart gefesselt, dass sie nun ebenfalls in Markirch blieb. Dass Staub in dieser Zeit im regsten Verkehr mit den Schwärmern stand, ist als Thatsache anzunehmen, wenn auch nur wenige Einzelheiten darüber bekannt sind. Der einstige Anhänger von Freiheit und Gleichheit wurde ein Jünger der «Herrgöttin», und zwar einer ihrer begeistertsten Anhänger. Andererseits dürfte aber auch der Arzt von erheblicher Bedeutung für den Einfluss gewesen sein, den die Kummer auf Frau von Krüdener in der Folge ausübte. Denn er glaubte an die Wahrhaftigkeit ihrer Zustände und bezeichnete sie als: «Somnambulisme! magnétisme animal! . . . mesmérisme! . . .»[1] Wenn Staub so seine akademische Bildung dem

---

[1] Leider kam mir das Buch von Mühlenbeck, wo S. 101 obige Worte zitiert sind, zu spät zu Gesicht, als dass ich mich beim Verf.

Mystizismus zum Opfer brachte, so leistete er andererseits mit seiner praktischen Erfahrung der Marquise von Ochando, einer Stieftochter der Frau von Krüdener, einen sehr realen Dienst, indem er ihr die Pflichten des Arztes bei der Geburt eines Knaben leistete (15. August 1808). Ihr Gatte war damals Gefangener in Lützelstein, und sie war ihrer Mutter in dieser schweren Zeit nach Markirch gefolgt.[1] Sie nannte sich in Markirch «Isabella» und figuriert auch unter diesem Namen im Geburtsakt. Derselbe ist von Staub mit unterzeichnet. Die Verbindung mit der Kummer führte Frau von Krüdener und ihre Anhänger alsbald auf den Weg der praktischen Verwirklichung ihrer Ideen von der christlichen Idealgemeinde, und schon damals machte sich neben anderem besonders der Gedanke geltend, die Türken zu bekehren, der bekanntlich in den Bestrebungen der «Sonnenfrau» eine grosse Rolle spielte. Staub war es, der ihn vor allem aufnahm, und durch die That zu vollenden beabsichtigte. Vorderhand aber steigerte man sich gegenseitig in den schwärmerischen Ideen. Auch diese politisch so harmlosen, im Vogesenthal auf den persönlichen Verkehr mit Gott und auf den Weltuntergang harrenden Fremdlinge entgingen dem Schicksal nicht, von den ausserhalb stehenden für Spione gehalten zu werden! Auf das Weltende deutete u. a. auch eine ausserordentliche Kälte, der auch Staub's Reben zum Opfer fielen (Januar 1809). So wollten die Gläubigen wenigstens in einem vollchristlichen Leben die Erfüllung erwarten, und ersahen zu diesem Zweck das Schloss von Bönnigheim in Württemberg sowie die nahe dabei gelegene Besitzung Catharinenplaisir. Am 12. Februar 1809 verliessen sie Markirch. Auch Staub folgte ihnen alsbald, kehrte indess nach kurzer Zeit wieder ins Leberthal zurück.

Für das Folgende sind wir auf Vermutungen angewiesen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass Staub an den Versammlungen, die in Basel und auf dem Landgut der Frau von Berckheim, einer anderen Tochter der Baronin v. Krüdener, in Grenzach-Horn bei Basel längere Zeit hindurch abgehalten wurden (1815 und 1816), ehe die Krüdener ihren Missionszug durch die Schweiz unternahm, teilgenommen hat;[2] ja, es ist

nach der Quelle, der er dies und anderes entnahm, hätte erkundigen können.

[1] Warum Mühlenbeck (S. 109) durchaus bestreitet, dass das Paar damals schon verheiratet war, ist mir nicht überzeugend klar geworden. Die erfolgreichen Bemühungen der Frau v. Krüdener, die Befreiung des Offiziers zu erlangen, deuten auf das Gegenteil. Damit wäre Fontaine von einer Täuschung der Behörde entlastet. (Mühlenbeck S. 109.) Vgl. auch S. 111, Anm.

[2] Nach Erkundigung des Herrn Pfr. Bieler war er nur bis 1815 in Markirch.

nicht ausgeschlossen, dass er sich bei diesem Zuge in ihrem Gefolge befand. Jedenfalls unterstützte er im Jahre 1817 ihre Bestrebungen, und erliess ein Circular, anscheinend um Begeisterung für die Auswanderung nach Russland zu wecken, wo Alexander I. in der Nähe von Odessa den in Deutschland und der Schweiz gar nicht oder nur ungern geduldeten Mitgliedern des heiligen Bundes Niederlassungen zugestanden hatte. Auch hatte sich Frau v. Krüdener in der Zwischenzeit noch einmal im Steinthal aufgehalten (1814).

Staub ist der Energie, womit er für die Verwirklichung der längst gefassten Ideen eintrat, zum Opfer gefallen. Er sammelte beim Eintritt einer Teuerung thatsächlich eine Schar Auswanderer um sich, die all ihr Hab und Gut verkauften, und mit ihm gen Osten zogen (August 1817). Er mochte sich dabei aber zu sehr auf die Weckung mildthätiger Begeisterung in den Gegenden verlassen haben, welche sie berühren würden, und wahrscheinlich war der Erlös für den verkauften Besitz in die Kasse der Propaganda des heiligen Bundes, d. h. der Frau v. Krüdener geflossen, und von dieser in der Schweiz an Arme verteilt worden. Auch waren nicht alle mit den nötigen Papieren versehen. So kam es, das schon in Ulm einige Missvergnügte sich von ihm trennten. Weiter hören wir nichts von diesem Zuge, der augenscheinlich nach Südrussland gerichtet war. Staub erreichte das Ziel anscheinend nicht: er starb in Bukarest. Ob er sich hier niedergelassen, ist zweifelhaft. Doch deutet darauf die Thatsache, dass eine seiner Töchter einen dortigen Apotheker heiratete.

Der Beruf des Arztes erbte sich in Staub's Familie bis auf den heutigen Tag, durch fünf Generationen, ununterbrochen fort. Sein Sohn war Arzt in Rappoltsweiler; dessen Sohn Arzt in Colmar, und dessen Sohn, also Staub's Urenkel, ist von einer gewissen Bedeutung für Rappoltsweiler geworden, indem er das Carolabad daselbst gründete. Ein Sohn dieses Urenkels von Staub ist noch heute als Arzt im Elsass thätig, und auch sonst sind Nachkommen des ehemaligen Schweizer Arztes und Verbannten im Elsass nachzuweisen. Staub's Bibliothek, die viele theologische Werke enthält, ist noch in Markirch vorhanden. —

Aber noch ein weiteres und wohl wichtigeres Andenken an Staub besitzt die Gemeinde Markirch: seinen Weinberg, den Anfang des Weinbaus in jener Gegend. Er verdankt seine Entstehung der religiösen Schwärmerei, indem ein württembergischer Pietist Namens Schneidhuber sich in Markirch niederliess und Staub auf den Gedanken brachte, Reben zu pflanzen. Dies Grundstück gehört noch heute Nachkommen des

Arztes; dass man dem Begründer des Rebbaues Dank für seine Unternehmungslust wusste, geht wohl aus folgender traditioneller Antwort hervor, die ein Markircher dem anderen zu geben pflegt, der da nach dem Erfolg der Herbstlese in einem geringen Jahre fragt: «Het's viel gereicht?» — «Nein», antwortet der Gefragte; «es hätt' nit emol de Staub nass gemacht.» —

Für den Freund des Elsasses und elsässischer Geschichte dürfte das Bewusstsein einen gewissen Reiz haben, dass die freundlich gelegenen Dörfer an den sonnigen Rebhügeln, dass das gewerbreiche Leberthal und die prächtigen Wälder der umgebenden Berge in den wirrsten Zeiten einer grossen historischen, schreckensreichen und blutgetränkten Epoche das ersehnte, mit erleichtertem Aufatmen begrüsste Asyl so vieler wackerer Männer gewesen ist, deren politischen Bestrebungen die Entwickelung der Geschichte Recht gegeben hat.

Erscheinen uns die Flüchtlinge des Jahres 1795 wohl als die reiferen, besonnener handelnden, so wird man unwillkürlich auch den so schwer verfolgten, oft etwas mehr abenteuerlichen Männern von 1804 die Teilnahme nicht versagen.

Die Energie und der Wagemut, die Kraft und die Ausdauer, womit sie sich allen Hindernissen zum Trotz, durchschlugen, sind dazu angethan, sie uns menschlich ebenso nahe zu bringen, wie ihr Hang zur Freiheit, ihre Sehnsucht nach dem Vaterland und ihre romanhaften Erlebnisse, die wir hier nicht erschöpfend darbieten konnten, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu lenken geeignet sind.

Aber auch der Kulturhistoriker findet in den begleitenden Umständen manches, was das Bild jener Zeiten vervollständigen dürfte. Die scharfe Grenzbewachung, die Zustände in den Gefängnissen noch zur Zeit unserer Urgrosseltern, schliesslich die Leichtigkeit, mit der es den Freunden gelang, sich in einer ihrer Vergangenheit entsprechenden Weise zu bethätigen und so den Unterhalt zu verdienen, sind Züge, die bei der Betrachtung dieser Patriotenschicksale besonders hervortreten.

Schon die gegebene Schilderung bietet einen Ueberblick in dieser Richtung. Viel reicher aber ist die Quelle, die dem Leser der betreffenden Biographieen selbst entgegenströmt.

VIII.

Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

Ludwig Spach.

Herausgegeben von F. X. Kraus.

(Fortsetzung).

Er zog ab unverrichteter Sache, doch es hatte dabei nicht sein Bewenden. Wieder nach einem sehr kurzen Intervalle kam er in Breitenbach angefahren, stürzte in mein Zimmer. «General Foy ist auf seinem Elsässer Triumphzug in Münster angekommen, wohnt bei den Hartmann. Man will ihn ausserordentlich fetieren. Du sollst eine Ode zum Willkommen dichten. Ich soll dich nicht verlassen, bis du die wenigen Verse improvisirt; ich führe dich mit mir nach Münster.»

Deutsche Verse zum Lob eines französischen Generals und Deputirten? —

«General Foy versteht deutsch — ich bitte dich, keinen Einwurf.» Ich warf die verlangten Strophen aufs Papier und eilte mit Lebert und meiner Improvisation nach Münster. Im Salon trafen wir bereits die drei bis vier Damen des Hauses, die ältere Gattin des Herrn Fritz Hartmann, neben ihr die prachtvoll üppige Gemahlin Herrn Henri Hartmanns, eine jugendliche blendende Pfarrerstochter, die zweite Frau Herrn Jakob Hartmanns und ihre blühende rosenwangige Stieftochter, beide letzteren fast in gleichen Jahren. Eine ausnehmend wohlwollende Aufnahme wartete meiner; ich theilte dem Hausherrn zu vorläufiger Lektüre in einer Salonbrüstung den Willkommensvers mit

und mischte mich dann unter die geladenen Gäste. Es war ein feierlicher Augenblick, als General Foy hereintrat, eine ernsthafte Physiognomie, von den Kriegsstrapazen und den Erschütterungen der Tribüne schon vor dem höheren Alter angegriffene Züge. Selbstverständlich waren alle Blicke auf ihn gerichtet, mit männlicher Grazie, in erhabenem Verhalten bot er der ältesten Dame des Hauses den Arm, an der zahlreichen Tafel herrschte die in der besten Gesellschaft angenommene Sitte des geräuschlosen Gespräches, nur zuweilen unterbrochen durch eine Oberländerintonation des Gründers der Baumwollenfabrik, des Altvaters der drei Brüder Hartmann, der sich vom «Färber» zu einem der ersten Industriellen des Elsass emporgeschwungen. Über das günstige oder unbedeutende Resultat meiner «Ode» war ich nicht ganz ohne Verlegenheit, liess mich indess vom Genuss der fürstlichen Tafel nicht abschrecken. Beim Dessert erhob sich Herr Fritz Hartmann, und gegen den gefeierten Gast gewendet, las er mit volltönender Stimme und mit richtigem Ausdruck das etwas emphatische Lobgedicht. Ein donnerndes Vivat erscholl, der Hausherr nahm mich, den schüchtern erröthenden konfusen Jungen bei dem Arme, führte mich zu dem General, der mir ebenfalls durch einen herzlichen Händedruck und in bündigen Worten seinen Dank ausdrückte. Entfallen ist mir jede Rückerinnerung an diesen Augenblick ; nur so viel weiss ich, dass ich betäubt und stotternd dastand und mich wieder nach aufgehobener Tafel unter den Gästen verlor. Da aber war für mich das Beste aufgehoben. Ich sah einen würdigen Greis auf mich zukommen, den Herrn Metzger, den Schwiegervater des Hausherrn. Es hatte derselbe in den letzten dritthalb Dezennien eine nicht unwichtige politische Rolle im Elsass gespielt, die Ceremonie der Einverleibung Mülhausens in die französische Republik als delegirter Regierungskommissar vollzogen; er hatte im Rathe der Fünfhundert gesessen und in der protestantischen Kirche eine Stellung eingenommen. Um die Zeit der Durchreise General Foys war er Mitglied des Direktoriums. Herr Metzger nahm mich als einen der nächsten Verwandten seines Hauses in Anspruch, erklärte mir den Grad der Angehörigkeit meines Vaters zu den patrizischen Häusern von Colmar und versprach mir zum Belege seiner Angaben einen speziellen Stammbaum zu verfertigen, worin er denn auch treulich Wort hielt. Diesem Theil seiner Anrede hörte ich nur unaufmerksam zu, fand mich aber in meiner Poetennatur nicht wenig geschmeichelt, als er mir panegyrisch den Inhalt meiner Verse wiederholte und bei alledem meine Hand nicht aus der seinen liess. Es war einer der schönsten Abende meines wie oft getrübten Lebens. Lebert war zehnmal mehr beglückt als ich;

er nahm die Komplimente der Umstehenden für sich in Anspruch, er hatte mich ja eingeführt, ihm war ja die Idee zu diesem Gipfelpunkt der Festscene zu danken, und als er mich an den Wagen begleitete, der mich in später Nacht zu Spenles stiller Wohnung zurückbringen sollte, rief er mich an seinen Busen drückend aus: «Wie reich bist du durch zwei Worte!»

Nun muss ich aber zu meiner Beschämung bekennen, wie wenig zuvörderst ich es verstanden, diese erste Gunst des Augenblicks auf eine ganz legitime Weise zu benützen! Der folgende Tag war zu einem glänzenden Landfeste in dem Bauernhause bestimmt. Illumination der Alleen des Waldparks und Feuerwerk sollte dem ersten improvisirten Empfang des Generals und Volksvertreters die Krone aufsetzen. Mit einiger Befriedigung konnte ich der Strophen gedenken, die ich von dort aus an Frau Hartmann gerichtet, hatten sie doch zu einer weitern Einführung in die Familie Gelegenheiten geboten; es waren die «Schwarzenburg» und die «Schweizerhütte» für mich eine poetische Errungenschaft. Nun, statt zur Festlichkeit mich einzufinden, zog ich vor, mit einer Bande jugendlicher Genossen an demselben Mittag eine Bergtour zu unternehmen; war doch in dieser «bürgerlichen» Gesellschaft das schöne Geschlecht von Münster reichlich vertreten; glaubte ich doch den vielfach erwiesenen Freundlichheiten gegenüber diesen Tribut der Anhänglichkeit zu schulden. Genug! ich drehte der von Lebert geplanten und herrlich ausgeführten Opernscenerie im Waldraum den Rücken. Beim Eintritt der Nacht sahen wir indess von einem Höhepunkt aus durch das schmale Thal von der Schwarzenburg getrennt die farbigen chinesischen Lampen durch das Dunkel herüberschimmern, Raketen und Leuchtkugeln emporsteigen, mit den Gestirnen des Nachthimmels auf Momente sich verbinden und Feuerräder die Waldbäume mit glühenden juwelenartigen Funken bestreuen. Bis zu uns herüber tönten die Blasinstrumente des ländlichen Orchesters. Wie der Freund sich meines Sängersonnettes gefreut, konnte ich mir auf der Stelle denken, wie die Anordnung dieser feenhaften Scene ihm Lob und Ehrenbegrüssung eintragen müsse; mit doppelter Befriedigung kehrte ich in meine entfernte Thalklause und zwar in der vollsten Ueberzeugung, dass auch nicht eine Seele, den nähern Freund ausgenommen, des linkischen Fremden gedacht oder gar ihn vermisst hätte.

Noch einmal traf ich den General bei dem damaligen Maire von Münster, einem Freund und Verwandten der Hartmann, und wechselte einige Worte mit dem Gefeierten. Im Namen einer immensen Mehrzahl meiner Mitstudirenden der Rechtsfacultät glaubte ich zur Aeusserung verpflichtet zu sein, dass die

patriotischen liberalen Reden des Deputirten in der Brust der Strassburger und Elsässer Jugend einen einstimmigen Widerhall fänden. Es war der Wahrheit gemäss, allein auch eine royalistisch-katholische Jugend war im Hörsaal des Herrn Thieriet de Luytan vertreten; darüber glitt ich hinweg. Der nebenanstehende Herr Metzger bekräftigte meine Worte. So jung ich war, konnte ich doch sehr leicht durchsehen, wie um den Volkstribunen nur in der industriellen Atmosphäre sich ein Hoflager bildete.

Von diesen für mich verheissungsvollen genussreichen Tagen ab war ich ein gern gesehener Gast im Hause von Fritz Hartmann und fand in der «Schöpferin» des Schlosswaldes eine von Kränklichkeit etwas gedrückte, aber liebevolle Dame, die mich in meiner naiven Erscheinung nicht ungern sah und mich für künftige Ferien ermunternd einlud. In der letzten Hälfte des Septembers komponirte ich im Verlauf einer kurzen Woche ein erzählendes Gedicht: das «Reh von Schwarzenburg», eine nicht ganz missglückte Nachahmung Byronischer Poesien; die herrliche Lokalität bot die Unterlage, Lyrisches und Beschreibendes war etwas vorherrschend, ich erlaubte mir eine kecke mit üppigen Farben gedrängte traumartige Metamorphose mit dem Rehe vorzunehmen. In Münster wurde das unreife Gedicht sehr nachsichtig aufgenommen, selbstverständlich von Lebert und den Näherstehenden hochgepriesen, in die Wolken erhoben. Als ich aber in Strassburg damit hervorzutreten mich unterfing und es einer vor wenig Jahren verheiratheten Professorin unbefangen zu unterbreiten wagte, erfuhr ich herben Tadel von beiden Ehegatten, die mich bis dorthin in grosser Intimität aufgenommen und schon meinen vorjährigen Versuchen mehr als billig Beifall gespendet. So hatte ich dieser herzguten Familie ein didaktisch beschreibendes Gedicht, «Hippodrom» betitelt, vor meiner Abreise nach Lausanne mitgetheilt. Der Form nach war es eine Reminiszenz des Liedes von der Glocke; einiges schwunghaft und nicht übel gerathen, das ganze ungleiche Schüler- und Dilettantenarbeit. Diesmal wurden wie bei dem Reh von Schwarzenburg die Wielandschen Anklänge tüchtig blamirt, und der Hausherr sagte mir gerade heraus, wie seine Frau sich sofort missbilligend gegen mich ausgesprochen und er mir anrathe, nur den keuschen Musen zu opfern.

Ich wurde etwas, doch nicht ganz eingeschüchtert und fing in petto an, mich gegen den Puritanismus meiner Mitbürger aufzulehnen. Noch jetzt hege ich die Ueberzeugung, dass in dem Gedicht Erfindung sich mit glühendem Kolorit verband und nur die Beschneidung allzu üppiger Sprösslinge vonnöthen war, dem Ganzen vor bald sechzig Jahren eine nicht ungünstige

Aufnahme zu erringen. «Die ungeregelten Klänge auf den Saiten einer Guitarre reichen nicht hin, den Dilettanten zum Musiker zu stempeln», sagte mir später Edouard Verny, als ich ihm ein andres ebenfalls längeres halb erzählendes, halb lyrisches Gedicht (Byrons Tod zu Missolunghi) mittheilte.

Verny's für mich unvergesslicher Name trifft zuvörderst mit meinem Aufenthalt in Breitenbach zusammen. Die frühere Begegnung bei Hepp war nur oberflächlich, er besuchte mich auf einige Tage im Tusculum des Münsterthals und kettete mich durch seinen lebhaften ächt französischen Esprit und seine deutsche Herzlichkeit für alle Zeiten an sich. Ich wusste es ihm zu Dank, dass er sich als unnachgiebiger Aristarch benahm, und durch die Einführung in sein Familienheiligthum, bei den vielseitig gebildeten Eltern, verlebte ich ebenfalls zu Colmar bei den einigemal sich wiederholenden Durchreisen segenspendende Stunden. Gedanken und Resultat gegenseitiger Lektüre wurden ausgetauscht, wobei schwer zu sagen, wer der Gebende, wer der Empfangende. Verny hatte vieles vor mir heraus; der frühe Umgang des kaum dem Knabenalter entwachsenen herrlichen Jünglings mit den politischen Freunden seines Vaters gab ihm über mich, den um 3 Jahre Aeltern, ein Uebergewicht; meine Kenntniss der deutschen Literatur dagegen war gründlicher als die seine und ich ebenso unnachgiebig als er, im Disputiren stählten sich die Klingen unsrer Dialektik. Meine eigenen Uebungen kamen dabei nicht in Betracht; wenn er etwas in petto gut hiess, hielt er es an sich, er war ein guter Mentor.

Meine lyrischen Produkte, die von diesem ersten Aufenthalt im Münsterthal herrühren, waren meist elegischer, bisweilen ironisch-humoristischer Natur. Einiges hat sich in meinem erst im Jahr 1839 bei Heitz ausgegebenen Bändchen «Gedichte von Ludwig Lavater» erhalten.

Der Abschied von Breitenbach fiel mir schwer; ich hätte den Schmerz nicht so leicht überwunden, wäre mir nicht ein späterer Herbstbesuch in Ittenweiler noch übrig geblieben. Lebert geleitete mich nach Colmar, im Gasthof zu den drei Königen brachten wir noch einen Tag in wirklich elegischer Stimmung zu; ich schied von ihm, schriftliche und musikalische Andenken mit mir nehmend. Von Schlettstadt aus nahm ich ein einfaches offenes Wägelchen nach St. Peter und zog mit Sack und Pack Mittags auf dem Landsitz der Familie Coehorn ein. Dort wohnte ich zuvörderst wieder einer Abschiedsscene bei. Hohe Berliner Verwandte waren im Begriff abzureisen; ich war froh, nicht früher unangekündigt gekommen zu sein. So fügte es sich leidlich. Meine Ankunft war selbstverständlich kein Ersatz

für die fortziehende Tante, doch war es keine unerwünschte Zerstreuung. Eugen, der älteste Sohn, war herzlich, hatte mir manches mitzutheilen, den andern Mitgliedern des Hauses brachte ich einen Theil meiner poetischen Improvisionen aus dem Münsterthale mit; die Verse an General Foy fanden vollen Beifall, obgleich man eben nicht liberal im landläufigen Sinne des Wortes gestimmt war. Bald darauf traf der nachmalige Deputirte und Maire von Strassburg Herr Fritz von Türkheim mit seiner Gemahlin (eine geborene von Degenfeld) ein, ich musste meine patriotische Anrede wiederholen; diesmal fiel sie auf ungemein günstigen Boden, und ich gewann durch den ungetheilten Beifall, der von dem Herrn und der Dame mir gespendet wurde, mit einem Schlag 100 Procent in der Meinung der gastlichen Familie. Meine Lage war in diesem Zirkel nicht mehr ganz dieselbe wie vor etwa vier Jahren. Man mochte mich, den damals kaum Siebzehnjährigen, beinahe wie einen Knaben gleich den Söhnen des Hauses behandeln, das liess sich jetzt nicht mehr thun. Ernsthaft suchte ich die Schuld der Gastfreundschaft durch etwas, das einem Sprachunterricht gleichkam, abzutragen; es konnte nicht als Aequivalent angenommen werden, bezeugte aber den besten Willen des «Präzeptors»; dann wollte ich in der überaus pittoresken Lokalität ein halb legendenartiges, halb historisches Denkmal stiften. Die Komposition des Rehs von Schwarzenburg hatte mich auch meine improvisirende Arbeitskraft kennen gelehrt, ich nahm als Unterlage eine Tradition, welche einem Ritter des Deutsch-Ordens die Gründung des Klosters Ittenweiler zuschrieb, und baute darauf ein erzählendes Gedicht, das ich in weniger als einem halben Monat zu Stande brachte. Die tägliche Arbeit las ich Abends vor. Es war mir durch die weiblichen Bestandtheile der Familie das selbstverständliche Gebot auferlegt, hier nicht in die Regionen des Rehs von Schwarzenburg überzuschweifen, streng sittlich und doch nicht langweilig zu sein. In der Zueignung konnte ich mich gewissenhaft also äussern:

> Wenn ich von Kindesliebe hier gestammelt,
> Von Freundschaft und Natur und Pflichtgefühl,
> Was vor mir lag, ich hab es nur gesammelt,
> Und nur zum Nachklang wird mein Saitenspiel.
> Der Abendkreis am freundlichen Kamine,
> Der Saiten Klang und des Gesanges Chor,
> Der nahen Berge zauberhafte Bühne,
> Sie riefen leicht dies flücht'ge Lied hervor
> O nehmt sie gütig auf des Sängers Zeilen! etc.

Das übrige entfällt mir in diesem Augenblick. — Genug, «Idas Weiler» fand zuerst in engern, dann in weitern befreun-

deten Kreisen gefällige Aufnahme. Professor Arnold, dem ich im Coehorn'schen Hause meine Komposition vorlas, zeigte sich nach einiger Detailkritik befriedigt, war aber im Ganzen nicht gerade ermuthigend für meine deutschen Versuche, indem er meine Carrière in Frankreich berechnend, die germanisch-poetische Tendenz eher als störend ansah. Hätte ich ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen gesucht, ihm den glücklichen Ausgang seines «Pfingstmontags» vor Augen gehalten, da hätte er mir mit gerechtem Selbststolze geantwortet: non omnia possumus omnes und den Umstand betont, dass ein Lustspiel in Strassburger Mundart unter dem Patronat von Goethe und bei dem Wohlthätigkeitszweck, zur Beisteuer für die im Krieg von 1815 verbrannten Dörfer beizutragen, mit ganz besondern Glückschancen in die Oeffentlichkeit trat. Was boten dagegen lyrische deutsche Verse eines unbekannten Studiosus?

In Ittenweiler hatte ich im Laufe des Oktober eine Anzahl von lyrischen und humoristischen Ergüssen in mein Portefeuille niedergelegt und fuhr später, die Abmahnung Arnolds nicht beachtend, in demselben nicht befruchtenden Fahrwasser fort. Anspielungen auf meine Verhältnisse mit der gastfreundlichen Familie erlaubte ich mir nicht, oder wenn ich es ausnahmsweise that, so geschah es in dermassen mysteriösen Ausdrücken, dass auch der strengste Puritaner keinen Stoff zu Tadel oder zu näherem Verständniss gefunden hätte. Durch den Aufenthalt und das Leiden in Dettweiler war ich gefeit, fürchtete mich über die Massen vor dem, was die Franzosen mit unübertrefflichem Ausdruck als «ridicule» bezeichnen, und sah die ausgezeichneten jungfräulichen und weiblichen Wesen des Hauses aus unerreichbarer Ferne, mir eher fremd als irgend welche Zuneigung verheissend gegenüberstehn. Auch in spätern analogen Verhältnissen hat mich ein derartiges Gefühl begleitet und mir über Verlegenheiten hinweggeholfen, die ich dem einfachen Naturinstinkte folgend nicht so leicht überwunden hätte. An einem andern Wendepunkt meines Lebens, etwa ein Dezennium später, gelang es mir nicht mehr so leicht, und ich hatte es bitterlich zu bereuen, meinen Grundprinzipien untreu geworden zu sein.

Ein ungezwungener Ton herrschte übrigens auf dem Landsitze, die temporäre Gegenwart oder der Besuch einiger adligen Nachbarn that demselben keinen Eintrag. So verkehrte fast allabendlich während der Herbstferien ein westphälischer Edelmann, Baron von Vrinz, in Ittenweiler. Er war der Inhaber eines hübschen Schlosses mit Garten im nahen Sankt Peter und als Spielkonsorte in der Familie Coehorn sehr geschätzt. Dem Maltheser-Orden hatte er einige Dienste geleistet, war mit

dem Ritterkreuze geschmückt und mochte in Westphalen über ein ziemlich bedeutendes Vermögen schalten. Wollte man die älteste Tochter des Coehornschen Zirkels etwas necken, so wurde auf mögliche Verbindung der jugendlich blühenden mit dem bereits dem höheren Alter sich nähernden Baron angespielt. Nun, es werden in allen Kreisen der Gesellschaft Heirathen gestiftet, nicht unsinniger als die vorliegende sich erwiesen hätte; jedoch machte solcher Nörgelei immer ein gegenseitiges Lachen ein schnelles Ende.

Zu Mystifikationen war man im muntern Kreise auch nicht ungern aufgelegt, und da ich eine gute Dosis naiven Zutrauens in die Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit der andern mit mir herumtrug, wurde ich einigemal die Zielscheibe oder Mittelpunkt solcher possenartiger Streiche. Wir hatten uns, Eugen von Coehorn und ich, einmal auf dem Heimwege von Barr oder Mittelbergheim erlaubt, an dem äussern Rebwege einige reife oder unreife Beeren abzustreifen; man wollte mich an nächstfolgenden Tagen überreden, es sei von den Maires besagter Kommunen eine Vorladung eingekommen zum Kostenersatz. Einen kurzen Augenblick ging ich in die Falle, aber dieser Moment und meine verlegenen Züge waren hinreichend, eine homerische Lachexplosion hervorzurufen. Mein treuer Freund und Begleiter hatte sich selbstverständlich dem Komplotte des häuslichen Kreises angeschlossen.

Für ein anderes Schelmenstück war eine komplizirtere Inszenirung benöthigt. Man erwartete eine vornehme holländische Familie; der Vater ein retraitirter höherer Beamter von Batavia, und zwei erwachsene Töchter. Eines Nachmittags stürzte einer der muthwilligen Gebrüder in mein Zimmer: Komm schnell hinunter, die X... sind verfrüht angekommen; unsere Schwestern machen in Stotzheim Besuche, bis sie herbeigeholt, lässt Mama in den Salon bitten, du trägst zur Unterhaltung bei. Nichts Schlimmes ahnend, stürme ich mit Eduard hinab, bleibe indess betroffen an der Thüre stehen, als ich zwei seltsam gekleidete Frauenzimmer mit dem Rücken gegen mich gekehrt am Kamine bei der Dame des Hauses und eifrig sprechend, sitzend erblickte und vom niederländischen Vater keine Spur. Auch diese gut angelegte Mystifikation war von kurzer Dauer, die zwei barock verkleideten Fräuleins konnten sich nicht beherrschen, drehten sich herum, und ihre Schadenfreude über die gelungene Fastnachtsscene röthete mehr als das Kaminfeuer ihre Wangen. Ich ergab mich ohne allzuvielen Kummer in meine Rolle und lachte mit; was mich aber einigermassen ärgerte, das war nach der reellen Ankunft der Niederländer das Auffrischen der Posse à mes dépens. Ich behaupte nicht, dass solche gesell-

schaftlichen Scherze streng zu verpönen seien, in einsamem Landleben lassen sich dafür gültige Entschuldigungen anführen, nur glaube ich nicht, dass öftere Wiederholung mit wirklich generösen Gesinnungen auf die Länge bestehen könne. Die älteste Tochter, das liebevollste Glied der Familie, gestand mir in spätern Jahren, als sie temporär aus ihrer zweiten Heimath Livland die Vatererde wieder betrat, dass «ich doch allzu gut und zu wenig nachtragend gewesen sei» und dadurch den erfindungsreichen Boshaften allzusehr die Hand geboten habe. So viel ist gewiss, dass ich durch jetzige Erfahrungen gewitzigt und gepanzert schwerlich das Gleiche wieder hinnehmen würde.

Anfangs November kehrten wir nach Strassburg zurück. Von den entblätterten Wäldern nahm ich einen wehmüthigen Abschied. Im Vaterhaus traf ich Spenle und lebte mit ihm die schönen Ferientage noch einmal durch. Er ist mir ein treuer Freund geblieben und trug dieselbe Zuneigung auf Verny und Stahl hinüber. Mit Letzterem unternahm er im Mai und April 1822 einen wahrhaft aventurösen Ausflug auf den Belchen. Es ist jammerschade, dass häusliche gestörte Verhältnisse ihn zu industrieller Carrière trieben, worin er im Grund verkümmerte und, da ihm das rauhe Klima des Münsterthals nicht zusagte, mit verfrühtem Tode abging (1837).

Im Laufe des Winters 1821/22 ging ich je mehr und mehr in der aristokratischen halb deutschen halb französischen Gesellschaft auf, wurde von der vorsorglichen Frau von Coehorn dem Präfekten Baron von Malouet vorgestellt und musste, obgleich diese Ceremonie keine praktischen Resultate mit sich brachte, darin die ernsthafte Voraussicht einer mütterlichen Freundin erkennen, die mir aus meiner prekären Lage herauszuhelfen bemüht war.

Der verdienstvolle liberale Präfekt war der wohlgelittene Verehrer der polnischen Gräfin von Levetzow, die sich mehrere Monate vor ihrer Abreise nach Karlsbad in Strassburg aufhielt und die ausgezeichnetste Gesellschaft um sich versammelte. In ihrem Salon ward meine Wenigkeit dem Baron Malouet vorgeführt. Bei einer andern Gelegenheit habe ich ausführlich die verschiedenen intellektuellen, sozialen und jugendlichen Bestandtheile der Eingeladenen in einer derartigen Soirée zu schildern gesucht und an die blendende Erscheinung der Fräulein Ulrike von Levetzow erinnert, die bald nachher im Böhmischen die Augen und das Herz des greisen deutschen Dichterkönigs fesselte. Frau von Coehorn hatte einen Augenblick den Gedanken gehegt, mich der polnischen Familie für ihre jüngere Tochter als philologischen Begleiter mitzugeben; die Idee kam nicht zur Ausführung, vielleicht hätte ein derartiger Ausflug,

wenn auch nur vorübergehend, einen Aufenthalt in Karlsbad in nächster Nähe Goethes für mich kaum berechenbare Folgen nach sich gezogen; aber vielleicht auch nicht, es stand ganz anders in den Sternen geschrieben. Eine Rolle, wie diejenige des getreuen Eckermann, war mir nicht beschieden, und wie mehrmals in meinem Leben, lief ich wohl Gefahr, in die Sonnennähe gebracht, statt mich zu wärmen, unbenutzt und ungesehn wie ein Atom zu verbrennen.

Die Verbindungen mit dem Oberelsass blieben zu Bestand. Im Februar 1822 feierte man in der Hartmannschen Familie eine doppelte goldne Hochzeit. Lebert, als Merkurius' Vermittler, begehrte von mir ein Carmen und schickte eine Einladung zum Hochzeitsmahl in Colmar. Die Einladung schlug ich aus, dem ersten Wunsche war mir leicht, Genüge zu leisten, und ich hatte den einsiedlerischen Genuss, meine, wie soll ich es nennen, Panegyrik des greisen Hartmann und seines Schwagers auf Velinpapier mit grotesken gothischen Lettern gedruckt zu lesen. Die Glückwünsche der betheiligten Abkömmlinge blieben nicht aus.

In der Rechtsfakultät war ich nicht müssig und machte die vorgeschriebenen Examina leidlich durch, nur konnte ich mich mit dem Code de procédure nicht auf guten Fuss stellen. Da mir die praktische Uebung in einem Anwaltsbureau abging und ich solchen Beschäftigungen widerstrebte, waren meine Fortschritte leider sehr mässig, und es sollte mir in der Jurisprudenz wie in der Theologie ergehn; mein ästhetischer Trieb überwucherte, mir selber unbewusst, das Brodstudium. Meinem poetischen Widerwillen gab ich in einigen lyrischen Produkten freien Lauf und gab dadurch meinem unklaren Streben zum Voraus eine innere Bevollmächtigung. Es war im Grunde wieder ein frevelhaftes Beginnen, so unsinnig wie meine Reise und mein Aufenthalt in Lausanne vor bereits drei Jahren. Meine immer etwas schwankende Gesundheit musste vorhalten. Ich arbeitete gewissenhaft und im Grunde doch zwecklos.

Als die Vakanzen herbeikamen, war ich zum Voraus entschlossen, die Gastfreundschaft im Münsterthal in Anspruch zu nehmen. Mein Onkel in Lausanne hatte mich mit zärtlichem Drange zu sich eingeladen, und ich hätte wohl besser gethan, die einfache Schlafkammer im Winzerhause mitten in der Geist und Gemüth erhebenden Gegend wieder zu besuchen, allein die Zauberbilder des vorigen Herbsts umgaukelten mich, zogen mich an wie eine Fata Morgana, und mit Verny bestieg ich in den letzten Tagen des August die wohlbekannte Diligence. Beinahe ohne vorläufige Ankündigung meines Besuchs und felsenfest auf die frühere Anerbietung zählend, kam ich nach Münster,

quartirte mich zuvörderst in den Gasthof ein und erfuhr dort durch Lebert und Spenle, welch Letzterer das väterliche Haus verlassen und ebenfalls in einer Dependenz der Hartmannschen Gebäulichkeiten sich angesiedelt, dass Mad. Fritz Hartmann erkrankt und die Hausordnung etwas gestört sei.

Retrospektiv müsste ich mir den Vorwurf machen, nicht alsobald meine Kompassnadel gegen Süden gedreht zu haben. Allein wie gesagt, ich war im Halbtraum des verflossenen Jahres befangen und nahm, ich will nicht sagen unbesonnen, doch etwas voreilig die alsbald erfolgte Einladung in das gastfreie Haus an.

«Ich unterwerfe Sie nur einer Regel,» sagte die edelmüthige Hausfrau; «wir essen mit unsern Beamten um 2 Uhr zu Mittag, erscheinen Sie richtig zu jener Stunde.» Ich liess mir das nicht zweimal sagen, aber das Programm der zarten mütterlichen Freundin dehnte sich sogleich auf die übrigen intimeren Abendthees aus, welchen sehr oft die Damen der andern Zweige beiwohnten, und bei denen ich meine Bereitwilligkeit, den Cirkel in die Erzeugnisse der neuern französischen Literatur einzuführen, kundgab. Lamartine war der gefeierte Tagesdichter, Casimir Delavigne und Béranger schon zum Theil bekannt, auch fanden hin und wieder meine deutschen Versuche bereitwilliges Gehör.

Im Grunde sollte man, wenn eine Ferienreise oder ein Aufenthalt in schöner Umgebung und sympathischer Gesellschaft gut abgelaufen, denselben Versuch nicht wiederholen und den ersten Eindruck in seiner unangetasteten Reinheit bewahren. Selten erweist sich der zweite ebenso günstig. Wenn ich die wunderliebliche Herbstzeit von 1822 überdenke, kommt mir ein leiser Anflug von Zweifel, ob meine Gegenwart zu Münster ebenso gerne gesehen war als im vergangenen Jahre. Lebert war in jeder Beziehung derselbe geblieben, jede Stunde, die er nur einbringen konnte, widmete er mir. Mit gewohnter Geschicklichkeit befliss er sich, mein Portrait mit Bleistift abzukonterfeien. Verny las mir dabei Racine's Athalie vor. Die Ausflüge auf nahgelegene Berge oder in kleine Seitenthäler machte ich meist allein. Nach Sulzbach, einem damals ganz verwahrlosten Bade, begleitete er mich mit einem jungen Beamten der Fabrik, Herrn Billing, dessen Bruder, in der französischen Diplomatie angestellt, eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Sie waren die Enkel des bekannten alsatischen Topographen, dessen Werk lange massgebend blieb. In Sulzbach zeichnete Lebert auf dem Friedhof das alte Beinhaus, und mich in dieser Umgebung dominirten die Byronischen Anflüge; es floss dabei einige Affektation mit unter.

Naturwüchsig waren aber die heitern und kecken Winzerfeste. Im gesegneten Jahre 1822 herbstete man sogar im hochgelegenen Münsterthal bereits Mitte September bei südlicher Temperatur. Die jüngeren Damen der Hartmannschen Familie prangten mit improvisirten Rebenkränzen als Haarschmuck; einige Strophen der gesammelten Gedichte von Ludwig Lavater stammen aus jenen glücklichen Tagen. Die «herrliche Lina» war eine geborne und ausgebildete Virtuosin, ich sollte sie aber nicht in diesem brillanten Wirkungskreise sehn; dieses Glück war später meinem Freunde François Génin vorbehalten; er ermangelte nicht, in anmuthigen französischen Versen das bedeutende Talent zu feiern. Der vergötterten Tochter eines steinreichen Vaters (Jaques Hartmann) schien das schönste Erdenloos vorbehalten; die Arme starb in kaum entwickelter Jugend an einer Brustkrankheit. Ihrer Tante, Madame Henri Hartmann, wurde fast zur selben Zeit dasselbe Loos zutheil. Hatte wohl das rauhe Winterklima des Bergthals an diesen Blüthen genagt?

Ich entfernte mich, den Eingriff des rauhen Geschicks in diesem Frauenkreis nicht ahnend, am Anfang Oktober und betrat wieder das stillere Ittenweiler, wo ich diesmal nicht die Berliner Verwandten traf, aber einer Hochzeitsfeier in der Dienerschaft zu allem Anfange beiwohnte. Diego, der spanische Kastellan, heirathete eine ehemalige Kammerfrau der Baronin; Eugen hatte den Brautwerber abzugeben, ob gerade zum Glück der Angeworbenen, lasse ich dahingestellt. Diego, mit den Eigenschaften eines treuen ergebenen Verwalters, verband die unzerstörbare Natur eines Südländers; feuriges Blut rollte in seinen Adern, er war in hohem Grade jähzornig und mag der sanfteren Genossin manche harte Stunde bereitet haben. Auf konfessionellem Boden war es eine Mischheirath; der katholische Aktus ging in der Kirche von Sankt Peter vor sich; querfeldein, über Wiesen und Rebhügel zogen wir zu Fusse nach Mittelbergheim, wo der evangelische Pfarrer recht hübsche Worte der gegenseitigen Toleranz sprach, die Eugen nach dem einfachen ergreifenden Gottesdienst dem Herrn Bräutigam verdeutschte. Auch hier zweifle ich sehr, dass er den guten Rath befolgte. Es hallen noch in meinen Ohren die klaren Stimmen der Kinderchöre; ich war tief ergriffen und theilte meinem Freunde nicht mit, dass die Vorahnung eines vereinzelten Lebens mich unwiderstehlich ergriff.

Vor Ende des Monats trat Eugen als surnuméraire in die Präfekturverwaltung, ich beneidete ihn um die regelmässige Laufbahn, die sich ihm öffnete und gewiss mit Erfolg, hätte er sich dem Joch gefügt; aber nach kurzem Zwischenraum

schrieb er mir bereits nach Ittenweiler, er gleiche einem Vogel, dem die Flügel beschnitten und der im Käfig verkümmere. Ich konnte es leicht voraussehen, dass er die Probe nicht bestehen würde. Bei all' ihren unbestreitbaren trefflichen Eigenschaften hatte Frau von Coehorn die Natur ihres Sohnes nicht richtig aufgefasst; er war zum Militär geboren und hätte als solcher eine Carrière wie sein zu Leipzig verstorbener Vater gemacht. Aber die Mutter hatte all' das Bittere und Herbe des Soldatenlebens durchgekostet; in ewiger Unruhe und mit feindlichem Gemüthe folgten ihr die Erinnerungen an die Schlachtenscenen des Kaiserreichs auch in die friedliche Restaurationsepoche nach; sie und alle von ihr aufgestifteten Freunde bekämpften die leidenschaftliche Neigung des ältesten Sohns; er wurde im eigentlichsten Sinne umgarnt, abwendig gemacht und bezahlte mit einem unregelmässig hin und her geworfenem Leben oder abgerissenem planlosen Treiben den Irrthum einer allzu zärtlichen oder sorgsamen Mutter.

Auch ich kehrte pflichtgetreu, doch mit einigem Widerstreben zu meinem Rechtskursus zurück. Zu meinem grossen Leidwesen war Verny nach Paris abgegangen; dort sollte er sein drittes juristisches Studienjahr zubringen. Auch Mader hatte eine Präzeptoratsstelle bei einem protestantischen Pariser Pfarrer, Herrn Boissard, erhalten. Ich vermisste sie beide; Charles Cuvier, der seit einem Jahr als Professor der Geschichte am Lyceum funktionirte, war mit Arbeit überhäuft. Wir sahen uns indess regelmässig am Sonntag und lasen zusammen Camoens. Mit Byrons Werken wurde ich je mehr und mehr vertraut und förmlich für ihn eingenommen. Er verdrängte eine Zeitlang die Heroen der deutschen Dichtkunst.

Im Laufe November oder Dezember hatte Lebert eine hübsche vermögende Colmarer Braut heimgeführt, seine kurze Hochzeitsreise brachte ihn nach Strassburg. Rosette zeigte sich dem Freunde ihres Mannes gegenüber recht liebenswürdig. Wir besuchten zusammen das Theater. Die eheliche Verbindung Leberts that dem im Münsterthal geschlossenen Bunde keinen Abbruch. Von Herzen wünschte ich den beiden Neuvermählten alles mögliche häusliche Glück. Ihn zu beneiden fiel mir nicht ein. Als die beiden Brautleute wieder abgezogen, drückte mich meine bis dahin fast aussichtslose Lage fast zu Boden. In der Familie Coehorn bemerkte man meine Verstimmung und Traurigkeit. Die ältere der Töchter des Hauses errieth gar wohl die geheime Ursache und geruhte mir einige Trostworte hinzuwerfen, die ich nicht undankbar, aber doch nach deren reellen Werthe und wahrer Bedeutung abschätzte und aufnahm.

Unter den Fremden, die in jener Zeit den Coehornschen

und Bussierreschen Gesellschaftskreis bildeten, nahm ein junger Engländer, Robert Hume, eine hervorragende Stelle ein. Nur oberflächlich dem Bankhause Frank & Bussierre empfohlen, hatte er sich durch seine persönlichen Eigenschaften und seine Qualität als Engländer in Kurzem sehr beliebt gemacht; an mich schloss er sich ebenfalls an, mein ungeheuchelter Enthusiasmus für englische Literatur und meine Naivetät hatten sein Herz gewonnen; für die Kenntniss der französischen Sprache, deren Studium er hier eifrig betrieb, konnte ich ihm Dienste leisten, die Methode verbürgen: wir sahen uns täglich und unsre Verbindung zog sich über Strassburg hinaus nach Rom und Paris; es war eine aus Aristokratismus und Liberalismus zusammengeschmolzene Natur. So gewann er sich Freunde nach beiden Richtungen hin. Graf von Rechberg, ein Sohn des bayerischen Ministers, bewegte sich in demselben Zirkel, sehr wohlwollend für mich, doch keineswegs sich hingebend wie Robert Hume; mochte er doch fürchten, ich könne eines Tags seinen Kredit, wäre es auch nur auf literarischem Boden, in Anspruch nehmen. Eine mir durchaus antipathische Persönlichkeit that sich im Kurländischen Kreise hervor, das war Herr von Drachenfels, der sich nach einem Duell in Heidelberg, wo sein Gegner von seiner Hand fiel, nach Strassburg geflüchtet hatte. Weit entfernt, seine Unthat zu bereuen — denn er hatte den Widersacher leichtsinnig herausgefordert und sich auf dem Terrain wie ein rechter Freigeist und Fanfaron betragen —, rühmte er sich des Vorfalls und zeigte sich im Damenkreise wie ein kecker Byronscher «Korsar». Der Ausdruck seiner regelmässigen schönen Physiognomie war für mich in hohem Grade widerwärtig; er verkörperte vor meinen Augen, wenn ich ihn neben einem der noblen Fräuleins in dem Contredanse figuriren sah, einen satanischen Emissär. Um seinen ehrenwerten Oheim, Herrn von Gansau, gruppirten sich noch andere Jünglinge aus den russisch-deutschen Ostseeprovinzen; ihre Namen und Physiognomien haben keine weitere Spur in meinem Gedächtniss hinterlassen. Unter die widrigen Figuren klassire ich einen andren Norddeutschen, Herrn von Mengden, der in der Skandalgeschichte jener Zeit sich einen hässlichen Ruf erworben, aber dennoch in den höhern Kreisen gute Aufnahme fand; war er doch Baron und reich. Derartigen anrüchigen Subjekten gegenüber regte sich mein Unmuth und das Gelächter meiner Freunde, wenn ich, ein wahrer Don Quixote, meine Gedanken offen darlegte.

Im Vorfrühling bei höchst ungünstigem Wetter besuchten wir, Eugen und ich, auf wenige Tage das für uns beide paradiesische Landhaus. Die Expedition der französischen Südarmee

nach Spanien stand bevor; Eugen liess sich mit aller angewandten Mühe kaum beschäftigen; da er keine Militärschule besucht hatte, war der Eintritt in einen höhern Rang, etwa als Adjutant eines der Generale, die seinen Vater geschätzt, mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, dass die Pflichttreue gegen seine Mutter die Oberhand gewann; er ging bald darauf in die etwas freiere Forstverwaltung über, aber auch dort war sein Verbleiben nicht auf die Dauer.

Der kurze Winteraufenthalt in Ittenweiler bei tosendem Nordwinde liess mir von der aristokratischen Nachbarschaft keine angenehme Erinnerung zurück. Eine alte invalide Baronesse in Stotzheim hatte sich so leidenschaftlich für die Befreiung der spanischen Bourbonen durch die französischen Waffen erklärt, dass ich, obgleich von Hause aus in politischen Ansichten sehr moderirt, mich nicht enthalten konnte, höflich zu widersprechen und sogar das alte Regime vor 1789 der Restauration vorzuziehen, was mich einer unliebsamen Massregelung aussetzte. «Sie sagen, mein Herr,» erwiderte belfernd die alte Marquise von ihrem Lehnstuhl hinab, «Sie sagen, dass man vor 1789 wenigstens Spottlieder singen durfte. Nun, wenn die Radikalen das jetzt nicht können, so mögen sie stillschweigen.» Das war auf Französisch viel lakonischer ausgedrückt: «Ils ne peuvent pas chanter, dites-vous; eh bien qu'ils se taisent.» Ich verbiss meinen Ingrimm.

Zu Hause traf ich meine arme Mutter bedeutend erkrankt, von jener Zeit ab ging es schon schneller mit ihr abwärts. Ich war diesmal umso bekümmerter, da sich unsre Neuwieder Verwandten, von einer italienischen Reise heimkehrend, aus der Schweiz ankündigten. Das Wiedersehn ihres ältern Bruders (aus erster Ehe) war für die Kranke indess belebend, sie hielt die ermüdenden Probetage gut aus. In meinem engen Dasein machte die Bekanntschaft mit der ausgezeichneten gebildeten Herrnhuterfamilie wahrhaft Epoche. Der Kontrast zwischen meiner gewöhnlichen verwandtschaftlichen Umgebung und diesem trefflichen Elternpaar, dem mit mir in gleichem Alter stehenden Sohn Karl und der etwas ältern Tochter Sophie war, wie soll ich sagen, so schneidend, so handgreiflich, dass mir Hören und Sehen verging. Die Tochter war eher elegant als puritanisch gekleidet und ihre aufgeweckte liebliche Physiognomie stimmte mit ihrer halb weltlichen Erscheinung zusammen; ich konnte mich nicht enthalten, dem bezaubernden Wesen, das mir viel von Italien erzählte, meine Huldigung darzubringen. Spuren dieser kurzen dreitägigen Begegnung sind in meinen gesammelten Gedichten übrig geblieben, doch behielt ich mein Herz von jeder leidenschaftlichen Anhänglichkeit frei. Die Tante,

eine ernste engelländische Frauengestalt, imponirte mir und zog mich an; ich nahm meine fünf Sinne zusammen, einer Einladung nach Neuwied zu widerstehn, ich hätte mir dort auch bei temporärem Verweilen die Kenntniss des Englischen gut angeeignet, aber dabei vielleicht meine Ruhe eingesetzt. Welche Aussicht konnte ich meiner reizenden Cousine wohl eröffnen? Sie vermählte sich zu Herrnhut mit einem Vorsteher der Brüdergemeinde, zog als Missionarin zum zweitenmal nach Westindien und schloss ihr segenreiches Wirken vor nicht sehr geraumer Zeit. Mein jüngerer Bruder hat sie noch in Herrnhut besucht.

Im Hochsommer 1823 wurde ich auf dem Punkte, eines der Lizentiaten-Examen zu bestehen, von einem tückischen langwierigen Halsübel befallen, das nur energischen Mitteln wich. In diesem unseligen Zustand, ausgehungert und abgemagert, traf mich Verny, der aus Paris in die Heimath zurückkehrte und mich durch seinen Zuspruch über die Misère des krankhaften Zustandes hinüberhob. Mit eindringlicher Ueberredungskunst bekämpfte er meinen waghalsigen Gedanken eines aventurösen Aufenthalts in Paris, er und Cuvier schilderten mir die prekäre Lage eines «Sprachlehrers» mit grellen Farben. Bei all'. meinem phantastischen Gelüste behielt ich immer den Gebrauch eines gesunden Menschenverstandes, mein Körper konnte den Entbehrungen nicht Trotz bieten: ich entschloss mich umso eher, zu warten, da Lebert durch interlineäre Uebersetzung einiger meiner poetischen Versuche schon Ozaneaux und Casimir Delavigne für mich eingenommen und früher oder später sich eine Thür öffnen mochte. Ich war durchaus nicht unschwer zu befriedigen, zu jeder Dienstleistung im Gebiete des Privatunterrichts aufgelegt. Mader zog gerade von hier aus nach Schweden, Schnitzler in derselben Qualität nach Russland. Das Loos des Ersten fand ich sogar beneidenswerth. So gestimmt und resignirt, zeigte ich im Herbst mein verhärmtes Gesicht in Ittenweiler; man erschrak, übte indess Samariterpflichten an mir aus, und nach wenig Tagen zeigte sich, ich darf es sagen, providentiell ein Ausweg, der mich zunächst nach Paris und zwar mit günstiger Versorgung führte.

Drei bis vier Stunden südlich von Ittenweiler liegt auf einem reizenden Vorhügel der Vogesen das pittoreske Landgut Kinzheim, damals der Familie des ehemaligen Intendanten Mathieu de Faviers zugehörig, unstreitig eine der schönsten elsässischen Besitzungen, an der Grenze des Ober- und Unter-Elsass. Natur und Kunst hatten ihr Bestes geleistet bei dieser anmuthigen Schöpfung. Zwei anspruchslose, seitdem in einen stattlichen Herrensitz umgewandelte Häuser lehnten sich an

Rasenteppiche, Baumgruppen und einen einträglichen Rebhügel, welchen die pittoreske Schlossruine Kinzheim mit allem Zauber der mittelalterlichen Vorzeit krönte. Von dort ab bildet ein Bergeinschnitt einen natürlichen engen Thalgrund, von beiden Seiten mit lieblichen parkähnlichen Waldparthien bekleidet; höher hinauf schliessen sich naturwüchsige Waldungen an und führen immer aufwärts steigend, oft von Lichtungen unterbrochen, zur riesenhaften Hohkönigsburg. Neu angelegte breite Pfade und Fahrstrassen haben seitdem das prächtige Hohenstaufenschloss dem Verkehr der Touristen näher gebracht. Vielleicht war es in seiner schwerer zugänglichen Höhe für Bergsteiger ein besserer Zielpunkt. Genug, Kinzheim, der moderne Wohnsitz mit seinem Blick auf die weite fruchtbare Ebene, auf die Wälle und Kirchen von Schlettstadt und die blaue Bergkette des Schwarzwalds, dann mit dem Rückblick auf die gleichnamige Schlossruine und den vielversprechenden Waldgrund, bot sich dem Landkundigen und dem Fremden als ein Juwel moderner Gartenkunst und ein mittelalterliches geschichtliches Wahrzeichen. Von dort kamen an einem schönen Septembertage zwei Damen und ein älterer Chaperon oder Begleiter. Die eine der Damen in voller Jugendfülle prangend, mit feinen Gesichtszügen, war eine Tochter des ehemaligen Generalintendanten und nunmehrige Gräfin de Jaucourt-Montigny, d. h. sie hatte vor kurzem einen Adoptivsohn des Marquis de Jaucourt geheirathet; ihr Schwiegervater mochte in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts zu den galantesten, geistreichsten Kavalieren der hohen Aristokratie zählen; am Hofe wohlgesehen, neigte er indess beim Ausbruch der Revolution zu der liberalen konstitutionellen Partei, zählte unter dem Direktorium zu den treuesten Talleyrand-Freunden und bekleidete bei der zweiten Restauration, im kritischen Spätsommer von 1815, eine Stelle im Ministerium. Unter den wenigen protestantischen Familien von hohem französischen Adel war sein Haus eines der ersten, wo nicht das erste. Nach einer passionirten Jugendzeit widmete er im höheren Mannesalter seinen Pariser Glaubensgenossen die besten Kräfte und stand hochgeehrt durch Geist, Abkunft, Vermögen und theilweise politischen Einfluss auch unter den katholischen streng royalistischen Pairs von Frankreich. Fräulein Mathieu de Faviers, durch ihre Verbindung mit Graf Montigny-Jaucourt und durch die natürliche Grazie ihrer ganzen Erscheinung, ging einer glänzenden Zukunft in Paris entgegen. Bei ihrem nachbarlichen Besuche in Ittenweiler zeigte sie sich so anspruchslos wie ein aus der Pension entlassenes Mädchen.

Beseeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit.

Die andre Dame, eine etwas ältere Begleiterin und frühere Gespielin, war noch unverheirathet, keineswegs schön, ihr Gesicht hatten Narben der Blattern etwas entstellt, ein gutmüthiger Ausdruck ruhte über den Zügen. Es war die Cousine der Gräfin, eine Demoiselle Mathieu, die Tochter eines Appellhofraths von Colmar. Bei Tische kam ich hart neben ihr zu sitzen und fand mich wohl in der Nachbarschaft. Ein voll und schön gebauter Körper, eine elegante Haltung stellte das Unbefriedigende der Gesichtszüge in Schatten — wenigstens für mich —, ich war nicht verwöhnt und fand mich unwiderstehlich angezogen durch die Leutseligkeit des Fräuleins oder der Dame, wie man sie auch bezeichnen mag. Ihre Stellung war augenscheinlich eine etwas untergeordnete; bei mancher andern hätte etwas davon auf dem Gesicht sich verrathen. Das war nicht der Fall bei Hortense Mathieu, wenigstens nicht in diesem letzten Stadium ihrer zwanziger Jahre. Es entspann sich zwischen ihr und mir ein kaum unterbrochenes Gespräch; mit den herangewachsenen und anwachsenden Gliedern der Ittenweilerschen Familie und andern gegenwärtigen Verwandten überstieg die Zahl gar sehr die Zahl der Musen, welche sonst bei einem intimen Zirkel nicht überschritten werden soll. Ich entdeckte in meiner Nachbarin so viel natürlichen Witz, eine für eine Bewohnerin der Provinz so ungewöhnliche Bildung und für meine Person eine so liebenswürdige Zuvorkommenheit, dass ich mich gefesselt fühlte und gerne fesseln liess. Auch ohne Fatuität konnte ich fühlen, dass mein Benehmen nicht missfiel; ich gab mich dem günstigen Augenblicke ganz hin, und da doch alles ohne Berechnung, ohne Zudringlichkeit, kam die Partnerin auch mir auf halbem Weg entgegen. Es ging von der fast üppigen Gestalt eine sympathische Nervenströmung aus, die mich, wäre ich nicht an Selbstbeherrschung von jeher gewöhnt gewesen, leicht berauschen konnte. Noch an demselben Abend, schon bei hereinsinkender Nacht, zogen beide verführerische Wesen wieder ab mit ihrem männlichen Begleiter, dessen Name mir total entfallen ist. Ich durfte mir schmeicheln und unwillkürlich gestehen, dass ich an diesem mit rothem Striche für mich im Kalender zu bezeichnenden Tage eine neue Freundin gewonnen. Meine Vorempfindung sollte sich bestätigen und zwar in kürzester Frist.

Ich wusste, dass Marquis von Jaucourt sich ebenfalls mit seiner Schwiegertochter in Kinzheim aufhalte. Er selber kam auf kurzen Besuch, ganz vorübergehend, nach Ittenweiler. Eine stattliche Erscheinung! Bereits an der Grenze des höhern Mannesalter stehend, war der Urenkel Mornay's noch schlank und feingegliedert wie ein angehender Dreissiger, eine noble

Physiognomie und das Behaben eines Kavaliers vom besten Schlage. Seine Gegenwart löste sich in einer Unterhaltung am Kamine sotto voce mit dem General von Coehorn auf; ich glaube nicht, dass ich dem Hofmann und Exminister von Ludwig XVIII. bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde. Bald darauf erhielten die Söhne des Hauses eine Einladung mit mir auf eintägigen Besuch nach Kinzheim. «Wenn Sie mit Herrn von Jaucourt sprechen,» belehrte mich Frau von Coehorn, «so geben Sie ihm nur am Anfang den Titel ‚Monsieur le marquis'.» Eine für die Dame und für die Zeit nicht unwichtige Bemerkung; sie ist ein Zeugniss für den Takt und den im Grunde humanen und ächt liberalen Sinn der Besitzerin von Ittenweiler. Zugleich erhielt ich einen Wink, dass man für mich auf eine Gouverneur- oder Präzeptorstelle bei dem jüngern Sohne (Felix) Mathieu Faviers bedacht sei; der bisherige Präzeptor sei auf dem Punkte, auszutreten. Ich glaubte deutlich die Hand von Hortense Mathieu zu erkennen.

Wir fuhren, Eugen und ich, im Laufe des Morgens an bezeichnetem Tage ab. Zu ungewohnter Stunde langten wir an, es wurde uns ein Frühstück aufgetragen. Die Pariser Besuche waren in alle vier Winde zerstreut, zu Hause trafen wir nur die ältere, indess noch Spuren ausgezeichneter vergangener Schönheit bewahrende Dame des Hauses, die Baronesse Mathieu de Faviers, geborne de Franck von Strassburg. Eugen stellte mich unbefangen als einen Schulkameraden vor. Man wollte mich beobachten, das lag zu Tage, bevor irgend eine Resolution gefasst wurde. Herr von Jaucourt hatte sich auf einen Spaziergang oder Ausflug begeben, er sagte sich bei dem bekannten Charakter der Hausfrau von jeder Verantwortlichkeit los. Ich wusste in der That nicht, welchen Eindruck ich hinterliess; die imposante Gestalt und Haltung der Baronin verschüchterte mich, der Vater war abwesend. Felix machte uns die Honneurs der Gärten, der Parkanlagen, der Schlossruine auf eine für ihn sprechende natürliche Weise. Ich fühlte, er wollte mir eine günstige Idee geben von seiner Lebensart und seinem Charakter. In der alten Schlossruine stiegen wir in eine ovale Fensterbrüstung, die keine Schutzwehr bot. Zum guten Glück war ich schwindelfrei und konnte dem siebzehnjährigen kecken Jungen auch dreist in die Augen sehn. Er trug mir seine in Schweighäuser's Werk gesammelte lokale Baukenntniss vor. Damals hätte der künftige Schüler den Meister recht sehr in diesem Fache beschämen können. Es ist unglaublich, wie wir damals verwahrlost in der elementaren Architektur zu Strassburg aufwuchsen.

Mit den reifen Oberländer Trauben von Kinzheim machte

ich zum erstenmal Bekanntschaft. Zum Voraus gewann ich den eventuellen Aufenthalt lieb. Wir schieden in dieser späten Jahreszeit gezwungen vor dem Diner und kamen durch Nacht und Nebel nach Hause. Ich gestehe, dass ich doch etwas froh war, dem stummen Examen entronnen zu sein. «Ich bin überzeugt, Sie haben sich nicht blamirt,» sagte mir beruhigend die mütterliche Freundin. «Erlauben Sie mir, bis auf weitern Verlauf zu zweifeln,» erwiderte ich.

Die Entscheidung sollte nicht lange anstehn. Herr Mathieu de Faviers war zu Strassburg im Frank-Bussierre'schen Hause angelangt. Dorthin wurde ich berufen. Ich fand mich einem abgemessenen, aber ausnehmend höflichen Weltmann gegenüber. Unsere Verhandlung war kurz. «Sie wünschen sich in Paris temporär aufzuhalten; wir können Ihnen die Gelegenheit dazu bieten. Sie sind hier von wohlwollenden Freunden umringt; wir verlassen uns auf das Zeugniss, das man ihrem Charakter ausstellt. Morgen reise ich nach Kinzheim, ich stelle Ihnen frei, mich sogleich zu begleiten.» Es war der Abschluss dieser gegenseitig leicht geführten Unterhandlung.

Bevor ich in das Innere des Hauses Mathieu-Faviers aufgenommen wurde, hatte ich, eigentlich schon seit längerer Zeit, die Unfälle, die demselben zugestossen, durch Verwandte und Befreundete desselben und zum Theil durch die Oeffentlichkeit erfahren. Eine blühende Tochter, die ältere Schwester der Gräfin Jaucourt, war nach kurzer ehelicher Verbindung im Wochenbette gestorben; für die Eltern ein furchtbarer Schlag, den beide nie verschmerzten. Der älteste Sohn, Eduard, war aus nie bekannten, nur von der Mutter beargwohnten Ursachen einem, wie es schien, unheilbaren Trübsinn verfallen. Man schrieb das Unheil zuerst einem übertriebenen Studium der Philosophie unter Professor Bautains Anleitung zu. Die Behauptung war unsinnig, doch wurde sie lange Zeit als unbezweifeltes Faktum aufgestellt und verursachte dem hochgefeierten, vielbewunderten Lehrer manche trübe Tage. Ich sollte nun mit diesem Unglücklichen näher bekannt werden; er hatte sehr viel lichte Augenblicke, Tage und Wochen, nur kehrte sein irrsinniges Benehmen krisenartig und launenhaft wieder und war für die Näherstehenden beklemmend. Man dachte, glaube ich, damals schon, den früher gutmüthigen Jüngling einer milden väterlichen Aufsicht in der Anstalt von Avenches zu übergeben, vorläufig war er noch im elterlichen Hause, und als ich mit dem Baron in Kinzheim anlangte, bat mich gleich bei der ersten Unterredung die bekümmerte Mutter, mich des ältern Bruders sympathisch anzunehmen. «Er wird sich leicht und dankbar an Sie anschliessen,» fuhr sie fort, «vor neuen

Bekanntschaften, die ihn nicht in seinen ersten Anfällen gesehen, scheut er nicht zurück, er fühlt sich unbefangen.» Ich versprach mein Bestes, nur fühlte ich mich zu allem Anfang beklommen; eine Behandlung derartiger Kranken oder Zöglinge war mir durchaus fremd, und ich hatte schon allzu viel durch die Bussierre und Coehorn über diese Geisteskrankheit ihres Vetters und Freundes erfahren, zuviel von den angewandten Mitteln, der Zerstreuungsreise nach England u. s. f. gehört, dass mich nicht eine Anwandlung von Beklommenheit überfallen musste. Doch war ich schon allzu viel vorgeschritten, zurück zu treten hätte ich als Feigheit angesehn, und die Eltern flössten mir Zutrauen ein, da ich beinahe wie ein schon eingewohnter Freund empfangen worden.

Die Mutter behandelte mich von allem Anfang an als einen engern Kompatrioten, als einen Elsässer, und führte mich mit wahrer Feinfühligkeit in die intimeren Beziehungen ihres Hauswesens und die Charaktere der Umgebung ein. Dem kaum dreiundzwanzigjährigen Novizen schien dieses Aufrollen des Vorhangs ungemein schmeichelnd. Man hatte mir die Dame als eine herrschsüchtige Frau geschildert, nun fand ich das Gegentheil: ein liebevolles Entgegenkommen, für die zukünftigen Verhältnisse nur Gutes und Schönes verheissend. Auch muss ich jetzt, nachdem die verehrte Frau bereits seit mehr als vierzig Jahren nach langwieriger Frauenkrankheit mit Tode abgegangen, mir eingestehn, dass in später eingegangenen Verpflichtungen ähnlicher Art ich wohl hervorragende Eigenschaften getroffen, aber nie mehr dasselbe mütterliche Wohlwollen, wozu freilich der bedeutende Altersunterschied, die physischen und moralischen Leiden der Baronin und die inneren Verwicklungen des Hauses das Ihre beitrugen.

Auf eine harte Probe sollte ich gesetzt werden und zwar gleich zu allem Anfang. Seinem jüngern Bruder war der Kranke unhold; ich hatte kaum angefangen, mich mit meinem Zögling durch einige lateinische Lektüre zu beschäftigen, als die Eltern durch gewisse Symptome zu bemerken glaubten, es sei besser, die beiden prophylaktisch zu trennen. Felix siedelte zu benachbarten Schlettstadter Freunden über, und ich fing damit an, einen täglichen Spaziergang auf das eine halbe Stunde entfernte Landhaus zu richten; kein unerwünschtes Ziel, denn es fanden sich dort anspruchslose, einfache Mädchen, die mich wie die Bewohner von Kinzheim zuvorkommend aufnahmen. Doch kaum war dieser modus vivendi im Gange, da fiel bei Tische zu Kinzheim ein Ereigniss vor, welches mir gegenüber die Stimmung des Kranken als etwas Unheimliches aufdeckte. Ich weiss nicht mehr, auf welche missliebige tadelnde Bemerkung

Herrn von Faviers', machte der Sohn eine Bewegung mit dem Messer, welche den beklommenen Vater bewog, sich nach heftigem Ausbruch des Unwillens zu entfernen. Ich sass verblüfft, auch die Mutter winkte mir nach und überliess den Sohn einem vertrauten Bedienten.

Da ich einige Male Eduard Mathieu in den einsamen Wäldern am Fusse der Hohkönigsburg auf die Jagd begleitet, er mit einer Flinte versehn, ich unbewaffnet, und er sich an meiner Verlegenheit zu weiden schien, so wurde mir doch etwas unwohl zu Muthe, und ich sah nicht ungern meine Abreise mit Felix nach Paris herannahen. Die ersten Novembertage waren vor der Thür; er sollte in das Collège Bourbon zurück, wir hatten in Strassburg Abschied zu nehmen. Ich entfernte mich, das muss ich eingestehn, aus meiner Vaterstadt mit kaum verhaltener Freude. War doch all' mein Sinnen seit Jahr und Tag gen Paris gewendet, war doch mein sehnlichster Wunsch, die Eltern zu entlasten, nun erfüllt. Goldne Berge versprach ich mir in der Hauptstadt nicht, aber ich wusste, dass für mich dort die Pfade schon geebnet waren, ich wusste, dass ich Freunde treffen und jedenfalls in der neuen Umgebung Stoff zu «deutscher» Komposition und zu französischer Fortentwicklung finden würde. Mit Briefen von mehreren Seiten versehn, setzten wir uns in die landesübliche Diligence.

Im Jahre 1823 zog, besonders in Winterszeit, eine Reise nach Paris mancherlei Beschwerden nach sich, Zeitverlust war nicht die geringste; dieselbe Route, die jetzt per Eisenbahn in 11—12 Stunden abgemacht wird, forderte damals 72—80 Stunden, drei Nächte und vier Tage. Es war eine Höllenqual, in einem solchen Kasten mit 18—20 Passagieren zusammengepackt zu sitzen und mehr oder weniger zu verkehren. Mein junger Reisebegleiter, durch vorherige Angewöhnung und Erfahrung belehrt, zog vor, in die äusseren, wenn auch kaum geschützten Räume zu siedeln; ich kam in das Innere neben eine ältliche Dame, die zu ihrem Herrn Gemahl, einem Intendanzbeamten, nach Cadix reiste und sich als eine nicht sehr angenehme Nachbarin erwies. Mir gegenüber kokettirte eine von Dresden zurückkehrende französische Gouvernante, niedlich, aber etwas keck, dabei religiösen Eifer affektirend, jedes Kruzifix am Wege begrüssend und über die gottlosen Kerls schimpfend, die den «bon dieu» verläugneten und sich über die Französin aufhielten, wenn sie auf den regelmässigen Besuch der Messe bestand. Das wäre nun sehr schön und gut gewesen, wenn nicht hinter diesem Fanatismus das «Weibliche» ein kaum verhehltes Spiel getrieben. Die gestrenge Dame neben mir, vielleicht eine verkappte Protestantin, warf strafende Blicke auf die schöne

Kokette hinüber, die ohne Scheu vor der Reisegesellschaft ihre langen Rabenhaare auflöste und mit dem Kamm in Ordnung brachte. Ein andres Symptom fiel mir auf, ich hatte in meiner bisherigen elsässischen Umgebung mir eingebildet, der Liberalismus sei ein Gemeingut der französischen Mittelklassen und keine Spur von Ergebenheit an die Bourbonen-Herrschaft. Nun sollte ich gerade das Gegentheil erfahren. Die französische Intervention hatte einen glücklichen Erfolg gehabt, Spanien war für den König Ferdinand VII. zurückgewonnen, die Cortes zernichtet. In der öffentlichen Meinung folgte ein theilweiser Rückschlag, der sich auch bei den Deputirtenwahlen im Winter 1824 kund gab. Die Reisegesellschaft um mich her war bourbonistisch gesinnt, es konnte kaum die Furcht vor Aufpassern diese Aeusserungen hervorrufen. Auf den Grad war unter einer verschrieenen Regierung die Polizei nicht allgegenwärtig.

In Zabern stiegen zwei elegant gekleidete Passagiere ein, der eine schien mir der Präzeptor eines jüngeren und seine Gesichts-Physiognomie nicht unbekannt. Sie hatten von Strassburg aus auf die ersten Plätze Anrecht, ich gab den meinen ohne Widerrede her und fragte den Herrn, ob ich nicht die Ehre gehabt, ihn bei Prof. Hepp zu treffen. Er verneinte es kategorisch, nicht unhöflich, aber so, dass jede Annäherung abgeschnitten wurde. Ich glaubte ihn 4 oder 5 Jahre später in einem ministeriellen Salon als Herrn Lerminier, den bekannten juristischen und belletristischen Schriftsteller, zu erkennen. Er blieb verschlossen, die gemeinsame Unterredung verstummte. Ich kam neben die hübsche Dresdnerin zu sitzen. Die Nacht brach langsam herein, während wir die Zaberner Steige hinauffuhren; seltsam-peinliche, retrospektive Erinnerungen durchzuckten mich in der bekannten äusseren Umgebung und nun, in so verschiedener Lage, unter wildfremden vermummten Gestalten. In Pfalzburg wurde ein frugales Nachtessen eingenommen, und hier überfiel mich der ganze volle Schmerz der Trennung von der Heimat; wäre es nicht unsinnig und im Grunde unschicklich gewesen, ich wäre abgestiegen und umgekehrt an diesem Scheidepunkt vom Elsass. Während der Nachtruhe neigte meine Nachbarin ihr niedliches Köpfchen auf meine Schulter, nachdem sie mit unvergleichlicher Naivität sich die Erlaubniss zu dieser «Freiheit» eingeholt. Ich trug nicht unwillig die sanfte Bürde.

Es herrschte ein unfreundliches Regenwetter, nichtsdestoweniger drang mein Zögling in mich, als wir am nächsten Morgen Nancy erreicht, mit der nun einmal begonnenen Fahrt auszudauern und nicht, wie es vorher bestimmt, in Bar-le-Duc einen Tag lang der Ruhe zu pflegen. Es war dies nämlich eine Uebereinkunft mit der Baronesse, die sich meiner sorglich angenommen

und glaubte, ich würde kaum von meinem Halsübel geheilt die drei- bis viertägigen Strapazen nicht ungestraft überstehen. Ich hatte diesen Verzug in unserm Reiseplan dankbar angenommen und wollte auf den Vorschlag des voraussichtigen Felix nicht eingehn. Er hatte sich, behauptete er, mit dem Conducteur besprochen und erfahren, dass alle Diligencen, die uns in Bar-le-Duc eine geraume Zeit lang nachfolgen würden, zum Voraus belegt, und unser beider Fortkommen beeinträchtigen könnten. Ich sah in den geäusserten Wünschen nur die brennende Begierde eines jüngern doch gewandten Begleiters, schneller an Ort und Stelle zu sein. Wie sehr seine Voraussicht bestätigt und ich beschämt wurde, habe ich gleich zu melden.

In Bar-le-Duc kommen wir in der Mitte der zweiten Nacht an. Es war schon eine nicht unbedeutende Verspätung. Mit genauer Noth verschafften wir uns Aufnahme im Gasthof. Den folgenden Tag vertrödelten wir unthätig in den kothigen Strassen der kleinen Stadt, vergebens hoffend, die nächstfolgende Landkutsche werde früher eintreffen. Unsere Mahlzeiten hatten wir mit einigen witzigen Lokalbeamten eingenommen; sie machten uns auf die verbindlichste Weise die Honneurs des Tisches, das half aber nur über zwei Stunden hinaus. Die Ungeduld bemächtigte sich unser, als eine rabenschwarze Novembernacht hereinrückte, keine Diligence sich sehen liess und die Glocke zwölf schlug. Felix war auf der Lauer, unsere Koffer zum Aufladen gerüstet; er stürzt herein: Nun, da haben wir's, kein Platz in dem Innern, auch nicht im Kabriolet, wir müssen uns auf die offene Imperiale bequemen. Der Conducteur nimmt uns par grâce auf! Ich hatte nichts zu erwidern und nahm stillschweigend Platz auf einer allen Elementen ausgesetzten Holzbank.

Die Lage war untröstlich, der Regen rieselte herab und drohte mit stärkerem Gusse. — So werden Sie's nicht ausdauern, sagte mir versorglich Felix; ich mache das leichter als Sie» — Was wollen Sie, erwiderte ich kleinlaut, ich bin Schuld an der Ungelegenheit und bin verpflichtet, mit und bei Ihnen zu bleiben. Ich wüsste nicht, wesshalb, sagte der verwegene Junge, ich werde nicht unterwegs zu Grunde gehn. Einen Vorschlag! — Nun, der wäre? Sie bleiben in St. Dizier, wo wir jetzt anlangen; ich bin im Gasthof bekannt, Ihren Koffer nehme ich mit, Sie steigen ab mit ihrem Handgepäck. Sie kommen mit den lokalen geschlossenen Pataschen langsam aber sicher nach. Schneller Entschluss ist da nöthig. Der innere Kampf, den ich bestand, war kurz, aber heftig. Seien Sie ganz ruhig, bester Herr, begann der Junge wieder; der Conducteur ist ein braver Mann, kennt meine Eltern, wird mich schon in die Diligence

hineinzuschwärzen wissen, käme ich auch auf die Knie einiger Passagiere zu sitzen. Den letzten Theil der Rede ausgenommen, konnte ich in die lakonischen aufrichtigen Worte des Sohnes von Herrn Mathieu de Faviers Zutrauen fassen, er trug einen auf dieser Route allbekannten Namen. Von ihm geleitet stieg ich in den menschenleeren Strassen von St. Dizier herunter von dem halsbrecherischen Sitze, wir gelangen an den Gasthof, stöbern durch heftiges Klopfen den Gastwirth heraus, Felix entfernt sich in strengem Trabe. Ich werde in ein Zimmer geführt, in dessen einem Winkel ein Fremder hingelagert, aus seinem Schlummer geweckt und mir ihm gegenüber ein anderes Bett angewiesen wurde.

Der Fremde verlangte nach Licht, musterte mich und fragte mit ausgezeichneter Höflichkeit, ob er mir nicht schon irgendwo begegnet. — Ich musste es verneinen, wie mir anderthalb Tag zuvor in Zabern von dem vermeintlichen Lerminier widerfahren, doch meine Antwort, mein Gesicht, mein ganzes Benehmen musste dem fremden Gaste ungefährlich scheinen; er fragte mich aus über die Umstände meines nächtlichen Besuchs, die gab ich nun mit der mir angebornen Offenheit. «Nun, da reissen wir zusammen, sagte er; die Patache geht morgen mit Tagesanbrnch nach Vitry, dort treffen wir eine nach Châlons-sur-Marne.» Diese Worte klangen mir wie eine frohe Botschaft in die Ohren, ich warf mich halb auf oder in mein Bette, der andere löschte sein Licht, und ich schlief unbesorgt den Schlaf des Gerechten.

Jetzt wäre ich eines solchen Zutrauens, einer solchen Sorglosigkeit durchaus unfähig und möchte auch niemand rathen, mein Experiment vom November 1823 als ein bewährtes anzusehn.

Mit Tagesanbruch fuhren wir von St. Dizier ab. Der Regen der vergangenen Nacht war einem plötzlich eingetretenen Froste gewichen; durch die Ritze und Risse der übelgeschlossenen Patache war die Kälte sehr fühlbar. Mein Gefährte, der sich als ein commis voyageur auswies und mich immer musterte, fragte mich mit kaum verhaltenem Spotte, ob man in Strassburg Pelzmützen wie ich trage? Ich hatte in der That einen etwas verjährten Winterkopfputz auf meinem noch schlaftrunkenen Haupte. Ich erwiderte kurzweg, dass mir dieses veraltete Kleidungsstück gegenwärtig gute Dienste leiste. In derselben primitiven Landkutsche sass eine respektable Frau mit ihrem Sohne. Die Einnahme von Cadix bildete den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und ich konnte meine frühere Beobachtung bestätigen: Die Gesellschaft war bourbonistisch gesinnt; die ehrenwerthe Mutter gab die Erklärung ab, ihr gegen-

wärtiger Sohn brenne vor Begierde, in eine militärische Vorschule zu treten und der weissen Fahne zu dienen.

Es war eine mehr als langwierige, beschwerliche Reise. Erst am späten Abend kamen wir über Vitry le français in Châlons an, hatten somit zu einer Strecke, kaum soweit wie von Strassburg nach Colmar, einen ganzen Tag verbraucht. In Châlons erfuhr ich, dass der Patachendienst sich nur bis Epernay ausdehne, eine direkte Diligence nach Paris erst von Château-Thierry abgehe. — Ich wurde somit von einer Ungelegenheit in die andere hinübergeführt. In dem weltberühmten Epernay landete ich am folgenden Mittag in einer sehr primitiven Strassen-Herberge, fast entschlossen, nur den einen Tag dort noch auszudauern und dann, wenn kein Noth-Rettungsplatz in herbeieilenden Elsässer oder Lothringer Diligencen sich ausweise, ein Wägelchen zu miethen und nach Château-Thierry überzusetzen. Von Kälte und Ungeduld aufgerieben, auch nicht sehr erbaut von dem Gespräche der Stammgäste am windzügigen Küchenkamin, legte ich mich mit anbrechender Nacht in ein ungemüthliches Bette; da liess sich gegen 10 Uhr die Rettungsstimme der gefälligen Wirthin vernehmen, es stünde ein Platz frei im offenen Kabriolet einer Diligence. Ich liess mich nicht zweimal rufen, dankte für die erwiesene Gastfreundschaft und kam in der Frostnacht zwischen den Conducteur und eine dreifach eingemummte weibliche Person zu sitzen, die sich bei Tagesgrauen als eine Müllerin aus Etampes zu erkennen gab, mich über meine Qualität befragte, Zutrauen und unverdiente Neigung fasste, mich mit kalter Küche zum Leben brachte. Wir waren beide starr vor Kälte, eingefrorne Strassengräben, dichter Reif auf Pappeln und Ulmen am Wege berechtigten wenigstens meine schmerzliche Stimmung und das ungeduldige Verlangen, endlich unter Dach und Fach zu sein.

Der Müllerin musste ich einen Besuch versprechen, sollte mich je mein Weg nach oder durch Etampes führen. Des Samariterdiensts, den sie mir in früher Morgenstunde dieses Frosttags geliefert, blieb ich wohl dankbar eingedenk, kam auch mehreremal, doch als eigner Herr und Meister, durch das niedliche Etampes und entsagte gezwungen, der braven Frau meine nicht verjährte Erkenntlichkeit auszusprechen. Und dann, hätte sie sich meiner wohl erinnert? Meist fallen die Versuche, so flüchtige Reisebekanntschaften wieder anzuknüpfen, unglücklich und frostig aus.

Von der Hauptstadt hatte ich beim Einfahren nichts gesehen als schlechtbeleuchtete Fauboursgstrassen, sodann die Räume eines dichtbesetzten Restaurants im Absteighof der Diligence. Mich trieb die Unruhe selbstverständlich nach dem Hôtel Faviers

in der weitabgelegenen Rue Pépinière, ich warf mich in einen Fiacre, hoffte meinen Zögling zu Hause zu treffen, aber weg war er, ausgeflogen, wie mir der Concierge zu verstehen gab, mit einem befreundeten Mömpelgarter Preceptor und dessen Schüler, Sohn von Herrn von Jahune. Ich beruhigte mich und hatte, als er mich in geeigneter Morgenstunde aufweckte, Kälte, Müdigkeit, Reiseabenteuer reinweg vergessen, verschlafen, musste aber dagegen seine Erlebnisse vernehmen und mich und ihn speziell als einen Schützling höherer Mächte ansehn, dass nach unserer Trennung ein bedrohlicher Unfall nicht eingetreten war, ein Unfall, der meiner kaum angetretenen Laufbahn ein schnelles Ende bereitet und auf meine schmalen Schultern eine nicht geringfügige Verantwortlichkeit gehäuft hätte. Es war nämlich zwischen St. Dizier und Vitry der Nachtfrost eingetreten und hatte sich Glatteis gebildet, welches die Diligence einen Augenblick mit Umsturz bedrohte; der Conducteur und mein gewandter Freund hatten sich von der luftigen, ungeschützten Imperialebank an dem Haltseile von dem schwankenden Wagen herabgelassen und gerettet: das hergestellte Gleichgewicht kam den im Innern Reisenden zu Gute und verschaffte dem auswärts sitzenden «Herrenknaben» die Gunst, theilweise des Tags seinen Platz umzutauschen und sich in der Atmosphäre der grösseren Gesellschaft gütlich zu thun. Jugend erträgt alles; in dem zunächst liegenden Hôtel Jaucourt gaben unsre bestandenen Gefahren nur Anlass zu etwas muthwilligen Scherzen. Weniger leicht nahmen die zwei Monate später eintreffenden Eltern das ganze Reiseerlebniss; den Beweis, wie sehr man mich liebte und schätzte, trug ich in dem totalen Vergessen dieser Episode davon. Jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, bin ich wohl mehr davon ergriffen als ich es in dem ersten Augenblick war. Ein erhebliches Resultat, eine unauslöschliche Erfahrung trug ich indess davon; ich verfiel während meiner spätern Laufbahn als Erzieher beinah in das entgegengesetzte Extrem von Aengstlichkeit und Responsabilität und plagte damit viel weniger die mir anvertrauten Pfleglinge als mich selber in melancholischen Stunden.

Berauschend, überwältigend waren für mich die ersten Tage und Wochen in Paris, überwältigend der erste malerische Eindruck des Lebens und Treibens in den Strassen und auf den Plätzen, vor den monumentalen öffentlichen Gebäuden. Der gutwillige Felix führte mich zu allem Anfang durch die grandiose Rue de la Paix nach den Tuilerien und dem Louvre. Des Abends wohnten wir leider auf einer der obersten Galerien des Theâtre français der Darstellung der Tragödie Sylla von Jones bei, Talma in der Titelrolle. Obgleich mir der Vollgenuss

der politisch anrüchigen Tragödie durch die grosse Entfernung der Szene in etwas verschmälert und vergällt wurde, konnte ich mich doch dem Eindruck dieses einfach grossartigen Spiels des ersten Tragöden damaliger Zeit ungestört hingeben und mich zum Voraus auf die Winternächte freuen, die mir derartige Vollgenüsse gewähren sollten. In der That, wenn ich die Namen Talma oder Mars auf den Theaterzetteln las und es sich einigermassen thun liess, entsagte ich willig dem Mittagessen, machte in der kalten Galerie des französischen Theaters geduldig stundenlange queue, mir ein wohlfeiles, meinem Einkommen angemessenes Parterre-Billet zu erobern, und nahm in der eilften Stunde vorüberlaufend in einem Café oder einer Pastetenbude mein verspätetes einfaches «Gastmahl». Dieser Angewöhnung und diesem Theaterenthusiasmus blieb ich Jahre lang treu, bis mich später die Verpflichtung, Zöglinge in das Schauspiel zu geleiten, verstimmte, sodann allmählig der Ueberdruss an solcher halb erzwungenen Zerstreuung sich einstellte.

Mein erster Besuch in Paris galt Professor Ozaneaux. Er wohnte Quai St. Paul, darauf in der Ile St. Louis, ein stundenlanger Weg von der Rue Pépinière, den ich fast immer zu Fuss absolvirte. Ozaneaux war mir in der Hauptstadt ein providentieller Freund und Mentor, die Aufnahme in seiner einfachen, gastfreien Haushaltung eine herzliche. Dieses seltene Glück verdankte ich Verny und Lebert, nicht meiner Wenigkeit. Fast jeden Sonntag brachte ich in der liebreichen Familie zu. Ozaneaux gab sich dazu her, die historisch merkwürdigen Punkte mit mir zu besuchen; er zuerst führte mich an der finstern Abbaye vorbei; die Hauptmonumente des linken Seine-Ufers sah ich zuerst mit seinen Augen.

Es fiel die Zeit unserer ersten Bekanntschaft in die Rückkehr des Herzogs von Angoulême aus Spanien. Dem Einzug des königlichen Prinzen an der Spitze seines Etat-Major durch den Arc de l'Etoile wohnte ich an Ort und Stelle bei, hierauf dem offiziellen Empfang des «Triumphators» von seinem Onkel dem König auf dem Mittelbalkon (pavillon de l'horloge) der Tuillerien. Ich will nur eingestehn, dass ich von der Szene einigermassen ergriffen war. Die ungeheure Menschenmasse in den Gartenräumen bis auf die Schlossterrasse heran, das zum Theil obligate, zum Theil freiwillige Vivat und Jubelgeschrei, und hoch über der Menge die offiziell-kordiale Familienscene auf dem Altan, wo sich zu linker Hand des invaliden sitzenden Monarchen der Monsieur Graf von Artois und der Tagesheld stehend, auf der rechten Seite die Herzogin von Angoulême und die Herzogin von Berry in Fauteuils, wie ein historisches Bild

abhoben. Wiederholt drückte Ludwig der XVIII. seinem Neffen die Hand; der Herzogin von Berry, die Neapolitanerin, schien obgleich in Pelze gehüllt, die rauhe Dezemberluft nicht zu behagen, ihre Blutverwandte, die Herzogin von Angoulême, blieb theilnahmlos.

Ich theilte Ozaneaux meinen naiven Eindruck mit. «Sie kommen aus der Provinz», erwiderte er, «und haben die Feste der Kaiser-Epoche nicht gesehen. Die da oben stehn, haben leider, nach dem bekannten Ausdruck, nichts gelernt und nichts vergessen.» Ich hatte nichts darauf zu erwidern.

Das eigentliche Siegesfest wurde erst einige Tage darauf gegeben; Vorbereitungen und Inscenirung besuchte ich mit meinem Eleven. Wir kamen dabei, ich will nicht behaupten in volle Lebensgefahr, doch in eine Ungelegenheit, die ohne des braven Jungen Geistesgegenwart in höchst Gefährliches umschlagen konnte. Beim Hinausdrängen aus dem Tuilleriengarten durch das Gitter, dem Pont Royal gegenüber, wurden wir beide dermassen gegen die eisernen Barren gestossen und gequetscht, dass irgend eine Verletzung ohnfehlbar erfolgen musste. Felix de Faviers ergriff resolut mit beiden Händen das Gitter, stemmte sich mit Rücken und übrigem Körper gekrümmt gegen die rücksichtslose Masse, dass er für sich und seinen ältern Freund freien Raum eroberte, selbstverständlich viele Flüche und Schimpfworte einerntete, doch seinen Zweck erreichte. Dieses instinktive Gebahren, durch beiderseitige Briefe an Eltern und junge Freunde nach Strassburg berichtet, zog ihm einen anerkennungsvollen Spitznamen zu, den ich aber hier nicht näher zu bezeichnen wage.

Es widerfuhr mir noch einigemal später, sei es allein, sei es mit anderer Begleitung, mich bei Illuminationen oder Feuerwerk an fürstlichen Namensfesten in Pariser Massen zu verlieren; ich würde solche Wagestücke niemand anrathen oder zugeben, dass mir Angehörige in solchen tauben, unerbittlichen Menschenhaufen sich umherwerfen liessen. Für Frauen oder Mädchen schiene es mir jetzt ein Unmass rücksichtsloser Unsitte.

Ganz in dieselbe Zeit fiel ein bekannter Giftmischerprozess und das Todesurtheil gegen den Verbrecher. Ein junger hochbegabter Arzt hatte in einem Restaurant zu St. Cloud seinen Freund und Klienten zu Tode gebracht, in der hässlichen Absicht, ihn zu beerben. Die Schuld des Angeklagten war bis zur Evidenz erwiesen; Theilnahme für den Ruchlosen war keine möglich, wenn man nicht seine Jugend und seine Intelligenz mit in Anspruch bringen wollte. Der Tag der Hinrichtung war festgesetzt, Alles drängte sich nach der Place de Grève. Auf

dem Wege nach dem Quai St. Paul fand ich mich in den Menschenknäuel unbedachtsam hineingewickelt und blieb, ich mochte wollen oder nicht, auf dem Wege, auf welchem der Unselige zum Richtplatz sich durchschleppte. Er ging zu Fusse, neben dem tröstenden, das Kruzifix hinhaltenden Priester. Castaings bildschönes Angesicht war bleifahl, die Todesschrecken waren darauf unwidersprechlich eingegraben; der starke Geist erbebte vor der unbekannten Ewigkeit. Auch in der dichtgeschaarten Menge herrschte Todesschweigen. Ich liess mich fortschieben von der fluthenden Masse, kam vor dem Todeszug auf den Grèveplatz und bestieg dort, hart am Hôtel de ville, ein für beherzte Zuschauer errichtetes Gerüst. Hier war die Stimmung diametral verschieden von den von mir beobachteten auf den Quais. Studenten mit ihren Maitressen, Poissarden aus dem niedrigsten Volkshaufen hatten die improvisirten Bretter besetzt; grenzenlos unverschämte Reden waren zu vernehmen, der krasseste Cynismus machte sich breit. Castaing bestieg das Schaffott, neben ihm immer noch der Priester; da zog vor dem letztern der Scharfrichter den Hut ab, es war der letzte Wink; Castaing wurde wie ein starrer Holzklotz ergriffen, unter das Beil hineingeschoben. Ich sah nichts mehr; ich glaube wohl, es ergriff mich ein unwillkürliches Zittern. Ein Dezemberregen fing an, herunter zu rieseln. — Est-il heureux! sagte ein Student mit eisigkalter Intonation neben mir; est-il heureux, la pluie n'est tombée qu'après sa tête.

Ich rettete mich in ein Lesekabinet und liess die vorbeiirrende Menge sich verlaufen. Der Inhaber und seine Frau äusserten sich wie ehrenwerthe Spiessbürger: «Sie haben doch genug Köpfe auf dem Platz daneben fallen sehen und drängen sich doch noch immer hinzu». — Ihr Kabinet schien nicht besucht, es war wohl als legitimistisch verpönt. Mich luden die braven Leute höflichst zur Wiederkehr ein, was ich denn leider bei der stundenweiten Entfernung meines Quartiers nicht versprechen konnte.

Von diesem Tag ab, nach den Reden und dem schamlosen Betragen auf dem Brettergerüste, hundert Schritte von der Guillotine, fing ich an, die französische Revolution zu verstehen; die Schuppen waren gefallen von meinen Augen, meine politische Erziehung war eingeleitet.

Doch im Vollgenuss der Jugend, vor täglich neuen Szenen, konnten die düstern Bilder nicht lange vor meinen Augen bestehen. Ich wollte vergessen und vergass.

Ein Hauptgenuss, den Paris mir in den ersten Monaten bot, war unstreitig die Bekanntschaft mit den Antiken, mit der unabsehlichen Gemäldegallerie des Louvre und in dritter doch

weit zurückgeschobener Linie mit der Gallerie der lebenden Maler im Luxembourg. Ueberwältigend blieb das Anschauen der Marmorgötter, Heroen und Philosophen der alten Welt. In wahrer Anbetung weilte ich vor der Diana von Versailles, der Venus von Milo, der verschleierten Polyhymnia. Jeder spätere Besuch bestärkte mich in meiner Verehrung. Mit Hülfe Ozaneaux und Leberts orientirte ich mich zuerst in der Gemäldegallerie und gab mich dann willenlos der Bewunderung der grossen Venetianischen Meister im Saale der Rotunde und der wenigen zurückgebliebenen Gemälde Raphaels hin. Ein liebeathmendes Portrait des grossen Urbinaten, lange wenigstens als solches angenommen, wurde jedes Mal von mir begrüsst, und das jungfräuliche Antlitz übte auf mich, wie auf unzählige andere, eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Im Luxembourg nahm ich auf Treu und Glauben die steifen Produkte David's und seiner Schule hin, konnte mich aber nie ganz mit Leonidas oder den Horaziern befreunden. Dagegen fesselte mich, ich will es nur gestehn, die wollustathmende Dido von Gérard, und Guerin's unheimliche Klytämnestra. Auch den kleinen Genregemälden war ich nicht abhold. Galileis eppur si muove steht mir nach 50 Jahren in klarer Erinnerung. An den Landschaften grossen und keinen Stils ergötzte ich mich aus angeborenem Hange. Selbstverständlich gingen mein Zögling und ich bei vielen dieser Besucher kameradlich zusammen; er war ganz wohl im Stande, mich in meinen elementaren Besichtigungen gut zu leiten. Die Salons seines Vaters, der als General-Intendant in Spanien mehrere Jahre lang herrliche Gemälde der spanischen Schule sei es durch Ankauf, sei es durch Geschenke erwarb, waren ganz zur Kunstbildung eines gut angelegten Jünglings geschaffen. Auch bei einigen lebenden Künstlern, Freunden seiner Eltern, wurde ich eingeführt. Ich nenne nur im Fluge den Portraitmaler Guérin, der sich in spätern Jahren nach Oberehnheim, seinem elsässischen Geburtsort, zurückzog, wo ich ihn noch bei der ehrwürdigen Familie Levrault im Greisenalter traf.

Auch Henri Lebert war mir ein intelligenter Führer auf meinem Besuche des Louvre und des Luxembourg. Er kam alljährlich während der Wintersaison nach Paris als Zeichner der Hartmannschen Fabrik. Seine Aufgabe war eine der schwierigsten: es lag ihm ob, in Fühlung mit der Modetendenz zu bleiben, den Geschmack des mobilen Publikums voraus zu bestimmen und in seinen Zeichnungen, die im Laufe des Jahres zur Ausführung bestimmt waren, seinem Patronatshaus einen bevorzugten Rang zu sichern. Das that er auch jahrelang mit unerschöpflicher Frische der Erfindungsgabe, und es ist nur der Wahrheit ge-

mäss, zu behaupten, dass er eine zeitlang in den Indiennes die Mode beherrschte. Rivalen entstanden ihm freilich am Logelbach, zu Mülhausen und in den Thälern des Ober-Elsass, und zuletzt mit höherem Alter wurde auch seine Imagination abgespannter. Mit seinen früheren Beschützern überwarf er sich sogar, wendete sich der Hausmannschen Fabrik am Logelbach zu und siedelte von Münster nach Colmar. Dort genoss ich dann bei frequenten Ausflügen seine unermüdliche freundliche Gastlichkeit.

In Paris, so oft es ihm seine Pflicht gestattete, war er mir zur Seite, und auf meine zukünftigen Verhältnisse bedacht, führte er mich patronirend in mehrere patriarchalische Häuser ein, worunter die Familie der Grafen de Sayre während siebzehn Jahren dem unbekannten Elsässer ebenfalls eine unverdiente Neigung zuwandte. Beide Brüder, von Brabantischer Abkunft, hatten unter dem ersten Kaiserreiche in den französischen Armeen gedient, der eine, jüngere, in der ersten Restaurationsepoche durch eine Reise nach Sizilien sich in der literarischen Welt eingebürgert; beide Brüder waren den schönen Künsten ergeben, der ältere ein ausgezeichneter Violinist. Durch dieses gemeinsame Talent hatte sich Lebert bei ihm eingebürgert. In seiner einfachen, geschmackvollen Wohnung wurden sonntäglich Quartette aufgeführt; ich lernte alte Komponisten bei ihm kennen und schätzen. Mit deutscher und italienischer Sprache waren beide Brüder vertraut, das gemeinsame Band fesselte mich an das gastfreundliche Haus. Meine deutsche Versifikationsversuche fanden günstiges Gehör. Eine improvisirte Probe hatte ich indessen in erster Zeit zu bestehn. Von einer metrischen jambischen Uebersetzung des Filippo von Alfieri liess ich einmal ein Wort fallen; man zitirte mir einige prägnante Verse; obgleich meine Schülerarbeit auf einige Jahre hinauf reichte, hatte ich das Glück, mich dieser Stellen zu erinnern. Von jenem Augenblick an fasste ich festen Fuss im gastlichen Hause. Zu einem Besuche auf dem Schlosse des älteren Bruders zu Hall in Belgien habe ich es leider nie gebracht, und mit meiner Versetzung nach Strassburg (1840) nahmen die näheren Beziehungen ein Ende. Nur durch Lebert erhielt ich noch von Zeit zu Zeit Nachrichten von der liebenswürdigen Familie; mit dem Unglücksjahr 1848 verstummte auch dieses Echo. Mehrere meiner aufbewahrten und im Druck erschienenen lyrischen Gedichte sind im Hause des älteren Grafen bei seinen Musikvereinigungen entstanden. Ich verdanke dem Ehrenmann, der obgleich Legitimist und strenggläubiger Katholik, gegen mich immer nur die tolerante Seite herauskehrte, die besten, reinsten Anregungen von artistischen Genüssen während meiner Pariser Periode.

Mit der Ankunft der Eltern meines Zöglings, im Laufe des Januar 1824, kam ein ziemlich reges Leben in das Hotel de la rue Pépinière. Herr Ramond, der erste Explorator des Montperdu in den hohen Regionen der Pyrenäenkette, war als Elsässer ein beliebter Hausfreund und als Mitglied des Instituts hoch angesehn. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu, wenn er sich in der Analyse von Shakespeares Hamlet erging und damit der starren französischen Tragödie entgegentrat. Es ging mir von Herzen, ihm dafür im Namen meiner abwesenden Schillerfreunde zu danken, ich liess mich das satirische Lächeln des Hausherrn dabei nicht anfechten. Er war ein Zögling der alten literarischen Schule und mochte wohl fürchten, sein Sohn könne unter meiner Leitung zu der heterodoxen neuen ästhetischen Schule hinübergezogen werden. Das lag aber weit ab von der Tendenz meines jungen Freundes, der es «de bon ton» fand, sich gegen die geschmacklosen Neuerungen zu erklären und seinem précepteur ein Schnippchen zu schlagen. Dem «klassischen» gusto wurde in einer Apparat-Soiree der Baronesse von Mathieu Faviers geopfert; man hatte den Akademiker Viennet bewogen, eine seiner in portefeuille gehaltenen Tragödien vorzulesen; ich glaube fast, sie war Sigismond betitelt und spielte in der vorburgundischen Geschichte. Die Gesellschaft war zahlreich und brillant: selbstverständlich die nächst anwohnenden Verwandten Marquis de Jaucourt mit Sohn und Schwiegertochter, die verwittwete hübsche Gräfin Rapp, Freundin der Frau von Montigny-Jaucourt, eine verwittwete Baronesse von Berkheim, deren Gatte den Vornamen Sigismond geführt und somit die Veranlassung zu einem affektirten Wittwenschmerze hergab; dann Mitglieder des Instituts, worunter mir Julien, der ehemalige Revolutionär und damalige Redakteur en chef der Revue encyclopédique in Erinnerung geblieben. Das Trauerspiel war über die Massen langweilig, dem Autor trug es dennoch das obligate Lob ein. Viennet hat sich in seinem höheren Alter als Akademiker und Literat durch seine geistreichen politischen Fabeln und Dialoge, durch seine satirischen Episteln einen nicht unverdienten Ruf erobert; in den feierlichen allgemeinen Sitzungen des Instituts nahm er, der Aelteste der Academie française, immer eine ehrenhafte Stelle ein und recitirte auf eine höchst pikante Weise seine jugendlich frischen Produkte. Dass er es auf 90 Jahre und gewissermassen zu einer Illustration bringen würde, mochte er im Jahre 1824 wohl nicht voraussehn, obgleich er mit einer hinreichenden Dosis Eigenliebe begabt war.

Um dieselbe Zeit traf ich im Salon des Marquis de Jaucourt mit dem damals kindlichen und knabenhaften Franz Liszt zusammen; es war sein erstes Privat-Debut in Paris, der

Kleine noch ganz unbekannt, durch die Dame des Hauses, Madame Fanny de Montigny-Jaucourt patronirt und von seinem Vater, einem ungarischen Melomanen und tüchtigen Musikkenner, noch wie ein Unmündiger behandelt. Den letzteren soviel als möglich zu unterhalten, wurde mir anbefohlen, und ich entledigte mich meiner gesellschaftlichen Pflicht gewissenhaft, ebensowenig wie die gegenwärtigen Gäste und Zuhörer die unerhört glänzende Zukunft des Wunderknaben ahnend. Noch sehr wohl besinne ich mich auf einige Punkte des mit dem Ungarn geführten Gespräches: wie er mir z. B. im Vertrauen sagte, der kaum den Kinderschuhen entwachsene Virtuose sei von einer unglaublichen Heirathswuth befangen, die ihm, dem Erzeuger, endlose Verlegenheiten in den Damenzirkeln bereite. Diese Befürchtungen realisirten sich in der That, und so gross der Ruhm des Klavierspielers und musikalischen Improvisators sich binnen kurzem steigerte, so wuchs in eben derselben, wenn nicht grösseren Proportion die Erotomanie des Hochbegabten. Durch seltsame Verwickelungen des Zufalls sollte ich in der Folgezeit und durch intermediäre Interessen damit vertraut und dabei betheiligt werden.

Ausserhalb der beiden Häuser der rue Pepinière blieb ich meinem Systeme treu, von den damaligen literarischen Pariser-Illustrationen mir direkt oder wenigstens indirekt eine approximative Idee zu verschaffen und sie mit meinem Mischungssystem auf der Grenze zweier Nationalitäten und zweier Sprachen womöglich in Einklang zu bringen. Von der Literatur zweiten Ranges gaben mir öffentliche Konferenzen der «Société des bonnes lettres» eine hinreichende Schaustellung. Gestiftet war diese legitimistische kleinere Leseakademie zur Aufrechthaltung der guten Geschmacks und zum Ankämpfen gegen die vorrückenden täglich an Terrain gewinnenden Romantiker. Ich hörte dort den Geschichtsschreiber Lacretelle die verrufensten Terroristen portraitiren und mit phrenetischem Applause die Schilderung der noch in allgemeinem Andenken stehenden Schreckenszeit vorführen. Die offenbar ins Grelle systematisch übertreibende Malerei konnte ich mit gutem Gewissen hinnehmen; weniger behagte mir das Herunterziehen des grundehrlichen Lafayette. Brissault deklamirte die «letzten Stunden Marie Stuarts»; Auger, der später mit Selbstmord endende Akademiker, gab Fragmente seines geistreichen Kommentars über Molière zum besten und der Sinologe Abel Remusat erging sich in Epigrammen gegen den Neologismus. Im Ganzen konnte ich mit der dort gewonnenen Einsicht in das Verfahren der orthodoxen Tagescelebritäten mich ganz zufrieden stellen und von ihrem deklamatorischen Lesetalent mir vieles zu Nutzen machen. Die Sitz-

ungen waren besucht und von einem sympathischen Publikum wohl über die Massen gut aufgenommen; sotto voce indess vernahm ich um mich her auch hin und wieder satirische Ausfälle gegen die lecturers. Unter die Schafe hatten sich auch Böcke gemischt.

Mit grösserem Gewinn hörte ich mit meinem jungen Zögling und Freunde einige Vorlesungen Villemains im hochangefüllten Amphitheater der Sorbonne. Guizot und Cousin waren in jener Periode noch am Wiederbetreten ihrer Tribüne verhindert. Villemain spielte mit grosser Gewandtheit und Vorsicht, blos flüchtige Anspielungen sich erlaubend, die Rolle eines konstitutionell opponirenden Professors und riss eine enthusiastische Studentenschaft mit sich fort. Ich konnte mir nicht verhehlen, dass seiner gerühmten Improvisatorgabe ein wohlberechnetes Haschen nach Effekten und vorbereitete Phraseologie als Basis unterlagen — aber auch so war diese bald pompöse, bald ironische oder einfache Eloquenz bewundernswert, zehnfach gesteigert durch die elektrische Theilnahme einer tausendköpfigen Versammlung von jugendlich gelockten und vom Alter gebleichten Häuptern. Das Loos eines solchen Lehrers schien mir das wünschenswertheste, zum Gedanken konnte ich mich nie erheben, dass auch das Streben nach solchem Ziele wünschenswerth und das schlaff sich Gehenlassen eine Versündigung gegen sich selbst. In einzelnen Vorlesungen konnte ich mir stillschweigend das Zeugniss ablegen, dass ich, pour le fond, so gut Bescheid wisse wie der hochgefeierte Professor, z. B. bei seinen Vorträgen über Camoëns. Dass mir aus solcher Ueberzeugung nicht der Muth erwuchs, wenn auch aus weiter Ferne solche Bestrebungen zu hegen, ist mir heute noch unbegreiflich, oder vielmehr presst mir die Erinnerung das beschämende Selbstgeständniss aus, dass ich entmuthigt die Hände lieber schlaff fallen liess. Vereinzelter Anstrengungen war ich fähig, systemåtische Ausdauer blieb mir fremd; die Früchte mussten mir, so dacht ich wohl, von selbst in den Schooss fallen. Misstrauen in meine eigene Kraft fiel wie ein Mehlthau über mich.

Ungefähr in die nämlichen Wintermonate von 1824 fällt meine erste Bekanntschaft mit Casimir Dalavigne. Es war die Epoche der ersten Aufführungen der «Ecole des vieillards», wobei die seltene Gelegenheit des Zusammenwirkens von Talma und Mlle. Mars in demselben Schaustücke sich bot. Ueber die unnachahmliche Grazie, das korrekte Auftreten der Dame der grossen Welt, worin Mars das unglaublichste leistete, war schon damals Alles gesagt, Alles zum Gemeinplatze geworden. Ich hatte die berühmte Actrice bereits vor sieben Jahren in meiner Vaterstadt noch in voller jugendlicher Schönheit prangend athemlos ange-

staunt, und dennoch übertraf diese Exhibition mein Hoffen, meine Erwartung. Ich konnte mir sagen, ich sei auf der höchsten Stufe meiner Theatergenüsse angelangt und musste nun mich bescheiden, nur Kopien eines solchen Urbildes zu sehen. Talma in gewissen Szenen war ebenfalls tragisch gross; nur schadeten ihm in den Reihen seiner Zuhörer seine langen früheren Triumphzüge, seine Heldenrollen, mit dem Helm auf dem Haupte, oder der umgeworfenen Toga, wenn er sich in der «Schule der Alten» zu dem bürgerlichen Frack und dem verunstaltenden weissen Haarschmuck bequemen musste, Den beliebten Casimir, welcher über die «Sizilianische Vesper», die «Paria» und die «Komödianten über Tragödien- und Lustspieldichter» zum ersten Rang mit den damaligen literarischen Grössen sich emporgeschwungen, konnte ich mich nicht enthalten, mit meiner Wenigkeit, war es auch nur auf kurze Augenblicke, zu behelligen. Ich war ihm durch Verny, Ozaneaux, Lebert zum Voraus bekannt, letzterer hatte ihm durch eine korrekte mündliche Uebersetzung nach einem Frühstück bei Ozaneaux mehrere meiner lyrischen Gedichte, unter andern Verse über Hellas vorgetragen — wer dichtete anno 1824 nicht über Griechenland? Somit war ich eingeführt und fand in dem einfachen, anspruchslosen, bescheidenen Gesichte des Illustern die Realisation des Charakters, wie er mir von Freunden und Verehrern vielfach geschildert worden. Unsere realistische Zeit hat nicht das geringste Verständniss mehr für damalige Zustände, wo eine unbedingte neidlose Begeisterung für die literarische Illustrationen bei der unverdorbenen Jugend Wurzel gefasst und jede neue Erscheinung auf lyrischem und dramatischem Gebiete mit Jubel begrüsst wurde. Ich schied von Casimir Dalvigne und seinem Bruder Germain, dem gewandten Verfasser vieler grossen Operntexte und Scribes Mitarbeiter, ich schied mit dem Bewusstsein, beide wenig oder gar nicht befriedigt zu haben, doch mochte ich meinen Besuch kaum bereuen, zuversichtlich glaubend, dass er bei weitem unerträglichere und langweiligere Gesellen als mich geduldet hatte.

Was mich dann vor allem andern zu meiner Invasion bei Casimir Delavigne bestimmt hatte, war meine bevorstehende Abreise von Paris. Im Rathe der Götter d. h. im Rathe der Eltern von Felix de Faviers hatte man den Entschluss gefasst, ihn die Examina zum Eintritt in die Militärschule von St. Cyr mit künftigem Winter (1824—1825) bestehn zu lassen. Nun hätte er zwar ziemlich leicht die mathematischen Vorbereitungsstudien dazu recht wohl in Paris angreifen mögen, doch fürchtete man die unausbleibliche, fortwährende Zerstreuung durch weitverzweigte Verwandtschaft und Bekanntschaft und glaubte den

Zweck besser zu erreichen durch totale Abgeschlossenheit auf dem Lande. Kintzheim liegt kaum eine halbe Meile entfernt von Schlettstadt; dort fand man in dem Mechaniker Schwilgué, dem bald nachher zu einer grösseren Berühmtheit gelangten Wiederhersteller der astronomischen Münsteruhr, den geeigneten Professor und neben ihm einen nicht ungeschickten Zeichner. Die Tagstunden sollte Felix ausschliesslich in Schlettstadt, die Abendstunden mit mir im einsamen Kinzheim zur Vorbereitung im Deutschen, in der Geschichte und dem Religionsunterricht zubringen. Der Vater wollte uns Gesellschaft leisten, die Mutter in Paris zurückbleiben. Das Ganze war in der That nicht übel ausgeheckt, nur stimmte es mit meinen Plänen und Wünschen nicht überein. Gefasst werden musste der Entschluss über Nacht; man versprach mir goldene Berge für den Ausgang des Präparandenjahres d. h., da meine vorläufigen Ansprüche an das Leben sehr gering und ich als Protestant unter den Bourbonen zum Voraus resignirt war, in keine öffentliche Laufbahn einzulenken, konnte oder sollte es mir nicht fehlen, eine angemessene Präzeptorstelle zu erhalten. Ich liess mich bereden, gegen die Einrede meiner näheren Pariser Freunde; musste ich mir doch im Forum meines Gewissens eingestehn, wie wenig mein junger Freund im Collège Bourbon unter meiner Leitung Fortschritte gemacht. Er war durchaus nicht ohne Anlagen, die sich im männlichen Alter auf einen bedeutenden Grad entwickelten, allein als Zögling war er für regelmässige Lyzeumsarbeit nicht aufgelegt, und ich eben sowenig zum Anfeuern geeignet.

Die Abreise war auf die ersten Märztage angesetzt; man liess mir völlige Freiheit zur Benutzung der letzten Wochen, zum Nachholen des mir etwa in der lokalen Einsicht von Paris Entgangenen. Ich durchzog gewissenhaft das Theater, fand, zu meiner Ehre sei es gesagt, geringen Geschmack an den Balletten der grossen Oper; das Theatre français hatte mich gegen die choreographischen Darstellungen gestählt. Die berühmte tragische Pantomimin Fagottini schied damals von der Scene, diesen platonischen Genuss liess ich mir nicht entgehen und die feineren Konversationsstücke Scribe's im Gymnase dramatique nahm ich noch als werthe Andenken in mein Exil mit. Die Versailler Gärten besuchte ich in ihrem blätterlosen winterlichen Aspekte und das verwahrloste Schloss den Geschichtserinnerungen zu liebe. So, mit dem halbtröstlichen Bewusstsein, die Topographie von Paris und Umgebung genau zu kennen, in treuem Andenken einer erworbenen Neigung einen Anhalt zu finden, auf baldige Rückkehr hoffend, setzte ich mich mit Herrn de Faviers, Vater und Sohn, in den courrier de la malle, welcher zu jener Zeit die Reise über Metz in etwa 48 Stunden zurücklegen sollte.

Hatte sich meine Reise im November 1823 übel angelassen, so war die vorläufige Rückkehr in die Heimat mit noch grösserer Ungelegenheit verbunden. Bald nach dem Austritt aus der milderen Pariser Zone überfiel uns ein ungestümes Schneewetter. Winterfrost und Flocken drangen durch die Ritzen des schlecht verwahrten Kourierkastens, wir wurden bald von einer Eiskruste überdeckt. Der alternde Herr von Faviers fühlte sich in hohem Grade unwohl und machte sich laute Vorwürfe über die in solcher Witterung unternommene Campagne, obgleich er einst in hohem Norden, in Russland, bei viel höheren Kältegraden sich bequemer durchgeschlagen. Dem Courrier, da er über dies bedeutend verspätet, war keine Rast vergönnt; nur in Metz erhielten wir in schlecht geheizter gemeiner Gaststube gegen Ende in der zweiten Nacht eine Stunde Aufenthalt. Die Besinnung auf den übrigen Theil der winterlichen Tortur ist mir ganz entschwunden; wir fühlten uns alle drei bis aufs Mark erstarrt. Das Durchziehen der Lothringer Plateaus war über die Maassen peinlich, erst der Eintritt in die mildere Elsässer Ebene brachte etwas Erleichterung und die provisorische Erwärmung in den Betten des Gasthofes «zum Raben» in Strassburg Leben in die Glieder. Im Vaterhause ging ich mit Tagesanbruch zum zweiten Mal zu Bette und die Freude des unerwarteten Wiedersehens rückte die kaum überstandenen russischen Beschwerden völlig in den Hintergrund.

Es blieb mir wenig oder keine Zeit, Bekannte und Freunde aufzusuchen. Professor Arnold, dem ich über meine zu Paris verwendete Zeit und die angeknüpften Verbindungen einigermassen Rechenschaft ablegte, rieth mir, den Aufenthalt auf dem pittoresken Landgute zu einem opus jucundum zu benutzen: «Ihre Rückberufung nach Paris wird, so glaube ich, schnell erfolgen; Ihre mässigen Ansprüche an das Leben werden Ihnen zum Segen gereichen; auch wir vergessen Sie nicht».

Mehr als halb getröstet fuhr ich nach Schlettstadt und Kinzheim ab; nur wollte mir in der ersteren Oertlichkeit das kleinstädtische Wesen das mir gleich bei den Besuchen der hochgeschmeichelten Lehrer und anderer Insassen auffiel, nicht behagen, und auf die Insistenz des Herrn de Faviers Vaters, der mir nach dem ersten Spaziergang in den schneebedeckten Tannenwäldern den Vorzug dieser reinen Bergluft vor den Spaziergängen im Tuileriegarten auseinandersetzte, konnte ich nur ausweichend antworten. Er zeigte sich höflich um meine Wenigkeit besorgt, wohnte regelmässig dem abendlichen Unterrichte bei, mokirte sich über Lessings Fabeln, die ich mit Felix übersetzte, und begab sich mit anbrechendem Frühling, da er völliges Zutrauen in mich gefasst, mit einem Bruder Colonel Mathieu

nach Lyon zum Besuche des Friedhofs, wo seine ältere Tochter ruhte.

Nicht unempfindlich blieb ich für den Reiz des Aprilmonats in der blüthenbedeckten fruchtbaren Ebene und im Schlossparke. Das Keimen und Sprossen allüberall um mich her verjüngte mich um einige Jahre, goss neues Leben in meine Adern. Von Kolmarer Freunden kamen Besuche, Verny und Spenle; mit ihnen bestieg ich Hohkönigsburg an einem herrlichen Maitag. Früher schon hatten wir uns in einem Strassenwirthshause bei Guemar Rendez-vous gegeben; ich theilte ihnen meine bei der fröhlichen Stimmung entstandenen Lyrik mit, erntete Beifall, mit kritischer Zugabe von dem strengen Verny, der auch seine ersten Zweifel an der Befähigung Ozaneaux für sein grosses episches Vorhaben, Jeanne d'Arc zu verherrlichen, gegen mich ausliess. Ich konnte und wollte dem abwesenden Freunde keinen Dolchstich durch voreilige Kritik beibringen und behielt meinen primitiven Glauben unverrückt fest — ob ich besser gethan, ihn aus seiner Täuschung aufzurütteln, ist mir jetzt noch nicht erwiesen; jedenfalls hätte es mich um seine Zuneigung gebracht, denn er verzieh nie und nimmer dem ehemaligen Zögling Verny die langsam und vorsichtig nach und nach ausgesprochenen kritischen Bemerkungen, die sich hauptsächlich auf die Anlage des Ganzen bezogen und in der richtigen Behauptung gipfelten: «die kontemporaine Epik sei in Walter Scott realisirt und das Uebrige von Uebel».

Besuche von Kolmar gingen ab und zu. So kam der königliche Appellrath Mathieu, der ältere Bruder des Barons, mehreremal mit seiner Tochter Hortense Mathieu, die mich im vorigen Herbst zu Ittenweiler so sehr angesprochen und den ersten Anstoss zu meiner jetzigen Lage gegeben. Ich war ihr zu Dank verpflichtet, es entspann sich von ihrer Seite eine mütterlich-schwesterliche Zuneigung, von meiner Seite das angenehme, nicht leidenschaftliche Gefühl einer näheren Angehörigkeit. Das Verhältnis blieb in gehörigen korrekten Schranken und hielt sich beinahe dreissig Jahre lang bis zu Hortenses Tode fast immer auf derselben Temperatur einer treuen Freundschaft. Zu öfterer Entfremdung hätte sich Anlass gefunden; eine strenge Katholikin war sie, ihr Glaubens- und Bekehrungseifer artete mit zunehmenden Jahren fast in Bigotterie aus; ich gab nach, wo nachzugeben thunlich; aber nie liess ich meinen Uebertritt aus meinem angeborenen Glauben hoffen. Im Frühjahr 1824 zu Kinzheim trat diese ihre Tendenz noch nicht so offen an den Tag. Unsere Spaziergänge in den frischbelaubten Waldungen, unsere gemeinsame Lektüre auf der Wiese des alten Schlosses waren nicht ohne Reiz. Sie verstand genug deutsch, um an Grillparzers

Ahnfrau Gefallen zu finden, nur wehrte sie sich gegen die etwas lüsternen Anspielungen der Tragödie, welche ich in ein französisches Melodrama umzuwandeln gedachte. Dass sie nicht ganz frank gegen mich handelte, mochte ich durch einige Symptome errathen. Thue ich der Hingeschiedenen Unrecht, wenn mir bisweilen scheinen wollte, sie suche dennoch weichere Anhänglichkeitsgefühle in mir wachzurufen und Aussichten auf eine in meiner abhängigen Stellung wohl wünschenswerthe magistratliche Carrière zu eröffnen, Chi lo sa! Noch jetzt, nach so langer Zeit, gedenke ich ihrer mit Freuden und bin für jeden Händedruck, für jede Aufmunterung erkenntlich, die sie dem mühsam sich Emporarbeitenden gab.

Auch ihr Vater, ein origineller Mann, erwies mir ungetheilte Aufmerksamkeit. Klassisch gebildet, als Jurist begabt, hatte er zu Strassburg in den Revolutionsjahren zuerst im Munizipalmagistrat sich hervorgethan, darauf in Arrest gelegen, darauf als richterliche Magistratsperson seine Stelle gut ausgefüllt und nebenher sich mit erfinderischen Produkten herumgeplagt. So wollte er die ägyptische Hennen-Eierausbrütung im Grossen nach Frankreich verpflanzen, zog sich aber nur Verdruss, Spott und bedeutende Geldverluste zu. Er war Freimaurer, Freidenker, Anhänger des Systems von Dupuy, zum grossen Skandal seiner strenggläubigen Tochter. In Kinzheim las er Virgils Aeneis und fand darin eine Anwendung seines Systems, eine gezwungene Deutung, die ein halbunterdrücktes Lächeln auf die Lippen rief. Für mich war er die verkörperte Güte und folgte meinen ferneren Evolutionen zu Paris und im Elsass mit warmer Theilnahme. Ich mache mir den Vorwurf, ihm nicht die gleiche Zuneigung entgegengebracht und, wäre es nur aus unschädlicher Anbequemung geschehen, seinen astronomischen Grillen etwas mehr gehuldigt zu haben. Meine Anhänglichkeit an seine Tochter sah er nicht ungern und trat immer gegen sie zurück. Ich sah ihn zu Strassburg im Februar 1841 auf seinem Todtenbette starr ausgestreckt liegen, widmete seinem Andenken in den Lokalzeitungen einige wohlgefühlte biographische Zeilen und bedauerte meine allzuspäte volle Einsicht in das unverdiente Interesse, welches der Greis an mir genommen.

Eine Trübung oder vielmehr ein unvorhergesehener Schlag fiel in das harmlose halbidyllische Frühjahrsleben von Kinzheim. Ozaneaux berichtete mir, es hätte auf sein Drängen Fräulein Mendelsohn, die Tochter des berühmten Philosophen und jetzige Erzieherin der Tochter Sebastianis, eine Stellung aufgefunden, nur gälte es zu einem schnellen Entschlusse zu kommen und wo nicht mit rückkehrender Post, doch sobald es möglich anzumelden, ob eine Lösung meines Verhältnisses

in der Familie Faviers sogleich möglich, oder ich mich bis ins Spätjahr gebunden glaube. Ich könnte einen austretenden Gouverneur in der Familie des Grafen St. Aulaire ersetzen und würde, wie die stereotype Formel bei der Art Verhandlungen immer lautet, als ein Mitglied des politisch hochstehenden Hauses betrachtet werden.

In der That, ich wurde durch des Anerbieten wie aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt. Die herzliche Behandlung, die mir in meiner kaum angetretenen Stelle zu Theil geworden, die Verpflichtung, die ich stillschweigend eingegangen, den jungen Freund bis an den Eingang der Militärschule zu geleiten, liessen mich Einwendungen und halbwegs Vorwürfe vorausahnen. Mit meiner weichern Natur musste sich in meinem Innern ein unausgeglichener Kampf zwischen Pflicht und Sehnsucht nach Paris entspinnen, welcher nur durch die Generosität und Nachgiebigkeit der Eltern meines Zöglings geschlichtet werden konnte. Beide waren abwesend; Ozaneaux, der sich die Lösung der Angelegenheit in den Kopf gesetzt hatte, keinen Fingerbreit davon wich, setzte in Paris mehrere Hebel in Bewegung, verfügte sich zu Guizot und bestimmte ihn, den Marquis von Jaucourt darob anzugehen. Es ward die einfache schwach besoldete Gouverneursstelle fast zu einem Gegenstand diplomatischer Verhandlung mit Frau von Faviers. Mich beschämte das Ganze, weil ich mir eingestehen musste, dass ich hinter den Erwartungen, die ich erregte, zurückbleiben würde; von Herzen hätte ich gewünscht, Alles rückgängig zu machen und in meinem traumartigen Dasein die schöne Sommerzeit vorerst auf dem Lande zu verbringen. Meine Irresolution konnte nur steigen, da Frau von Faviers plötzlich in Kinzheim halbkrank anlangte, mich mit ungeheuchelten Schmeichelworten beschwor, sie nicht in der gegenwärtigen Verlegenheit zu lassen. Sie konnte an meiner aufrichtigen Traurigkeit bemerken, dass ich nicht nur schwankend, dass ich auf ihre Seite neige und mich nur vor dem Unwillen eines starren ungebeugten Freundes fürchte. Was den Ausschlag gab, wüsste ich in der That nicht mehr zu bestimmen. Eine drohende Merkuriale von Ozaneaux war es nicht allein, es war auch nicht ein flüchtiger Besuch von Stahl, der mich mit etwas sophistischen Beweggründen zum Aufbruch aus Kinzheim antrieb; genug, die Mutter von Felix stellte es mir zuletzt anheim, zu handeln, wie es mir genehm. Dass ich um Verzeihung für die Unruhe, die ich ihr bereitete, bitten musste, war selbstverständlich, und nur die endgültige Ueberzeugung, dass man mich ohne Groll entlassen würde, mochte mich am Ende zum raschen Aufbruche bewegen. Prof. Arnold hatte für mich einen tüchtigen Ersatzmann gefunden;

mein ehemaliger Studiengenosse, der künftige Prof. Rau, gab sich zu dem wenig ermüdenden Auftrage her, während einiger Monate auf dem schönen Landsitze zu verweilen. Ich konnte scheiden mit erleichtertem Herzen und der Gewissheit, in dem Hause, aus dem ich schied, mir Freunde zu hinterlassen. Felix, der durchaus nicht hartherzig, aber auch nicht von Gefühl überströmend war und schon mehrmals seine Präzeptoren gewechselt, verhielt sich im gehörigen Bezirke der gesellschaftlichen Konvenienz und zeigte sich zu Paris und St. Cyr ebenfalls mir gegenüber in höchst liebenswürdiger Weise. Die Rue Pépinière wurde mir zu einem der anziehendsten Ruheplätze in Paris, und die häufig fortgesetzten Beziehungen zu demselben wurden für mich zur besten Empfehlung in der feinfühlenden Familie des Faubourg St. Germain, wohin ich mich vorerst zu begeben hatte.

Die letzten Tage in Kinzheim, die ich allein zubrachte — Frau von Faviers war nach Strassburg vorausgezogen — waren nicht ohne melancholischen Reiz für mich, die Gärten standen in vollem Rosenflor und schienen zu längerem Verweilen einzuladen. Die einsamen Thalgründe und Berghöhen, die ich so oft mit Hortense besucht, sprachen mehr als je zu meinem landschaftlichen Sinne, zu meinem nur allzu leicht erregbaren Herzen. Verse aus Wilhelm Meister, die ich in meiner Einsiedlershütte eingekritzelt, riefen mir wie mit unsichtbarer Stimme zu, nicht neuere Bande zu knüpfen; doch es war zu spät, ein Rückschritt unmöglich, wollte ich mich nicht dem Hohne, dem Spotte preis geben. Ich musste mir sagen: «le vin est tiré, il faut le boire». In Kolmar wurde der Abschied durch die unbedingte Aufmunterung in Vernys Familie erleichtert. Die Verhaltungsmassregeln, die mir der jüngere Freund mit auf den Weg gab, waren eines ältern Mentors würdig. Ihn selbst traf ich in peinlicher Lage, die er mir nicht verbergen wollte. Zum Theil durch Leichtsinn, zum Theil durch unbedingt nothwendige Ausgaben in Paris hatte er seinen Vater in einige Verlegenheit gebracht und konnte bei seinem Anfangsstadium in der Advokatur noch nicht darauf bedacht sein, die Lücken auszufüllen. Eine vor achtzehn Monaten eingegangene unbedachte Eheversprechung mit einem liebenswürdigen aber frivolen Mädchen hatte nothwendig zu einem Bruche geführt und ihn grausam verstimmt. Philosophische und religiöse innere Kämpfe hatten bis auf den Rand diesen Wermuthsbecher gefüllt, und es war noch nicht vorauszusehn, wie der sonst so resolute Jüngling sich heraus winden würde. Er sollte siegreich daraus hervorgehen, denn er war mit ganz andern physischen und moralischen Kräften ausgestattet als meine Wenigkeit.

Noch im letzten Augenblick war mir eine Ungelegenheit vorbehalten: ich hatte in Kinzheim meine und meines Zöglings Effekten abzuholen. Die in Schlettstadt zurückbleibende Diligence hatte nur einen Platz frei, den ich den von Gepäck Unbelästigten überliess, auf bessere Chance bei der nächsten Gelegenheit zählend. Mitten in der Nacht wurde ich endlich von meinem improvisirten Aufenthalt auf der Post befreit.

In Strassburg wohnte ich noch der verspäteten Konfirmation meines bisherigen Zöglings bei. Die Ceremonie ward an ihm und an seinem Vetter Leon de Bussierre durch den rationalistischen Professor Haffner in camera caritatis vollzogen; ich war mittelmässig von der Ansprache des sonst so eloquenten Predigers erbaut. Mir selber konnte ich das trostlose Zeugniss geben, dass ich zur religiösen Entwickelung und Glaubensbefestigung von Felix wenig oder nichts beigetragen und dass ich mir bei seinem spätern Uebertritt zur katholischen Kirche wohl einen Theil der Verantwortlichkeit aufbürden könne.

Den letzten Morgen meiner Anwesenheit in Strassburg brachte ich mit Schützenberger und seinem Busenfreunde Capitaine Fabian zu; letzterer um mehrere Jahre älter als wir hatte als erfahrner Weltmann keine geringe Autorität über uns sich angemasst. Ich war ihm dafür erkenntlich, wie ich denn meine Weltkenntniss und Erfahrungen mehr aus fremden Erlebnissen als den eignen mir zu Nutze machte. Fabian hatte noch die letzte französische Campagne (1813) in Deutschland mitgemacht, sich als deutsch redender Franzose viel umgesehn und war nicht, wie andre bramarbasirende Militärs, gegen Deutschland und seine Bewohner ungerecht. In politischer Linie gehörte er zu der republikanischen Partei, nahm aber an keiner geheimen Gesellschaft oder Verschwörung Theil; doch war und blieb er bei seinen Obern und der bourbonischen Regierung schlecht angeschrieben, immer zurückgesetzt, sodass er beinah 30 Jahre auf derselben Rangstufe verblieb und auch das einfache Ehrenkreuz nur nach langem Harren erhielt. Seine spätere Laufbahn ging dann rascher voran; als Oberst nahm er oder bekam er seine retraite. Dass er sich mit mir beschäftigte, wäre mir jetzt noch ein Räthsel, hätte nicht Schützenberger zum verbindenden Mittelglied sich hergegeben. Von seiner politischen und religiösen Meinung blieb nichts an mir haften. Noch mehr als einmal werden er und seine höchst anziehende Gemahlin in diesen flüchtig hingeworfenen Zeilen meiner Erinnerung sich aufdrängen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Band.)



KARL AUGUST BARACK.

IX.

Karl August Barack.

Lebensumriss

von

Ernst Martin.

(Mit einer Abbildung.)

Unsere Universitäts- und Landesbibliothek mit ihren prächtigen Räumen, ihren reichen Bücherschätzen und ihren ebenso zweckmässigen als liberalen Einrichtungen wird uns immer wieder an den Mann erinnern, der zuerst zu ihrer Begründung aufgerufen, der sie von Anfang an geleitet hat und fast dreissig Jahre lang ihr Vorstand gewesen ist. Ein einfaches, kurzes Lebensbild wird als bescheidenes Denkmal den Lesern unseres Jahrbuchs willkommen sein.

K. A. Barack hatte sich durch eigene Kraft emporgearbeitet. Er war geboren am 23. Oktober 1827 zu Oberndorf im württembergischen Schwarzwald. Sein Vater war früh gestorben; seine Mutter, von der er stets mit der grössten Liebe und Verehrung sprach, starb 1855 in ihrem 50. Lebensjahre. Seine Jugendzeit, über die er seiner Familie manches erzählt hat, verlief in ziemlich engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Als kleiner Knabe hat er an mancherlei ländlichen Beschäftigungen, z. B. dem Kartoffelausmachen, sich beteiligen müssen. Dass ihn dabei der Humor nicht verliess, zeigt eine Geschichte, auf die er gelegentlich nicht ohne Vergnügen zurückkam: dass es ihm einmal gelungen, einem grösseren Knaben den schweren Kartoffelsack aufzuhalsen, den er vom Felde nach Hause bringen sollte, indem

er ihm versprach: «Hannesle, wenn du mir mein Sack heimtragst, lehr ich dich's Fliegen.»

Bis zum Jahre 1844 besuchte Barack die Lateinschule in Oberndorf, brachte stets die beste Note nach Hause und behauptete durch alle Klassen mit Leichtigkeit seinen ersten Platz, so dass seine Lehrer die Mutter veranlassten, den begabten Knaben weiter lernen zu lassen. Sie brachte ihn 1844 in Rottweil bei Verwandten unter, durch deren Unterstützung der Besuch des Gymnasiums ermöglicht wurde. Nicht viel später fiel ein Ereignis vor, das auf den Jüngling einen tiefen, bis an sein Lebensende unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. An einem heissen Tage badete die Klasse im Neckar oberhalb eines Wehres. Zwei Schüler wagten sich zu weit an die tiefere Stelle vor dem Wehr. Auf einmal hörte man vom Ufer den Schrei: «da ertrinken sie ja!» Der eine wird noch an's Ufer gebracht und durch Reiben aus der schon eingetretenen Erstarrung in's Leben zurückgerufen. Es war Barack. Der andere musste seine Kühnheit mit dem Tode büssen.

Im Jahre 1848 bezog Barack die Universität Tübingen, um, wie seine Mutter hoffte, sich für den geistlichen Stand vorzubilden; doch bald widmete er sich, seiner inneren Neigung folgend, ausschliesslich philosophischen und philologischen Studien, die er bis 1851 fortsetzte. Durch seine gänzliche Mittellosigkeit gezwungen, sich so bald als möglich einen Beruf zu wählen, der ihn auf eigene Füsse stellte, nahm er 1852 die Stelle eines Hauslehrers bei der im Nassauischen ansässigen Familie Lossen an. Oft und mit Begeisterung erzählte er von seinem Aufenthalte auf der Michelbacher Hütte: so hiess die Eisenhütte, die der Familie Lossen gehörte. Das schöne Familienleben, der Verkehr mit seinen sympathischen Zöglingen, die gemeinsamen Spaziergänge und Streifzüge in der Umgebung, das freie, an Abwechslung und Anregung reiche Leben in diesem gastfreien Hause wirkten auf ihn, der so früh den Kampf um's Dasein hatte aufnehmen müssen, in der wohlthuendsten Weise. Er fühlte sich glücklich und fügte sich so in die Familie ein, dass er an allen ihren Freuden und Leiden lebhaften Anteil nahm, sowohl der Hausfrau wie dem Hausherrn helfend zur Seite stand, wenn dringende Angelegenheiten es erforderten, und später wohl auch von mancher drolligen Situation zu berichten wusste, in die ihn das natürliche, auf dem einsamen Gute auch manchmal erschwerte Leben geführt hatte. Bis an sein Ende unterhielt er die Beziehungen zu einigen noch lebenden Gliedern der Familie und verfolgte deren Lebenswege mit herzlicher Teilnahme.

Er hatte jeden freien Augenblick auf dem Gute dazu benutzt, sich auf seinen «Doctor» vorzubereiten. Im Jahre 1854

schied er von der Familie Lossen und promovierte in Tübingen, besuchte hierauf mehrere Bibliotheken und wurde am 1. Mai 1855 zum ersten Conservator am germanischen Museum zu Nürnberg ernannt. Als zweiter Conservator trat Dr. Karl Bartsch ein, der als Professor der deutschen und romanischen Philologie in Heidelberg gestorben ist. Bald verband innige Freundschaft die beiden jungen Gelehrten, die freilich aus den arbeitsreichen, pecuniär aber sehr ungünstigen Verhältnissen am germanischen Museum herauszukommen suchen mussten. Doch blieb diese Nürnberger Zeit auch für Barack in guter Erinnerung als ein frisches thätiges Leben, dem es auch an Freundschaft und Liebe nicht fehlte. Denn von den verschiedenen jungen Gelehrten, welche an den Sammlungen und der Bibliothek des germanischen Museums arbeiteten und, wie Barack sich gern ausdrückte, ein wahres Benediktinerleben führten, vergass doch keiner auch für sein Herz zu sorgen: beim Weggang von Nürnberg nahm ein jeder, Bechstein und Johannes Müller ausgenommen, eine Nürnbergerin als Frau mit sich, so Bartsch, Johannes und Jakob Falke, Burckhardt, und so auch Barack. In Clara Löflund, der Stieftochter des bekannten Schillerforschers, Professor Joachim Meyer, lernte Barack seine zukünftige Frau kennen, die er im Jahre 1860 heimführte, nachdem ihm die Stelle als Leiter der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen übertragen worden war und er am 7. Januar dieses Amt angetreten hatte. In die Nürnberger Zeit fallen nun auch die ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen Barack's. Indem für diese im Allgemeinen auf das unten folgende Verzeichnis verwiesen sein mag, soll hier nur die gute Ausgabe der Dichtwerke der Gandersheimer Nonne Hrotsuitha (1858) hervorgehoben werden.

Weit fruchtbarer jedoch an litterarischen Arbeiten als die Nürnberger Zeit erwies sich der Aufenthalt in Donaueschingen. Auch hier fand er freilich an seiner Anstalt viel zu thun. Es war die ganze Bibliothek umzuarbeiten und gleichzeitig infolge einer Erweiterung der Räume, die einem völligen Neubau gleichkam, eine ganz neue Aufstellung vorzunehmen. Barack verzeichnete namentlich die reiche Handschriftensammlung (etwa 1000 Stück), über welche bereits z. T. sein Verwandter und Vorgänger, der Dichter J. V. v. Scheffel berichtet hatte. Barack's Verzeichnis, ein Muster von Sorgfalt und Uebersichtlichkeit, erschien im Jahre 1865 (s. u. Nr. 11). Gleichzeitig veröffentlichte er eine Anzahl von Fragmenten zu mittelhochdeutschen Gedichten in der von Pfeiffer, später von Bartsch herausgegebenen Zeitschrift Germania. Für grössere Publikationen bot die Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart-Tübingen erwünschte Gelegenheit. Hier erschien 1863 des Teufels Netz, ein Straf-

gedicht über die verschiedenen Stände, kurz vor 1441 verfasst; 1866 die Reichenauer Chronik von Gallus Oheim, mit wertvollen historischen Untersuchungen des Herausgebers, und für weite Kreise willkommen, die Zimmerische Chronik 1868—1869. Diese Fundgrube für schwäbische Ueberlieferung jeder Art, in vier starken Bänden erlebte eine zweite Auflage 1881. Der Herausgeber zog überdies aus ihrem Text den Stoff zu einem Volksbuch (Nr. 27), das er ohne seinen Namen erscheinen liess, ganz in den Formen der älteren Litteratur dieser Art.

So angenehm die Verhältnisse in Donaueschingen waren, wo Barack unter den Gelehrten, die an den wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Fürsten thätig waren, eine hervorragende Stellung einnahm, so sollte er sich doch noch einen weit grösseren Wirkungskreis eröffnen, und zwar durch sein Eingreifen in die gewaltigen Ereignisse des deutsch-französischen Krieges.

Kaum war Strassburg gefallen und die schmerzliche Kunde von der Verbrennung der berühmten Bibliothek unzweifelhaft bestätigt worden, da liess Barack, nachdem er schon am 5. Oktober darüber mit dem Leiter der Münchener Hofbibliothek in Verbindung getreten war, einen Aufruf zur Sammlung eines würdigen Ersatzes erscheinen, der von 49 angesehenen Namen unterzeichnet, am 30. Oktober 1870 an die Oeffentlichkeit trat. Das historisch gewordene Schriftstück hatte folgenden Wortlaut:

«Strassburg hat seine herrliche Bibliothek verloren!

Erkundigungen, die daselbst bei amtlichen Personen angestellt wurden, geben die traurige Gewissheit, dass «Nichts, auch gar Nichts» davon gerettet worden ist. Durch ganz Deutschland wird dieser Verlust aufs Tiefste beklagt. Sollte sich, angesichts der warmen Theilnahme, welche die materielle Noth der unglücklichen Stadt allerwärts erregt, Deutschland nicht auch aufgefordert fühlen, dieser Stadt, welche, so lange sie beim Reiche war, eine hervorragende Pflegestätte deutschen Geistes, deutscher Kunst und Wissenschaft gewesen ist und auch nach ihrer Losreissung nicht aufgehört hat, die Trägerin und Vermittlerin des deutschen Geisteslebens für die losgetrennten Landesteile zu sein, — dieser alten deutschen Stadt die Wiedergewinnung eines Bücherschatzes anzubahnen, der es ihr ermöglicht, auch fernerhin ihre kulturhistorische Mission zu erfüllen?

Gewiss, wenn wir Hand anlegen, um der Stadt, mit deren Namen das Gedächtniss eines Gottfried, Erwin, Twinger, Tauler, Gutenberg, Geiler, Brant, Fischart, Oberlin, Schöpflin, Schweighäuser, Herder, Goethe verknüpft ist, einen Ersatz zu schaffen für das Kostbarste, das sie verloren hat, so heisst dies nur den Manen dieser Männer dankbar sein, es heisst die Saat für die Zukunft ausstreuen.

Was den Stolz der einstigen Strassburger Bibliothek ausmachte, die Handschriften und seltenen Drucke, vermögen wir nicht zu ersetzen; mit vereinten Kräften werden wir aber im Stande sein, wenigstens den Grundstock zu einem Geistesschatze zu legen, welcher in der gegen zwei Jahrhunderte von uns getrennten Stadt deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur in erfolgreichster Weise zu neuer Geltung und damit zur alten Blüthe zu bringen vermag.

Die Unterzeichneten wenden sich daher vertrauensvoll an alle Deutschen, insbesondere an die Vorstände und Besitzer von Bibliotheken, an die Gelehrten, Autoren, Verleger, Antiquare, Universitäten, Akademien, an andere gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine mit der angelegentlichsten Bitte:

durch Beiträge von geeigneten Büchern oder Geld zur Wiederbegründung einer Bibliothek in Strassburg mithelfen zu wollen, und erklären sich bereit, die Beiträge in Empfang zu nehmen und deren Ablieferung an den Bestimmungsort nach Wiederherstellung des Friedens und nach Herrichtung geeigneter Räume zu besorgen.

Ueber die eingegangenen Gaben wird von Zeit zu Zeit öffentliche Rechenschaft gegeben werden.»

Der Aufruf hatte einen Erfolg, der sich nur aus der Begeisterung jener grossen Zeit erklärt. In kaum zwei Jahren waren an Geschenken etwa 200 000 Bände zusammengekommen, darunter höchst wertvolle Werke, da Alle, Kaiser Wilhelm voran, ihre Gabe zu dem national wie wissenschaftlich gleich bedeutsamen Unternehmen beisteuern wollten. Am 9. August 1871 konnte die Einweihung der Bibliothek begangen werden, mit einer, wenn auch in bescheidenen Grenzen gehaltenen, doch für jeden Teilnehmer unvergesslichen Feier. Ludwig Spach hielt die Festrede, welche zugleich die hundertjährige Wiederkehr der Promotion Goethe's (6. August 1771) verherrlichte.

Es war ganz in der Ordnung, dass Barack, der unermüdlich für die Sammlungen gewirkt hatte, die Leitung der neubegründeten Universitäts- und Landesbibliothek erhielt. Am 16. Juli 1871 war Barack in den Dienst des Reichslandes übergetreten; am 19. Oktober des folgenden Jahres wurde er zum Oberbibliothekar mit dem Charakter eines ordentlichen Professors der Universität ernannt.

Mit grossartiger Umsicht und Thatkraft organisierte er, unterstützt von einem Stabe von tüchtigen, teilweise ausgezeichneten Mitarbeitern, die Bibliothek, welche im Laufe weniger Jahre die drittgrösste Deutschlands wurde und an Bändezahl nur hinter Berlin und München zurücksteht. Ganz besonders war für den Hauptzweck einer Bibliothek, ihre Zugänglichkeit

und Benutzbarkeit gesorgt. Weit hinaus wanderten die Sendungen der Bücher, und mit besonderer Genugthuung verzeichnete Barack in seinen Berichten die immer wachsende Zahl der verliehenen Werke. Ebenso entsprach er, wo irgend möglich, den Wünschen der sachkundigen Benutzer, vor allem der Professoren der Universität. Insbesondere vermittelte er auch deren Gesuche um Zusendung wertvoller Bücher und Handschriften von ausserhalb und trat gelegentlich, wo Schwierigkeiten gemacht wurden, mit Entschiedenheit für sie ein. Ein Ausstellungsraum legte die kostbarsten Stücke der Bibliothek den Besuchern vor Augen, und gern wurden Ausstellungen bei besonderen Gelegenheiten veranstaltet. Es gelang auch, an Seltenheiten manchen Schatz zu erwerben, wie etwa die Handschriften Goethe's aus seiner Strassburger Zeit. Vor allem für die Gewinnung von Manuskripten und alten Drucken aus der elsässischen Litteratur hatte die Bibliotheksverwaltung stets eine offene Hand.

Hier knüpfte nun die litterarische Thätigkeit Barack's von neuem an. Er veröffentlichte mittelhochdeutsche Bruchstücke der hiesigen und der Colmarer Bibliothek. Unter erstern sind namentlich auszuzeichnen die althochdeutschen Funde, die 1879 erst in der Zeitschrift für deutsches Altertum, dann als ein Werk für sich mit photographischen Abbildungen erschienen. Es war ein grosses Stück des berühmten Liedes, das im Jahre 1065 der Bamberger Scholasticus Ezzo von den Wundern Christi verfasst hat, und das sich in einer von Barack erworbenen Handschrift des Klosters Ochsenhausen vorfand: ein hochwichtiger Beitrag zur Kritik dieses ausgezeichneten Gedichts. Dieselbe Handschrift enthielt ein noch ganz unbekanntes Lied von einem Noker, ein Memento mori, ebenfalls dem 11. Jahrhundert angehörig. Andere Funde erschienen wieder in der Germania. Ebenso veröffentlichte Barack einzelne Notizen im Centralblatt für das Bibliothekswesen. P. Heitz wurde von ihm in der Sammlung der elsässischen Büchermarken unterstützt, die 1892 zu erscheinen begann. 1895 veröffentlichte Barack einen besonders wichtigen Teil des Katalogs der Strassburger Bibliothek unter dem Titel «Elsass-lothringische Handschriften und Handzeichnungen».

Wissenschaftlicher Arbeit diente auch Baracks Teilnahme an den verschiedenen Gesellschaften dieser Art. In der Gesellschaft für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler bekleidete er das Amt des Vicepräsidenten. An unserem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesenklubs beteiligte er sich eifrig und übergab im Namen des Ausschusses das Stöberdenkmal an die Stadt am 22. Mai 1898. Durch sein taktvolles, zugleich mildes und festes Auftreten, seinen stets auf die Sache

gerichteten Sinn hatte er sich ein hohes Ansehen in weiten Kreisen verschafft.

Ein besonderer Ehrentag für ihn wurde die Einweihung des neuen Bibliothekgebäudes am 29. November 1895. Die Verdienste, die er sich um die 25 Jahre früher begründete Anstalt erworben hatte, wurden durch die Verleihung des Titels als Geheimer Regierungsrat anerkannt, wie er auch schon durch preussische, österreichische, bayerische, württembergische, badische Orden ausgezeichnet worden war.

Noch erfreute er sich einer festen Gesundheit. Jahre lang hatte er nicht eine Stunde wegen Unwohlseins seinen Dienst unterbrechen müssen. Erst der Winter auf 1900 zeigte die Spuren eines schweren Leberleidens. Am 12. Juli 1900 nahm ihn der Tod hinweg.

Eine schöne Feier, bei welcher Professor H. Holtzmann Worte ehrenden Gedächtnisses sprach, wurde in der Vorhalle der Bibliothek gehalten; die kirchliche fand in der katholischen Jung St-Peterkirche statt. Mit der Witwe trauerten zwei Töchter, die eine an einen Bankbeamten in Stuttgart, die andere an Professor Köppel verheiratet, während eine dritte, jungverheiratet, bereits im Tode vorausgegangen war. Ein Sohn ist Artillerieleutnant.

Barack's Züge sind am besten in einem Oelbild von Frl. A. Boubong erhalten, welches das Ausstellungszimmer der Bibliothek schmückt.

Verzeichnis der Schriften von K. A. Barack.

1. Die Werke der Hrotsuitha. Nürnberg 1858.

2. Hans Böhm und die Wallfarth nach Niklashausen im Jahre 1476, ein Vorspiel des grossen Bauernkrieges. Nach Urkunden und Chroniken bearbeitet. (S. A. aus dem IV. Band des Archivs des hist. Vereins von Unterfranken. Würzburg 1858.)

3. Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1476 von dem Meister-Singer Kuntz Hass. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. (Erweiterter Abdruck aus der Zs. f. dtsche. Kulturgesch.) 1858.

4. Nachrichten zur Geschichte der Kirche von Eschenbach an der Pegnitz. Mit urkundlichen und artistischen Beilagen. Nürnberg 1859.

5. Die Spinnstube nach Geschichte und Sage. (S. A. aus der Zs. f. dtsche. Kulturgesch. 1859.)

6. Dietrich und seine Gesellen. Bruckstück, mitgeteilt von K. A. B. (Germania 6, 25—28; 1861.)

7. Des Teufels Netz. Satyrisch-didaktisches Gedicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 1863. (Bibl. d. Lit. Vereins 70.)

8. Spottgedicht vom Jahre 1581. (Leipzig 1864.)

9. Bruchstück aus dem Tristan des Eilhard von Oberge, mitgeteilt von K. A. B. (Germania 9, 155—158; 1864.)

10. Deutsche Predigten des XII. Jahrhunderts von K. A. B. (Germ. 10, 464—478; 1865.)

11. Die Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, geordnet und beschrieben von Dr. K. A. B. Tübingen 1865.

12. Bruchstück eines unbekannten Gedichtes aus der Mitte des XII. Jahrhunderts mitgeteilt von K. A. B. (Germ. 12, 90—96; 1866 (Niederrheinisches Legendar).

13. Gallus Oheim, Chronik von Reichenau. Tüb. 1866. (Bibliothek d. Lit. Vereins 84.)

14. Bruckstück aus Wigands von Marburg Reimchronik. Wien 1867. (Germ. 12, 194—205; 1866.)

15. Zimmerische Chronik, 1—4 Band. Tüb. 1868—69 (Bibl. d. Lit. Vereins 91—94).

16. Ueber den Minnegesang am Bodensee und den Minnesänger Burkhard von Hohenfels. Vortrag. Lindau 1870. 4°.

17. Würtemberger auf der Strassburger Universität von 1612 bis 1793. Stuttgart 1879.

18. Althochdeutsche Funde von K. A. B. (Zs. f. d. A. 23, 209—216, 1879.)

19. Ezzos Gesang von den Wundern Christi und Notkers Memento mori in phototypischem Facsimile der Strassburger Handschrift herausg. von K. A. B. Vier Tafeln. Strassburg 1879. fol.

20. Bruchstücke zweier Handschriften der Kaiserchronik (Germ. 25, 98—105; 1880.)

21. Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte in der Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg. (Germ. 25, 161—191; 1880.)

22. Zimmerische Chronik. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg und Tübingen 1881—82.

23. Badische Studenten auf der Strassburger Universität von 1616—1791 (S. A. aus dem XXXVIII. Bande der Zs. f. Gesch. d. Oberrheins. Karlsruhe 1884.)

24. Bruchstück aus Wolframs Parzival. (Germ. 30, 84—88; 1885.)

25. Bruchstücke aus Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens. (Germ. 30, 107—111; 1885.)

26. Elsässische Büchermarken bis Anfang des 18. Jahrhunderts herausg. von Paul Heitz. Mit Vorbemerkungen und Nachrichten über, die Drucker von Prof. Dr. K. A. B. Strassburg 1892.

27. Eine fast kurzweilige histori von der schönen Elisa, eines königs tochter aus Portugal und grave Albrechten von Werdenberg, wie der dieselbe aus ires vaters hof entführet und nach vil ausgestandenen abentheuern glücklich in seine heimat nach Sargans gebracht hat. lustig und anmutig zu lesen und dem schwäbischen volk zum nutzen und vergnügen aus alter geschrift gezogen, auch nunmehr zum ersten mal in druck ausgeben durch einen fahrenden schueler. gedruckt in diesem jahr [1894, Strassburg bei Heitz & Mündel].

28. Elsass-Lothringische Handschriften und Handzeichnungen bearbeitet von K. A. B. (Katalog der K. Univ.- und Landesbibliothek zu Strassburg. Str. 1895.)

X.

Die Kunkelstube.

(3. Fortsetzung und Schluss.)

Von

Hans Lienhart.

Die hier folgenden Mitteilungen sollen den Kreis der Betrachtungen schliessen, welche wir in drei früheren Jahrgängen unseres Jahrbuches [1] über die Kunkelstube im Elsass angestellt haben. Wir gelangen damit nach den südlichen Teilen des Landes.

Im Sundgau waren früher Zeit, Ort und Art der winterlichen Spinnzusammenkünfte nicht wesentlich verschieden von denen des übrigen Elsasses. In Obersteinbrunn z. B. wurde an den Herbstabenden die Zubereitung des Hanfes, das 'Brechen', gemeinsam vorgenommen, und wenn er gerieben und gehechelt war, wurde er den Winter über gesponnen. Heutzutage ist aber das Spinnen eine Seltenheit geworden; Mädchen von wohlhabenden Leuten verfertigen wollene oder baumwollene Bettdecken, Spitzen an Leibwäsche oder Kleidungsstücke und dergleichen; jüngere stricken Strümpfe und üben sich so für die späteren eben erwähnten feineren Arbeiten. Die Burschen, die zu ihnen '*z Kélte*' gehn, verkürzen sich die Zeit mit Kartenspielen und haben an den dahintersitzenden Mädchen die eifrigsten Zuschauerinnen. Die Alten machen sich's behaglich hinter dem Ofen und schauen dem munteren Treiben zu.

---

[1] s. Jahrg. XIV, S. 138.

Von 9 Uhr ab wird nicht mehr gearbeitet; es geht dann ans Erzählen von drolligen und derben Geschichten, oder es werden nichtssagende Rätsel gelöst; im ganzen ist alle Poesie aus diesen sog. Kunkelstuben geschwunden. Vor 15 bis 20 Jahren, als der Faden noch um die schnurrende Spindel gedreht wurde, da herrschte ein frischerer Zug in den Spinnstuben; man kam zusammen, spann, sang, trank und ass auch, besonders an den drei feisten Donnerstagen, den drei ersten im Februar. Auch ganz gelungene Scherze wurden verübt; so band man wohl manchmal an der Kunkelspitze eines jungen zum ersten Male die Kunkelstube besuchenden Mädchens unbemerkt eine Schnur fest, an deren Ende im Hintergrunde beim Erzählen einer Hexengeschichte irgend einer in dem Augenblick, wo die Geschichte am grausigsten war, wiederholt zupfte und so der Spinnerin zeitweilig den grössten Schrecken einjagte. Jetzt hat das alles aufgehört. Nur ein einziger Zug, in dem das Herz eine kleine Rolle mitspielt, ist zu erwähnen: in der Keltnacht am Sylvesterabend gibt der Bursche seinem Mädchen, sobald es Zeit ist nach Hause zu gehen, einen bedeutungsvollen Wink. Sie folgt ihm hinaus, und nun holt er das Neujahrsgeschenk hervor, welches er bisher verborgen hatte, und überreicht es ihr.

In Hirsingen sind noch Bruchstücke von den früheren Abendzusammenkünften erhalten. Zwar wird in manchen Häusern noch recht fleissig gesponnen, so dass man zu Ende des Winters stattliche Mengen Garnvorräte beisammen sieht; aber Kunkelstuben älteren Stiles gibt es auch hier nicht mehr. Des Abends finden sich nur hie und da zwei oder drei ältere Nachbarinnen mit ihren Spinnrädern zusammen und spinnen noch immer eifrig drauf los wie in ihren jungen Tagen. Das Garn wird später zu Leinen verarbeitet, aus dem Hemden und Betttücher und Bezüge hergestellt werden; oder aber ein Teil wird in die '*Farb*' gegeben, wo es blau gefärbt wird. Aus diesem Blaugarn stellt der Weber '*Griss*'[1] her, der zur Anfertigung von Mannskleidern verwendet wird.

Ueber dem Spinnen erzählen die Frauen gruselige Geister- und Hexengeschichten aus alten Zeiten, so dass es dem jungen Volk oft kalt über den Rücken läuft, und mancher nach minutenlanger höchster Spannung seinem beklemmten Herzen durch tiefes Atmen wieder Luft schafft.

Die anwesenden Mädchen stricken, und die Burschen spielen Karten; bisweilen beteiligen sich allerdings jene auch am Spiel der Knaben, namentlich wenn '*Stummerlis*' an die Reihe

---

[1] s. Wtb. d. Els. Mdaa. 1, 281.

kommt. Dabei geht es folgendermassen zu: Vor jeden Mitspieler wird mit den Bildern nach unten eine gleiche Anzahl Karten hingelegt. Nun wird von sämtlichen eine Karte aufgenommen; wer dabei '*Kriz*' hat, streckt den Finger in die Höhe. Wer '*Schüfle*' hat, muss es laut rufen und bekommt von den übrigen einen leichten Backenstreich. Die Besitzer von '*Ecksteiⁿ*' schlagen alle mit der Hand aufs Knie, und wenn jemand '*Hërz*' hat, so legt er die Hand aufs Herz und gilt dann als verliebt.

Um 10 Uhr abends löst sich die Gesellschaft gewöhnlich auf; aber bevor man sich trennt, wird noch eine Tasse Kaffee geschlürft oder gemeinschaftlich ein '*Bireⁿ-Weckeⁿ*' verzehrt.

Noch weiter im Süden, in Oltingen, ganz nahe bei der Schweizer Grenze, laden die Töchter irgend eines Hauses auf einen Abend ihre Freundinnen, ihren Jahrgang, zu sich ein, sorgen aber auch dafür, dass einige bevorzugte Burschen von der geplanten Zusammenkunft Wind bekommen. An dem festgesetzten Abend versammeln sich nun die Eingeladenen, und jede bringt eine beliebige Handarbeit mit. Bis gegen 9 Uhr wird unter allerlei Erzählungen munter gearbeitet, während draussen unterdessen die Burschen kameradschaftsweise Arm in Arm laut singend das Dorf auf und ab gehen. Gegen 9 Uhr kommen sie in das Haus, wo sich nun jeder womöglich in der Nähe eines oder besser gesagt 'seines' Mädchens einen Platz sucht. Er plagt durch allerlei kleine Neckereien dasselbe so lange, bis es '*von wëgeⁿ dem sapperlots Bueb*' schliesslich die Arbeit einstellt. Bald ruht die Arbeit allgemein, und nun fängt das Spielen an, wobei es oft recht ergötzlich zugeht. Neben dem '*Mëhl schnideⁿ*' und dem '*Schlürpeⁿ sucheⁿ*', die schon im Jahrg. XI mitgeteilt sind, werden besonders folgende Spiele bevorzugt:

1. Fuchs jageⁿ.

Ein Kienspan wird angezündet und macht nun brennend die Runde durch die Hände aller der in einem Kreise sitzenden Anwesenden. Wer den Span fallen oder erlöschen lässt, muss ein Pfand geben und darf nicht weiter mitspielen. Sind alle Teilnehmer ausgeschieden, so werden die Pfänder eingelöst, wobei oft die wunderlichsten Aufgaben gestellt werden; so muss z. B. einer mit allen vieren die Wand '*uffe krëbseⁿ*'. Wenn er aber pfiffig ist, hält er einen Stuhl senkrecht gegen die Wand und schiebt ihn an derselben hinauf.

2. Stërneⁿ lëseⁿ.

Eine ziemlich grosse Speiseplatte wird mit Wasser gefüllt. Dann stellen sich die Mitspielenden in einem Kreise um das

Gefäss, jedesmal ein Knabe zwischen zwei Mädchen, und fassen sich um die Weiche, indem sie gegenseitig die Köpfe zu einander neigen. Nun nimmt der Ordner ein Kerzenlicht und lässt so viele Talgtropfen in das Wasser fallen als Spieler da sind, wobei sich jedes ein Sternchen merken muss. Darauf fragt er sie einzeln nach dem erwählten Berufe, setzt, wenn er alle ausgefragt hat, das Wasser in kreisende Bewegung und sagt dazu: *'Ihr wërdet . . . Ihr wërdet . . . alli . . . nass!'* wobei er plötzlich mit der flachen Hand in die Schüssel schlägt, dass das Wasser nach allen Seiten auseinander spritzt und die wissbegierigen Leutchen ordentlich abkühlt.

3. Ring sueche^n.

Knaben und Mädchen sitzen im Kreise. Unter ihren Knieen halten sie eine Schnur, an der ein Ring befestigt ist. Eines muss in den Kreis treten und so lange nach dem Ring suchen, bis es ihn gefunden hat. Mancher gibt sich dabei scheinbar alle ordentliche Mühe und sucht die hochgezogenen Kniee sehr genau ab, namentlich die des anderen Geschlechts. Derjenige, bei welchem der Ring gefunden wird, muss aufstehen und nun seinerseits suchen.

4. D^er Ring go^ht umme.

Alle sitzen in einem Kreise. A bekommt einen Ring in die Hand und gibt ihn mit folgenden Worten an B: 'Dies ist der Ring von wegen dem Ding'; B gibt ihn an C mit den Worten: 'Von wegen dem Pfand, so reich mir die rechte Hand'; C sagt: 'Weil die Hand eingeschlossen ist, so wird er durch den Mund geschickt' und gibt D den Ring in den Mund; D nähert sich mit dem Ring im Mund dem Munde des E, und nun geht der Ring meist mit Begleitkuss weiter, bis ihn jemand fallen lässt. Wer so ungeschickt ist, muss ein Pfand geben.

5. Brunne^n usse^n ziege^n.

Ein Mitspielender muss in eine Ecke sitzen, welche den tiefen Brunnen vorstellt, in den er gefallen ist. Er kann nicht heraus und ruft um Hilfe. Der Ordner fragt: *'Wer soll d^ir hëlfe^n?'* worauf jener antwortet: *'D'r Schosef!'* Nun muss der Joseph hingehen und den Verunglückten aus dem Brunnen heraus ziehn; das gelingt ihm nun freilich nicht, vielmehr fällt er selber hinein: so bildet sich nach und nach eine ganze Kette von Verunglückten. Der Ordner sagt dann schliesslich: *'Wënn nieme^nd me^h hëlfe^n ka^nn, se ruef i^ch s Wasser a^n!'* und giesst ein Glas Wasser über die auf der Erde Liegenden aus, wobei

sie alle so schnell wie möglich aufspringen. Wer zuletzt aufkommt, muss ein Pfand geben.

6. 's Agneseli isch chrank.

Ein Mädchen liegt auf der Erde; die übrigen stehn im Kreise um die Kranke herum, und eine fragt: '*Was het s Agneseli?*' — '*s isch chrank!*' — '*Was will's?*' — '*Thee!*' Nun muss eine hingehen und sich über das kranke Mädchen beugen, um ihm den Thee zum Munde zu führen. Wenn es aber nahe genug gekommen ist, fliegt ihm plötzlich aus dem Munde der Kranken zum Gelächter der anderen ein gewaltiger Wasserstrahl ins Gesicht.

7. Als Rose^{n}stock sto^{hn}.

Ein Knabe oder Mädchen stellt sich vor die andern hin und sagt: '*Ich stand als Rose^{n}stock!*' Der Ordner fragt: '*Wiviel Knöpf hesch?*' Antwort etwa: '*Zehni!*' Ordner: '*Wer soll si^{e} abbrëche^{n}?*' Ist der Gefragte ein Knabe, so nennt er ein Mädchen, und umgekehrt. Nun muss die Genannte herkommen und ihm zehn Küsse geben, was ganz bereitwillig gethan und hingenommen wird. Die Knaben verlangen gewöhnlich mehr als zehn Küsse von den Mädchen, und diese haben ihrerseits nichts dagegen.

8. Ungerem Balkẹ^{n} sto^{hn}.

Ein Bursche stellt sich an die Wand und spricht: Ich stehe unter dem Balken, Habe Augen wie ein Falke, Ein Maul wie ein Kutschenpferd, Bin ich nicht eine schöne Jungfer wert? Er wird gefragt: '*Welli witt?*' Antwort: '*s Rosalie!*' Das betreffende Mädchen muss nun vor ihn hintreten und ihm einen Kuss geben. Dann tritt es an die Wand und wiederholt das Spiel; statt 'Jungfer' sagt es 'Bursche'.

9. Ofe-n-a^{n}bëtte^{n}.

Ein Knabe kniet vor den Ofen hin, faltet die Hände und betet: '*Lieber Ofe^{n}, i^{ch} bët di^{ch} a^{n}, Du bruchs^{t} Holz un^{d} ich e Fraü!*' Der Ordner fragt: '*Welli witt?*' Er nennt dann irgend ein Mädchen, welches zu ihm hintritt, niederkniet und unter Einsetzung von '*Mann*' statt '*Fraü*' dasselbe Gebet wiederholt. Wenn alle vor dem Ofen knieen, treibt sie der Ordner mit dem Plumpsack auseinander.

10. Peterle jätte^{n}.

Ein Bursche muss auf einem Bein in der Stube herumhüpfen und dabei sagen: '*Peterle* (Petersilie) *jätte^{n}, nit ver-*

trëtten!' Der Ordner fragt: '*Wer soll dir hëlfen?*' worauf jener etwa antwortet: '*d Schosefin!*' Diese muss nun ebenfalls in der Stube herumhüpfen und in derselben Weise einen anderen Burschen als Hilfe herbeirufen. Wenn schliesslich die ganze Gesellschaft in der Stube herumhüpft — an den nötigen Stössen und Püffen fehlt es dabei nicht — ruft auf einmal der Ordner: 'An die Plätze!' Wer zuletzt auf seinen Platz kommt, muss ein Pfand geben.

11. Sündenstuehl sitzen.

Ein Mädchen sitzt auf einem Schemel, dem sog. Sündenstuhl. Neben ihm steht der Ordner, dem alle nach einander irgend eine Schlechtigkeit, welche die Sünderin begangen haben sollte, ins Ohr raunen. Wenn sie alle gehört worden sind, wiederholt der Ordner laut die vorgebrachten Anschuldigungen und fragt sodann das Mädchen: '*Was het dich am meisten verdrossen?*' Es bezeichnet die betreffende Anklage, worauf sich dann derjenige an ihren Platz setzen muss, der dieselbe vorgebracht hat. Das Spiel beginnt dann von neuem.

12. Bicht hören.

Ein Mädchen geht vor die Thüre und klopft an. '*Wer isch duss?*' — '*E armer Sünder!*' — '*Was will er?*' — '*Bichten!*' — '*Wer soll chummen?*' — '*Der Pater Ambrosi!*' Wer Ambrosius heisst, muss nun hinaus und dem Mädchen die '*Bicht abnëhmen*'. Wenn alle draussen gewesen sind, kommen sie wieder herein und werden dabei an der Thür vom Ordner mit dem Plumpsack empfangen.

13. Absolution.

Die Absolution wird in der Regel nur Uneingeweihten erteilt, welche das Spiel noch nicht kennen. Alle bis auf zwei verlassen das Zimmer; diese stellen zwei Stühle mitten in die Stube, dazwischen einen Kübel voll Wasser und verdecken Wasser und Stühle mit einem Leintuch. Sie setzen sich sodann auf die Stühle, lassen die übrigen eintreten und laden den zu Absolvierenden ein, sich zwischen sie zu setzen. In demselben Augenblick springen sie auf, und der andere sitzt im Wasser.

Dieses Spiel kommt nur noch selten vor; doch wird noch hie und da einer oder der andere gründlich 'absolviert'.

Allmählich ist aber der Zeiger der Uhr schon so weit vorgerückt, dass man bald an den Aufbruch denken muss. Nun bringt zum Schluss die Hausmutter noch das '*Chëltenëssen*' herbei, gewöhnlich einen guten wohlduftenden schwarzen Kaffee mit 'Kirsch' oder sonst einem kleinen Imbiss, der unter lau-

nigen Gesprächen, oft auch unter Absingung eines Liedes eingenommen wird, worauf sich dann die muntere Gesellschaft auf den Heimweg begibt. Hierbei finden sich die Pärchen leicht und ungezwungen zusammen, und in der Begleitung der Knaben bis vor die Hausthüre sowie in dem unbeaufsichtigten Zusammensein liegt für die Beteiligten wohl der Hauptreiz des ganzen Abends. In den Kunkelstuben beginnen denn auch meistens die Liebschaften; den Teilnehmerinnen an den Zusammenkünften bleibt es natürlich nicht lange verborgen, warum der eine oder der andere Bursche ständig zu ihnen als Gast kommt. Von einem solchen sagt man dann: *'Er go^h^t uf Bue^h^lschef^t^'*.

Wenn wir nun von hier aus noch einmal rückwärts blicken, so müssen wir leider bekennen, dass die alten Kunkelstuben unwiederbringlich dahin sind. Die wohlgemeintesten Versuche, dem Spinnrade wieder zu seinem alten Rechte und zu seinen früheren Ehren zu verhelfen, müssen — wie so viele schöne ehemalige Sitten und Einrichtungen unserer Altvorderen — angesichts der Errungenschaften der modernen Technik und zu einer Zeit, wo alles mit reissenden Schritten vorwärts drängt, scheitern. Wenn wirklich, wie mir aus dem Kreise unsrer Mitarbeiter am Elsässischen Wörterbuche mitgeteilt wurde, im Sundgau von Seiten der Geistlichkeit verschiedentlich gegen das Abhalten von Spinnstuben eingeschritten wurde, so ist das ein Beweis dafür, dass an den betreffenden Stellen gar kein Verständnis für die Volksseele vorhanden war, und dass die Gegner solcher alten Einrichtungen zu allem anderen eher taugten als zu Volkserziehern. Immerhin wäre aber eine derartige kurzsichtige und unverständige Massregel doch nimmermehr dauernd wirksam gewesen ohne die veränderten Geschmacksrichtungen, die sich im Laufe der Zeiten und bei den günstigen Verkehrsbedingungen der Gegenwart auch bei dem Landvolke herausbilden. Denn alte Volkseinrichtungen lassen sich nicht ohne weiteres hinwegdekretieren, eben so wenig wie etwa eine Volksmundart. Dass die Spinnstuben einen sittenverderbenden Einfluss auf ihre Teilnehmer und im weiteren auf das Landvolk überhaupt ausgeübt hätten, das kann im Grunde nur der behaupten, der, angekränkelt von moderner Ueberkultur, das Volk und seine Gewohnheiten gar nicht versteht. Wer diese Abendzusammenkünfte aus eigner Anschauung kennen gelernt hat, der weiss, wie grundfalsch eine solche Andichtung ist. Es soll durchaus nicht bestritten werden, dass es auch auf dem Lande wie in der Stadt und im Elsass wohl ebenso wie anderswo sittlich zweifelhafte Elemente gibt; zurückgewiesen werden muss aber entschieden jene leichtfertige Verdächtigung,

welche die Spinnstuben als Brutstätten der Unsittlichkeit ansieht. Ja, ich glaube, es dürfte an der Hand der Statistik nicht schwer fallen, nachzuweisen, dass mit dem Dahinsterben der Kunkelstuben die Grundpfeiler der Sittlichkeit auf dem Lande eher gelockert als gefestigt worden sind. Die Standesämter könnten darüber wohl die nötigen Aufschlüsse geben.

Und zum Schluss noch eins. Ich erinnere mich immer noch mit Vergnügen an die schönen alten Volkslieder, denen ich in meinen Jugendjahren als Gymnasiast und Student in Spinnstuben gelauscht habe. Es war oft ergreifend, die schlichten, tiefinnigen Weisen, welche die spinnenden Mädchen sowohl ein- als zweistimmig und bisweilen mit Begleitung der eine Oktav tiefer liegenden Stimmen der Burschen sangen, ans Ohr klingen zu hören. Das war eine Lust und ein Wetteifer und dann ein Stolz, als beste Sängerin oder vornehmster Sänger im Dorfe zu gelten. Und wie anregend und fruchtbringend waren hinwiederum diese Uebungen für den Kirchengesang! Gar sorgsam verwahrte man aber auch seinen geschriebenen Liederschatz. Vor mir liegen aus meiner Heimat, dem Hanauerlande, zwei handschriftliche Liedersammlungen aus den Jahren 1844—1847 und 1848—1860, denen man äusserlich schon ansieht, dass sie nicht zur Zierde auf dem Bücherschaft über der Stubenthüre oder im 'Eckkänsterle' aufbewahrt wurden, sondern dass sie sehr fleissig von Hand zu Hand gingen und dass die darin enthaltenen Lieder — etwa 200 an der Zahl — wohl auch abgeschrieben und auswendig gelernt wurden. Heute sind diese Lieder nahezu alle vergessen wie die Kunkelstuben, in denen sie einst gesungen wurden.

Das Alte stürzt . . . .

Berichtigung.

Das auf Seite 207 des XI. Jahrgangs unsres Jahrbuches mitgeteilte Lied stammt — was ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Paul Gerschel verdanke — nicht aus Bischofsheim selber, sondern aus der Feder des Dichters Karl Berdellé, der es s. Z. in seinem Buche 'Elsässischi Lieder un Gedichter vum e Hauenauer' S. 31 veröffentlichte. Später erschien es auch einzeln als Nummer 11 der 'Strossburjer Bilder'. Gesungen wird es nach der Melodie des bekannten Nessmüller'schen Liedes 'Der Tyroler und sein Kind'. Erfreulich ist immerhin, dass das Lied sich in Bischofsheim so lebendig erhalten hat und von besonderem Interesse ist es, dass der ganze Vokalbestand sich der dortigen Mundart durchaus angepasst hat.

XI.

Bemerkungen zu V. Henry's Arbeit über die Kolmerer[1] Mundart.

Von

J. Spieser.

Das Buch, auf das ich die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchte, ist der 11. Band der *Bibliothèque de la Faculté des Lettres de l'Université de Paris* und ist voriges Jahr bei Félix Alcan in Paris zum Preise von 8 Franken erschienen. Es führt den Titel *Le Dialecte alaman de Colmar en 1870, Grammaire et Lexique, par V. Henry, professeur de sanscrit et grammaire comparée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris.*

Die Lautlehre umfasst S. 1—65, die Formenlehre S. 66—103; S. 104—106 ist der vor 1870 in Kolmer üblichen Aussprache des Schriftdeutschen gewidmet, S. 107 u. 108 bringt eine mundartliche Sprachprobe in der Lautschrift des Verfassers, S. 109 ein Wort über die Syntax, S. 110—120 Bemerkungen über das

[1] Die mundartliche Namensform Kolmer statt Kolmar gebrauche ich absichtlich auch im Schriftdeutschen, weil sie deutscher klingt und weniger an das alte römische *Columbarium* erinnert, von dem der Name abstammen soll. Wann wird die Schriftsprache endlich in der Behandlung der Fremdwörter von den Mundarten, die hier meist vorbildlich sind, lernen? Aus diesem Grund sage ich auch grundsätzlich nicht 'Kastanie, Januar, August' und dergl., sondern gebrauche dafür die von der Mundart an die Hand gegebenen Eindeutschungen 'Käste, Jänner, Augst'.

Martin-Lienhart'sche Wörterbuch der elsässischen Mundarten, S. 121—131 bringen Nachträge und Anmerkungen zu den verschiedenen §§ des Buches und endlich S. 132—244 ein nach schriftdeutschen Stichwörtern geordnetes Wörterbuch.

Die gediegene Arbeit, die ich mit Spannung und fast durchweg mit freudiger Zustimmung gelesen habe, macht der Wissenschaftlichkeit des Verfassers alle Ehre. Das Bild, das ich von der Kolmerer Mundart durch dreijährigen Aufenthalt und sonstige Berührungen gewonnen habe, finde ich in dem Buche getreulich wiedergegeben. Den Verfasser in Einzelheiten zu berichtigen, bin ich allerdings zur Zeit nicht in der Lage, höchstens in dem, was er § 62 über das Kolmerer R sagt. Das Zäpfchen-R war nach den Anhaltspunkten, die ich darüber habe, bis vor wenigen Jahrzehnten auch in Kolmer ganz auf die vornehmen unter dem Einfluss französischer Bildung stehenden Kreise beschränkt. Das gewöhnliche Volk wird wohl auch heute noch bis auf die Schuljugend ganz vorwiegend Zungen-R sprechen, und zwar scharf gerolltes. Das von mir mehrfach im Munde von Kolmerern beobachtete 'tr hèt ksait' für 'ər hèt ksait' (er hat gesagt) hängt wohl mit dem Zungen-R zusammen, obwohl mir auch noch eine andere Erklärung zulässig zu sein scheint. Neuerdings nimmt allerdings das Zäpfchen-R in Kolmer stark überhand; aber noch vor wenigen Jahrzehnten wurde es noch wenigstens in der Umgegend als Sprachgebrechen verlacht. «Um Gottes Willen, das Kind ‚kratzt' ja!» rief vor etwa 30 Jahren erschreckt eine Günsbacher Grossmutter aus, als ihre kleine ṙ sprechende Enkelin ihr zum Besuch gebracht wurde. Dass die «Herrenleute» in der Stadt auch so sprachen, ahnte sie offenbar nicht. Mehrmals bedauert habe ich beim Lesen des Buches, dass der Verfasser allem Anscheine nach die verschiedenen Veröffentlichungen über die Mundarten des benachbarten Münsterthals nicht kennt, deren Uebereinstimmungen und Abweichungen für den Erforscher der Kolmerer Mundart oft sehr lehrreich wären. Eine grammatische und lexikalische Arbeit von M a n k e l findet sich in den «Strassburger Studien», Bd. II, Heft 2 u. 3 (1884) Seite 113—284, Texte in Mühlbacher Mundart von mir in diesem Jahrbuch, Bd. 1, 2, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 11, 12, Münsterthäler Flurnamen von F. Bresch ebenda Bd. 8 u. 9, Texte in lauttreuer Schrift aus der Rappoltsweiler Mundart in Bd. 7, Grammatisches über die Rufacher Mundart in Bd. 13. Auch Mankels spätere Arbeit, Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münsterthales, Strassb. 1886, käme in Betracht als Vorarbeit, von der Kenntnis zu nehmen es sich wohl verlohnt hätte. Doch ist es auch auf der andern Seite wieder wertvoll zu sehen, wie Henry

unabhängig von den genannten Arbeiten doch zu ähnlichen Ergebnissen kommt. So muss es für diejenigen, die die Kräuter'sche Art, p t k für elsässisches b d g zu schreiben, anfeindeten, verblüffend sein, zu sehen, wie der Franzose Henry ganz unabhängig von Kräuter genau dasselbe thut. Auch die Beobachtung, dass er für seine sprachwissenschaftliche Arbeit einer Lautschrift nicht entraten kann, ist für Viele nicht überflüssig.

Henry schreibt überall statt *ns*, *ls*, *mf* wo hochdeutsches *nz*, *lz*, *mpf* vorliegt, er wirft auch dem Wörterbuch der elsässischen Mundarten vor, dass es den Ausfall des Klappers in diesen Lautverbindungen nicht beachtet. Für Kolmer und viele andern Orte wird Henry's Beobachtung zutreffen. Fürs Münsterthal muss ich ihre Geltung in Abrede stellen. Mein Vater, ein einfacher Bauer in Mühlbach, machte mich als Knaben darauf aufmerksam, dass unsere im Hause wohnenden, nicht aus dem Münsterthal stammenden Mietsleute, das 'holts' 'hols' nannten. «Tanzen» heisst in Mühlbach 'tą̊tsə', der Dampf 'tą̊pf', der Strumpf 'štrų̊pf', der Hanf aber 'hą̊i̯f', Senf 'są̊i̯f, ganz 'ką̊ts', die Gans 'ką̊i̯s', überall deutlichste Scheidung von *ns* und *nz*, *nf* und *mpf*. Eine Handvoll heisst 'ə hą̊pfl'. Mitunter ist t sogar eingeschoben, so in 'hànts' = Hans (veraltet: 'hànəs'), 'mantš' Mensch, 'mę̊i̯tš' meinst du.

Ein Vergleich mit den Münsterthäler Mundarten hätte den Verfasser auch auf die mannigfachen Einflüsse des Schriftdeutschen auf das Kolmerische vor 1870 aufmerksam gemacht, die er zwar nicht ganz leugnet, aber doch meiner Ansicht nach sehr unterschätzt.

Dahin rechne ich Wörter wie 'lawantik' (M. láwənik) lebendig, 'foral' (Forelle, im M. zwar jetzt auch so, aber noch daneben der Name 'fórləweiər', der jetzt als «Föhrenweier» gedeutet werden müsste), 'mintwáiə' (meinetwegen, M. 'mérą̊'), ûtəm (Atem, M. nyotə), 'šwèiərfàtr' (Schwiegervater, M. 'šwár'), 'khèntnis' (—nis, M. —nùs), 'fèrtik' (M. fêrik), 'kràŋkhait' Krankheit (M. kràŋkət), 'raχnə', 'tsaiχnə' (rechnen, zeichnen; M. 'raχə', tsèiχə'),[1] 'pàplpoim' (Pappel, M. pèltspoim), 'kheriχ' (Kirche), neben 'khelp' (Kirchweih, M. 'kheliχ, khelp'), 'pùtr' (Butter, M. 'àŋkə', auf welches Wort noch das männliche Geschlecht des Kolmerer «Butters» weist), 'kykyk' (M. 'koiχ', mhd. *gouch*, die Kolmerer Form würde ein mhd. *gūgūk* voraussetzen, es kommt aber nur ein *kukuk* vor). Solcher Beispiele dürfte

---

[1] Die Kolmerer Formen mit n bedingen in den Formen '(k)raχnt, (kə)tsaiχnt' ein sonst der Mundart völlig fremdes silbenbildendes n.

noch eine stattliche Zahl beizubringen sein.[1] Ich habe nicht besonders darnach gesucht, sondern sie genommen, wie sie mir gerade in den Weg kamen. Es wäre auch wunderbar, wenn in der Stadt Pfeffels, dessen Name vom deutschen Geistesleben bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein zeugt, die deutsche Schriftsprache keine stärkeren Spuren hinterlassen hätte.

Wenn man die zur Zeit im hintern Münsterthal vor sich gehende Entwicklung der Sprachverhältnisse beobachtet, so gewahrt man eine fortwährende Verdrängung der als ungebildet geltenden Thalsprache durch städtische Sprachformen. Das alte lebt nur noch in den vier hintersten Dörfern des «Grossthales»: Sondernach, Métzeral, Mühlbach und Breitenbach, sowie in anderer, paralleler, Sonderentwicklung in den beiden Dörfern des «Kleinthales» Sulzern und Stóssweier. In Breitenbach und Stóssweier spricht nur noch die alte Generation «thalisch». In Münster und den Dörfern thalabwärts nach Kolmer zu hat die Mode längst mit der Thalsprache aufgeräumt. Nur noch Flurnamen zeugen von ihr als sprachliche Leichensteine aus früherer Zeit. So gibt es in der Mundart der genannten Dörfer ein Lautgesetz, nach dem mhd. -lde, -nde, -mbe zu '-il, -in, -im' wird: *halde* >'hàil', *wilde* >'weil', *balde* >'poil', Winde >'wein' (Einzahl: 'wæ̣ịî'), lainr (Länder), 'pàin' (Bänder), 'wùin' (Wunde), 'hùin' (Hunde), 'hèrpainik' («hartbändig=kräftig), 'khein' (Kinder), *lembelin* >'laimlə' (Eigennamen), *krumbe* >'krùim', *zimberman* >'tseimrmą̂, *imbe* >'eim', *kambe* >'kàimə, u. s. w. u. s. w. Dieses Gesetz ist ausserhalb der genannten 6 Dörfer nur noch in Flurnamen erhalten, z. B. 'hàil' («Halde») in Münster, Luttenbach, Günsbach, Hohrod, 'hertəfail' (Hirtenfeld) in Günsbach, 'pràin' («im Brande») Griesbach. Aber diese Flurnamen zeigen eben mit Sicherheit, dass es früher auch da bestanden hat, und nur durch die Mode, nicht durch natürlichen Lautwandel, verdrängt worden ist. Nun nehme ich das topcgraphische

---

[1] Z. B. 'ké' (gehe, M. 'kàŋ'), 'frwànt' ('M. frein', eigentlich = Freunde), 'lètik' (ledig, M. 'letik'), 'khaisərin' (M. 'khèisərə'), 'hèrtsok' (M. 'hèrtsik' Eigenname «Herzog»), 'šùn' (schon, M. 'šù'), 'èiχ' (euch, M. 'iχ', Sulzern 'ùχ'), 'kep' (gib, gebe, M. 'ke'), 'faist' (fett, M. 'fèisik'), 'noχ' (M. nạ̀'), 'niks' (nichts, M. 'nit'), 'àχtùŋ' (M. âχt), 'mr fr̆stén ùns' (wir verstehen uns, M. nur 'ænậtr' unter strengster Auseinanderhaltung von reflexiv und reziprok). Das letzte Beispiel könnte auch unter französischem Einfluss entstanden sein; solcher scheint mir auch der Wendung 'mr hèt mr ksait' (man hat mir gesagt) zu Grunde zu liegen. Im Münsterthal sagt man 'mr' nur, wenn man sich selbst auch mit dazurechnet, also z. B. 'mr tèrf so èpəs net sâkə' (man darf so was nicht sagen), mr mą̂ net (man mag nicht, fast = ich mag nicht), aber nur 's hèt mr èpr ksèit' (es hat mir jemand gesagt, man sagt mir), oder 'sə sâkə' (man sagt).

Wörterbuch des Oberelsasses von G. Stoffel (Mülhausen 1876) zur Hand und finde da einen Flurnamen «*Haul, Haulen*» nicht nur für die betreffenden Stellen im Münsterthal verzeichnet, sondern weit darüber hinaus aus einer Unmenge Ortschaften der Kantone Rufach, Gebweiler, Sennheim, Masmünster, Mülhausen, Habsheim, Landser, Altkirch, Dammerkirch, Hirsingen, Pfirt, also fast aus dem ganzen Sundgau. Die Verhochdeutschung *Haul* ist aber nicht die einzige. Auf vielen Karten sind die Münsterthäler 'hàil' auch als *Hagel* verzeichnet, obwohl in der Mundart der Hagel 'hâkl' heisst — in Kolmer 'hâiəl'. Man wird darum die für Rappoltsweiler, Bennweier, Kienzheim, Weier-im-Thal verzeichneten *Hagel* (ob man sagt 'em hàil' oder 'entr hàil' lässt Stoffel leider nicht erkennen) auch für 'hàil = *Halde* in Anspruch nehmen dürfen. Für das Münsterthäler 'pràin' schreiben die Karten *Braun*, ich finde aber bei Stoffel einen *Braun* nur für Mitzach bei St. Amarin angegeben.[1] Das Lautgesetz (ich will es einmal als «Ersatzdiphthongirung» bezeichnen) muss aber noch viel weiter verbreitet gewesen sein. So hörte ich einmal in der Bahn eine Frau aus Meistratzheim 'pùtrhainlr' (Butterhändler) sagen, und gleichfalls in der Bahn hörte ich von Leuten aus Muggensturm in Baden das Wort 'sèin' (M. 'sein' Sünde). Im elsässischen Wörterbuch finde ich 'eim' (Biene) für Hindisheim und 'eims' (Imbis) für Geispolsheim verzeichnet. Ich vermute darum, dass die jetzt weit auseinander liegenden Gebiete einst zusammenhiengen, und dass die Sprachmode, in den Städten beginnend, die Verdrängung der genannten Formen aus den Zwischengebieten bewirkt hat. Das gilt nicht nur für die Ersatzdiphthongirung, sondern auch z. B. für die Verdrängung des alten χ vor Stammes-s. 'flâs'< flaχs, nhd. gespr. Flaks. Dies Lautgesetz treffen wir z. B. noch im Münsterthal, im Zornthal und im Kochersberg; in Hirschland noch in der Sprache der ältesten Leute (dort auch 'lit, nât' für Licht, Nacht); hier in Waldhambach zeugt nur noch der Flurname 'flâslònt' für sein einstiges Vorhandensein.[2] Vgl. auch den Namen der Gemeinde Osenbach bei Rufach, in alter Zeit Ochsenbach. Es würde mich wundern, wenn wir in der Stadt Kolmer wirklich eine so geradlinige Entwicklung aus dem Mhd. und nicht auch vielfach eine Rückkehr

---

[1] Im Nachlass des verst. Pfarrers Bresch in Metzeral finde ich noch die Notiz: «In Andolsheim soll auch ein 'Pràin' sein». Vgl. auch seine Ausführungen in diesem Jahrbuch Bd. IX S. 240, wo ausserdem die Flurnamen 'Leiml' (bei Münster) und 'Hoiləpàχwâsə (bei Günsbach) angeführt werden.

[2] Beispiele aus dem Schwäbisch-Alemanischen in «K. Haag, die MA. des ob. Neckar- u. Donaulandes», S. 37 u. 81.

zu gebildeteren, allgemein verständlicheren Formen vor uns hätten.

Henry nimmt an, dass die j (besser i̯) und w in 'sâjə (sâiə), láwə' aus den Klappern g und b entstanden sind (mhd. geschrieben *g*, *b*). Ich glaube nicht an diesen Lautwandel, sondern halte den Schleifer für ursprünglich und den süddeutschen Klapper für später entstanden. Je weiter nach Süden, um so ausschliesslicher der Klapper, und um so früher tritt er geschichtlich auf. Darum auch schon alte Belege für das Vorhandensein des Klappers, aber wohl keine, die uns einen wirklichen Uebergang von früherem Klapper in einen späteren Schleifer in ein und derselben Mundart nachweisen. Ich denke mir also mittelhochdeutsches *g* im Inlaut als Reibe-*g*, mhd. *b* im Inlaut als beidlippiges *w*, mhd. w, wenigstens ursprünglich, als u̯ gesprochen, später gleichfalls zu w geworden. Mhd. Reibe-g verlor dann z. B. in der Strassburger Mundart sein Reibegeräusch und wurde so zu u̯ 'sáu̯ə'; daraus anderwärts und in Strassburg beim jungen Geschlecht 'sáwə', hier in Waldhambach 'sœ̂wə', in Kolmer ist die Bildungsstelle des Reibe-g nach vorn gerückt: 'sâjə' und, mit Wegfall des Reibegeräuschs, 'sâiə'; im Sundgau ist der Laut zum Klapper verschoben.

Dass wirklich eine solche Verschiebung vor sich gegangen ist, ist daraus ersichtlich, dass sie mitunter über das Ziel hinausgeschossen und auch ursprüngliche *j* und *w* mitgerissen hat. Ich führe aus der Schriftsprache an: *albern*, *Abenteuer*, *Hieb*, *gelb*, *Farbe*, *gerben*, *Milbe*, *Sperber*, ferner die Ortsnamen *Calw* (sprich ‚Kalb'), *Mergenthal* (= Marienthal) *St.-Mergen*, aus Rosegger's «Aus dem Walde» S. 9 den mundartlichen (steirischen) Ausdruck «*a Schneewerl hats gschneibt*», sodann aus elsässischen Mundarten 'khânəs, khân(t)s' = Johannes, 'mâreiələ, meiələ' (Mariechen) >'mârikələ, mikələ', 'mâtêwəs' (Matthäus) >'mâtêps', 'khelp' aus Kilchweih = Kirchweih, 'lêp' (Löwe), 'mânêpr' (im Sundgau für Manöver), 'sêp' (aus mhd. *sê*, *sêwes*, im M. 'feklât' (Veilchen), 'laip' (lau), 'ər knipt' (kniet), 'štrèipt' (streut), 'hèipt' (macht Heu), im Sundgau und Breisgau 'ər sik' (er sei). Die Form kəhânəs, khânəs kann ich mir nur aus einer Zeit erklären, wo die Vorsilbe 'je' im Begriff war, in 'ge' überzugehen (*Johannes* >*Jehannes* >*Gehannes*). In den Mundarten der Baar, z. B. Schwenningen, ist mhd. w nur im Anlaut als w erhalten, im Inlaut und meist auch im Auslaut steht dafür regelmässig b, z. B. 'freibə' freuen, 'treibə' drohen, 'boubə' bauen, 'troubə' trauen, 'blôb, grôb, lôb, pfôb' blau, grau, lau, Pfau; auch 'manébər'. Ferner ebenda 'ilgə' <Lilie, im Sundgau 'jilk'. Vgl. K. Haag, die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes. Reutlingen 1898. S. 39. 79 ff.

In § 86 scheint mir Henry in der Annahme, wie weit der Genitiv in der Mundart ausgestorben ist, zu weit zu gehen. Es müsste denn sein, dass hier die Kolmerer Mundart von der der nächsten Umgebung wie von der des Münsterthals stark abwiche. So kann ich mir den Ausdruck 'pi tə melr' *chez les Muller* in § 90 nur als Gallizismus im Munde von Sprechern denken, die von Haus aus lieber französisch reden. In Ostheim z. B. würde der Ausdruck lauten 'pi s melrs', im Münsterthal 'pi melrs'. Der münsterthäler Genitiv verträgt vor allen Dingen keinen Artikel vor sich, weder einen eigenen noch einen zum regierenden Wort gehörigen, und zum zweiten steht er nie nach diesem letzteren Wort: 'fâtrs masr' das Messer des Vaters, 'myùtərə pryutr' der Bruder der Mutter, 'jops hóχtsit' die Hochzeit Jakobs. Durch die Umschreibung ist freilich der Gebrauch dieses Genitivs stark verdrängt. 'etr myùtr er pryùtr', 'æm fâtr si masr' wird jetzt wohl häufiger gebraucht. Aber bei der Benennung von Familien, bei amtlichen wie bei Dorfnamen, ist der Genitiv, freilich kaum mehr als solcher empfunden, in uneingeschränktem Gebrauch. Er geht entweder auf *s* oder *ə* aus. In Métzeral gibt oder gab es zwei Haushaltungen, die eine wurde 'bils', die andere 'bilə' genannt, beide vom Eigennamen «Bill» gebildet. Die Endung ə tritt gewöhnlich an weibliche oder auf s endigende Namen an; 'ânəmeiə', 'khatrinə', 'khatə', 'parwə', 'sàlmèiə', 'sârə' (aber 'sârləs'); 'ą̊tərèsə', 'leiəsə', 'fretsə', 'korisə', 'hàntsə', 'lyksə', 'marksə', 'màtêwəsə', 'màtsə', 'màtisə' (aber màtsləs), 'klaisə', 'tàwèiəsə'. (Jb. XI, S. 209.) Bei Namen auf l sind beide Endungen möglich: tànjèls oder tànjèlə. Vgl. auch den Genitiv 'ą̊trlitə'; z. B. 'ą̊trlitə hienr' fremde (anderer Leute) Hühner.

M a n ķ e l sagt von der Münsterthäler Mundart kurzweg: «Der Konjunkt. präs. fehlt». H e n r y weist für die Kolmerer Mundart in § 117 eine Anzahl Reste nach. Thatsächlich besteht diese Zeitwortform auch im Münsterthal, wie schon im Jb. XII S. 110 Anm. 1 mitgeteilt wurde. Allerdings kommt sie dort nie in indirekter Rede vor, kann aber dafür von jedem Zeitwort gebildet werden. Ausser in erstarrten Formeln wie «half tr kot, tàŋk tr kot, hól miχ tr tèifl, kot štryof mi» u. s. w. kommt der 'Konj. präs.' vor in Ausrufen wie «màχ r wàs r wel!» «sei ər ų̊sənik ètr net!» «kàŋ r ànə wùnr wel!»[1] So viel ich sehe, ist die Form mit dem Imperativ immer gleich-

[1] Während der Druckberichtigung höre ich von einer zufällig hier anwesenden jungen Metzerallerin den Satz «šâf *sé!* hèt sə net o krâti klétr we ą̊trlit?» (möge sie doch s e l b s t arbeiten! hat sie nicht auch grade Glieder wie andre Leute?). Zu beachten ist, dass dieser Konj. präs. ausser in erstarrten Formeln immer v o r dem Subjekt steht.

lautend. Darum «helf ər əm næmə!» trotz «half tı kot». Bei den meisten Zeitwörtern unterscheidet sich die Form bloss durch Wegfall des t vom Indikativ; z. B. 'wùr' (werde), 'wùrt' (wird). Daneben aber 'kàŋ' (gehe) neben 'kièt' (geht), 'sei' neben 'eš' (ist), 'hą̂' neben 'hèt' (hat), 'štàŋ' neben 'štièt' (steht), sâ(k) neben 'sèit' (sagt), 'šlâ' neben 'šlêt', 'trâ(k) neben 'trèit'. Neuerdings kann man auch im Münsterthal aus dem Munde von Leuten, die Bildung markieren wollen, eine Wendung hören, die von jeher mein münsterthälisches Sprachgefühl tief verletzte, z. B. 'præŋt sə mr ə šopə', 'ket sə mrs' u. dergl. Sprachwidrig ist dabei 1) das angehängte t und 2) der Gebrauch der 3. Person der Einzahl als Höflichkeitsform. Die Thalsprache kannte bisher nur ein Ihrzen oder Duzen, kein Siezen. In Kolmer war es hierin nach Henry § 101 schon vor 1870 anders. Wie aus Henry § 115 I ersichtlich, ist die ganze Wendung aus der Kolmerer Mundart entlehnt. Henry sagt: «*La corruption peut aller jusqu'à faire dire* 'nemt si' *avec une désinence de sg. 3 comme si le vb. étæit à l'indicatif.*»

XII.

Friedrich Bresch.

Nachruf

von

J. Sp.

Am 6. Mai dieses Jahres verstarb zu Metzeral ein Mitarbeiter unseres Jahrbuchs, der Pfarrer Friedrich Bresch. Er war ein Kind des Münsterthals, geboren zu Günsbach am 21. Augst 1843 als Sohn des dortigen Lehrers Jakob Bresch. Nachdem er seine erste Vorbildung in der Dorfschule zu Günsbach und durch Privatunterricht seitens des damaligen Ortspfarrers K. Meyer, nachmals in Strassburg, erhalten hatte, bezog er im Herbst 1858 das protestantische Gymnasium zu Strassburg, wo der schüchterne Dorfknabe durch seinen eisernen Fleiss bald seine Mitschüler aus der Stadt einholte und nach regelmässigem Aufsteigen von Klasse zu Klasse sich im Augst 1862 den Grad eines *bachelier ès-lettres* erwarb. Nach den Ferien trat er in das Studienstift St. Wilhelm ein, um Theologie zu studieren. Als Student zeichnete er sich nach der Aussage seiner Altersgenossen durch Gründlichkeit, klaren Verstand, peinliche Gewissenhaftigkeit, rückhaltlose Wahrheitsliebe, stilles, bescheidenes Wesen und Sittenstrenge aus, wodurch er sich bei Mitstudenten wie Professoren allgemeine Hochachtung erwarb. Im Sommer 1867 bestand er seine Staatsprüfung unter Vorlegung einer gedruckten Prüfungsarbeit über den aus Rufach stammenden, 1556 als Professor in Zürich verstorbenen Gelehrten Konrad Pellikan. Vikardienste versah er bei Pfarrer Götz in

Imbsheim und von 1868—72 bei Pfarrer Göpp in Berstett, welche letztere Zeit er zu den schönsten Jahren seines Lebens zählte. Seine ortsgeschichtlichen Studien während dieser Zeit legte er in einem 1878 bei Heitz in Strassburg erschienenen Büchlein nieder «Aus der kirchlichen Vergangenheit der drei elsässischen Dörfer Berstett, Olwisheim und Eckwersheim».

Im September 1872 kam Bresch als Pfarrer nach Mühlbach, von wo er 1897 bei der Teilung der bis dahin auch Breitenbach, Metzeral und Sondernach umfassenden Pfarrei nach Metzeral übersiedelte als Pfarrer der neuen Pfarrei Metzeral-Sondernach. Seit 1898 war er auch Präsident des Konsistoriums Münster. Auch als Pfarrer von Mühlbach und Metzeral benutzte er alle freie Zeit, die ihm die viele Amtsarbeit übrig liess, zu wissenschaftlichen Studien. Eine besondere Liebhaberei von ihm war Sternkunde, deren Fortschritte er an der Hand von Fachzeitschriften mit reger Teilnahme verfolgte. Selbständiges leistete er auf dem Gebiet der Mundartforschung und der Ortsgeschichte. Als Mankel (s. Jb. V, S. 147), seit 1876 Realschullehrer in Münster, seine 1884 in den Strassb. Studien erschienene Arbeit über die Münsterthäler Mundart unternahm, stellte er diesem ein seit Jahren gesammeltes reiches Material zur Verfügung, das er noch fort und fort ergänzte. Selbständig veröffentlichte er in den Jahrgängen VIII und IX dieses Jahrbuches seine von grossem Fleiss und tiefer Gründlichkeit zeugende Arbeit über die Münsterthäler Flurnamen. Zu einer solchen Arbeit war er ganz besonders befähigt durch seine gründliche Kenntnis aller Pfade und Wege in den schönen Bergen seines lieben Münsterthales, ein Wissen, das er sich auf seinen zahlreichen Ausflügen, die er als eifriger Naturfreund unternahm, erworben hatte. Auch mit der geschichtlichen Vergangenheit dieser ihm so teuren Heimat beschäftigte er sich eingehend. In der von der Badischen Historischen Kommission herausgegebenen Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, neue Folge Bd. X, S. 383—423 erschien von ihm eine Arbeit «Stadt und Thal Münster im Elsass im dreissigjährigen Krieg». Ohne Namensnennung erschien von ihm im «Vogesenblatt» 1897, Nr. 19—22: «Ein vergilbtes Blatt aus der Geschichte des Münsterthales. Der Kampf um den Wald 1755—1780. Nach gleichzeitigen Dorfchroniken und andern Quellen», ein interessanter Aufsatz über einen gegen den Münsterer Magistrat geführten unglücklichen Prozess der Bürger von Stadt und Thal, eine Angelegenheit, die bis heute in der Ortssage fortlebt. Im «Vogesenblatt» 1899 Nr. 19 ff. veröffentlichte Bresch auch einen Aufsatz «Eine Fussreise durch die Vogesen vor 30 Jahren.»

Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, seine vielen

sonstigen Aufzeichnungen, die er mit Bienenfleiss im Laufe der Jahre sammelte, in wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu verwerten. Dazu gehören auch seine langjährigen Witterungsaufzeichnungen, die zu betreffenden Fachstudien willkommenes Material bilden dürften. So ist sein Tod nicht nur für Angehörige und Freunde und seine ihm in treuer Anhänglichkeit ergebene Gemeinde, sondern auch für die Wissenschaft und ganz besonders für die Ziele, die unser Jahrbuch verfolgt, ein recht empfindlicher Verlust.

XIII.

Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

III. Bericht[1]

von

Ernst Martin.

Das Unternehmen, zu welchem die Begeisterung über die 150. Wiederkehr des Geburtstages unseres grössten Dichters überraschend schnell die Mittel zusammengebracht hat, ist inzwischen um einen wichtigen Schritt der Ausführung näher gekommen. Der Wettbewerb um die Preise für die besten Entwürfe zu diesem Denkmal hat unter starker Beteiligung stattgefunden, und wenn auch der Ausschuss die Namen der Aussteller nur zum Teil veröffentlichen darf, so kann doch gesagt werden, dass aus den meisten deutschen Kunststädten und von sehr angesehenen Künstlern Entwürfe eingesendet worden sind.

Die Ausstellung der eingesandten Entwürfe und Modelle fand während des Septembers 1900 statt, im Untergeschoss des ehemaligen Schlosses in Strassburg, dessen Räume noch nicht für das städtische Museum in Anspruch genommen sind und sich für Ausstellungszwecke vorzüglich eignen. In dem unten folgenden Verzeichnis der Entwürfe ist die Ordnung nach den Sälen des Schlosses beibehalten worden; für die Nummernziffer war die Reihenfolge der Ankunft massgebend. Um die

---

[1] vgl. den I. Bericht im 15. Jahrg. (1899) S. 245—251; den II. im 16. Jahrg. (1900) S. 196—200.

Ordnung und Aufstellung der Gegenstände machten sich Herr Museumsdirektor Dr. Seyboth und besonders Herr Conservator Binder in höchst dankenswerter Weise verdient; nur durch ihre aufopfernde Mühwaltung konnten die 64 Einsendungen rechtzeitig und im günstigsten Lichte aufgestellt werden; die nötigen Arbeitskräfte hatte grossenteils Herr Dombaumeister Arntz überwiesen.

Zur Preiserteilung waren am 3. und 4. September versammelt die Herren: Unterstaatssekretär v. Schraut, Excellenz, als Vorsitzender; Akademiedirektor v. Zumbusch aus Wien, die Professoren Lessing aus Berlin, v. Ruemann und v. Thiersch aus München, Geheimer Hofrat Ruland aus Weimar, Kaiserlicher Baurat Ott, und der Verfasser dieses Berichtes als Schriftführer.

Die ausgesetzten Preise wurden an folgende Nummern verteilt:

I. Preis Nr. 34 Kennwort «Jung Stilling»; Einsender Ernst Waegener, Berlin;
II. » » 21 a » MCM[a]; Einsender Eduard Beyrer, München;
III. » » 54 » Unterfranken; Einsender Ignatius Taschner, München;
VI. » » 36 » Sturm und Drang; Einsender Theodor v. Gosen, München;
» » 44 » Ewig jung; Einsender Hermann Binz, Karlsruhe;
» » 39 » Dem Unsterblichen; Einsender Gustav Eberlein, Berlin;
» » 3 » Apollo; Einsender Prof. Hilgers, Florenz.

Ferner wurden ehrende Anerkennungen zugesprochen:
Nr. 1. Kennwort: Dichtung und Wahrheit (Prof. Weiser in München)
» 11. » Der Wanderer (Joseph Türhaus in Düsseldorf).
» 6. » W. W. (Hermann Hahn in München).
» 46. » Dem ewig Jungen (Hugo Kaufmann in München);
letzteren beiden aber nur in Bezug auf die Gesamtanlange.

Die Kommission beschloss hierauf einstimmig dem ausführenden Ausschuss zu empfehlen, dass er wegen der Herstellung des Denkmals mit dem Träger des I. Preises in Verbindung treten möge.

Es wurde endlich als geeigneter Ort für die Aufstellung des Denkmals die äusserste Spitze der nördlichen Anlagen des Universitätsplatzes bezeichnet. Von hier aus ist der Blick des jungen Goethe auf dem Denkmal genau dem Münster zugerichtet, dessen Herrlichkeit er zuerst wieder gepriesen hat.

Bald darauf kam Herr E. Waegener selbst nach Strassburg. Da der mit Sphinxen geschmückte Unterbau seines Entwurfes nach dem Urteil der Preiskommission nicht ernstlich in Frage kommen konnte, so wurde mit ihm vereinbart, dass an ihre Stelle die Figuren Faust und Götz treten sollten.

Diesen abgeänderten Entwurf nahm am 9. Dezember der ausführende Ausschuss, der sich durch kunstverständige Berater verstärkt hatte, im Grundsatze an. Es wurde nur ausbedungen, dass die beiden Nebenfiguren mehr nach vorn gerückt und dass die obere Fläche des Denkmals durch eine Balustrade abgeschlossen würde. Ferner sollte an die Stelle des einen Reliefs am Postament (Goethe als Reiter auf feurigem Rosse) eine jener in Dichtung und Wahrheit geschilderten Zusammenkünfte mit seinen Freunden auf der Münsterplattform treten und auf der Rückseite des Postaments eine schöne von Herrn Waegener bereits ausgearbeitete Scene aus Hermann und Dorothea gesetzt werden.

Für den Guss, der bei dem ungünstigen Einfluss der mit Kohlenstaub erfüllten Stadtluft auf gewöhnliche Bronce, vielmehr in Goldbronce ausgeführt werden soll, wurde ein besonderer Vertrag mit der Erzgiesserei Lauchhammer in Aussicht genommen; ebenso ein anderer für die Steinarbeiten.

Die hierdurch bedingte Form des Vertrags mit Herrn Waegener ist unter der gütigen Mitwirkung des Herrn Justizrats Leiber festgestellt worden. Er hat am 7. April die beiderseitigen Unterschriften erhalten.

So dürfen wir hoffen, bis zum 1. Mai 1903 das Denkmal fertig zu sehen.

Verzeichnis der eingesandten Preisarbeiten.

(Von stud. phil. **O. Krüger** verfasst.)

Saal A.

Nr. 1. «Dichtung und Wahrheit».

Goethe, das Kollegienheft unter dem Arm, den Hut in der Hand, dahinschreitend. Am Fusse des Postaments, links und

rechts, auf einer Art Strebepfeiler ruhend, die beiden Figuren «Dichtung» mit Papier und Schreibfeder und «Wahrheit» mit dem Spiegel.

Nr. 18. «Wahrheit und Dichtung».

Goethe sehr jung aufgefasst, den Blick nach dem Münster gerichtet, in der Hand ein Buch, auf dem linken Arm den Mantel. Auf den 4 Seiten des Postaments Pflanzenreliefs, die in ihren Blüten die Köpfe von Faust, Klärchen, Mephisto und Götz tragen. Am Fuss des Postaments vorn zu Seiten der Widmung gaukelnde Amoretten.

Nr. 11. «Der Wanderer».

Goethe in Wanderkleidung, mit Stab und Reisemantel, den Blick bewundernd zum Münster hingewendet. Das Postament zeigt 2 Reliefs, auf der Vorderseite die Wahrheit und die Schönheit, auf der Rückseite Goethe von Friederike Abschied nehmend. Den Abschluss des Denkmals bildet eine Balustrade, auf deren Mittelstück die Handlung des Haiderösleins durch eine Jünglings- und eine Mädchengestalt in antiker Kleidung dargestellt ist.

Nr. 2. «Einer».

Die Hauptfigur schreitend, mit umgehängtem Mantel, auf dreikantigem Sockel, an dessen nach vorn gerichtete Flächen angelehnt zwei nackte weibliche Figuren stehen. Der Unterbau ist ein Plateau, zu dem Stufen emporführen und dessen beide Seiten durch je eine Balustrade mit einer Bank abgeschlossen sind, während der hintere Teil frei bleibt und vorn auf einem Postament eine Sphinx ruht.

Nr. 4. «1770B».

Goethe als «Sturmwanderer» mit fliegendem Mantel, mit der Rechten, in der er den Stock trägt, den Hut festhaltend, steht auf einem Felsen, zu dessen Füssen sich zwei Gruppen befinden: seitwärts Amor einem Jüngling Liebesgedichte diktierend, die als lose Blätter davonflattern, nach vorn zu die Quellnymphe, eine männliche Gestalt auf die Stirn küssend.

Nr. 27. «Auserwählter».

Auf doppelstufigem, achteckigem Unterbau der cylindrische Sockel, an dem seitwärts die 3 Grazien stehen, zu Goethe emporsehend, der in der einen Hand den Hut, in der andern ein Buch trägt.

Nr. 7. «Lira».

Unten an den 4 Kanten des Postaments Amoretten mit Attributen der Kunst und Wissenschaft. Weiter oben auf den 4 Flächen Reliefs: Haidenröschen, Gretchen aus der Kirche kommend, Götz und Werther. Auf dem Postament die Hauptfigur, in der gesenkten Linken ein offenes Buch, den Daumen der Rechten in der Hosentasche.

Nr. 18. «Lotte».

Zu dem Postament führen Stufen empor, von deren oberster die Göttin der Wahrheit herabschreitet, im Begriff, ihr Gewand sinken zu lassen und mit einer halben Rückwärtswendung eine Schale, in der Feuer brennt, zu Goethe emporhaltend. Links vom Postament die Poesie, rechts eine Eule, die Wissenschaft, und kosende Kinder.

Nr. 5. «Denkmal und Dankmal».

Goethe schreitend, mit offenem Mantel. Das Postament hat 2 Seitenreliefs: Goethe und Herder mit dem Blick auf das Münster und Goethe zu Pferd von Friederike Abschied nehmend. Vor dem Postament stehend ein weiblicher Genius mit erhobener Fackel. Auf den 3 andern Seiten sitzende Figuren: links ein Jüngling in Büchern studierend, rechts eine Mädchengestalt mit Leier, hinten eine Frauengestalt mit 2 Kindern, in Aehren sitzend.

Nr. 3. «Apollo».

Das Postament zeigt die Reliefköpfe Herders und Friederikens. Goethe steht auf eine Gedenksäule gestützt, die den Namen Erwin von Steinbach trägt. Die Anlage wird nach hinten im Bogen durch eine Wand abgeschlossen, die eine Bank trägt und darüber im Relief den Musentanz, Apollo im Wagen mit den Zügen Goethes. Die Eckpfeiler der Wand tragen unten Wasserbecken, oben die Büsten Homers und Shakespeares. Das Gesims durch Guirlanden und Köpfe gekrönt.

Nr. 14. «Homer».

Goethe in der Strassburger Zeit, den Hut unterm Arm, den linken Fuss vorgestellt. An den 4 Ecken des Sockels Hermen, Homer und Sophokles, Shakespeare und Ossian darstellend. Die Wände zwischen den Hermen mit Flachreliefs aus Götz und Faust geschmückt. Vorn unterhalb am Postament ein Jüngling, der sich frei macht von einer Rokokoschäferin: Goethes

Befreiung von der Schäferlyrik. Zu beiden Seiten dieser Gruppe Reliefs, den Einfluss Herders und die Liebe zu Friederike darstellend. Auf der Rückseite von einem Eichenkranz umgeben der alte Plan des Münsters.

Nr. 9, 9a, 9b, 9c, 9d. «Frühling des Lebens».

Goethe, den Stab in der Hand, von dem hinter ihm stehenden Genius geleitet. Zu dem Postament sind 2 Plateaus als Unterbau eingeliefert, das eine als nach vorn geöffnete halbkreisförmige Fläche, das andere ebenfalls halbkreisförmig, jedoch nach hinten sich öffnend, so dass die abschliessende Balustrade den Durchmesser bildet und das Denkmal vorn auf der Peripherie liegt.

Nr. 17. «Aere perennius».

Der Unterbau kreisrund aus Stufen bestehend. Darauf erhebt sich das Postament, an dessen Fusse auf den 4 Seiten durch Embleme und Masken Lyrik, Epos, Prosa und Drama dargestellt sind. Die Hauptfigur ist gedacht von einer Höhe herabschreitend, plötzlich das Münster erblickend.

Nr. 10. «Hymne».

Goethe in einen langen Mantel gehüllt. An dem Fuss des Sockels ein Reigen der Jugend: 2 Jünglinge und 2 Mädchen, die letzteren singend.

Nr. 15. «Olympier».

Am Fusse des Sockels, an dem Goethe in ruhiger Haltung steht, sitzt ein Jüngling mit Papier uud Feder, von dem hinter ihm stehenden Apollo inspiriert.

Nr. 51. «Jugend II».

Drei Stufen führen zu dem Postament empor, auf dessen beiden Seiten Frauenfiguren, die eine sitzend, eine Maske in der Hand, die andere knieend, einen Kranz tragend; Goethe ziemlich jugendlich, ein Buch in der Hand, die er auf eine Säule stützt.

Nr. 45. «Jugend».

Goethe erhebt sich von einer Bank, zu der Stufen emporführen. An der Rückseite der Bank, die mit Flachreliefs geschmückt ist, ist die elsässische Volksdichtung versinnbildlicht durch eine weibliche Figur mit Leier, die ein Kind in elsässischer Tracht an sich drückt.

Nr. 33. «Der Wanderer».

Goethe stützt eine Hand in die Hüfte. Das Postament, das vorn ein Relief, Goethe und Friederike trägt, wird im Halbkreis umgeben von einer Balustrade, deren Eckpfeiler vorn die Reliefs Herders und Jung-Stillings tragen.

Saal B.

Nr. 57. «Säen ist nicht so beschwerlich als ernten».

Auf einfachem, schmucklosem Postament der junge Goethe in freier Haltung leicht vorschreitend, in der Linken vor sich ein Buch tragend. Am Fusse des Postaments eine sitzende weibliche Figur, die Phantasie darstellend, nach einer vor ihren Knieen stehenden, aufwärts strebenden, geflügelten Knabengestalt mit der Lyra hinlauschend, die den werdenden Genius des Dichters verkörpert.

Nr. 37. «Tantalus».

Auf einer kaum merklich gebogenen, von anschliessenden Bänken flankierten Wand, welche 2 Reliefs, Goethe bei Friederike, und Goethe im Gespräch mit Herder und Jung-Stilling, trägt, erhebt sich, zwischen den beiden Reliefs, das Postament, das den Dichter, mit leicht auf einer Schulter ruhendem Mantel, trägt. Auf den Stufen vor dem Postament ruht eine Gruppe: Die Muse der Dichtkunst und Amor, einem blasenden Tau lauschend.

Nr. 34. «Jung-Stilling».

Goethe steht in ruhiger, vornehmer Haltung, die Rechte auf einen Wanderstab gestützt, mit der Linken den Mantel hinter dem Rücken tragend. Der Sockel, rechts und links Reliefs tragend, die sich auf Sesenheim beziehen, steht inmitten eines rechteckigen Plateaus, auf dem links und rechts aufwärtsschauende Sphinxe liegen.

Nr. 58. «Das Ewig Weibliche».

Auf dem einfachen Sockel steht Goethe, mit dem linken Arm auf einen Baumstumpf gelehnt, den rechten in die Hüfte gestützt, die Beine über einander geschlagen und zu einer nackten weiblichen Figur hinabsehend, die an der andern Seite des Baumstumpfs sitzt und dem Dichter die Lyra entgegenstreckt.

Nr. 52. «Goethe inspirirt zu Füssen der Muse».

Auf einem einfachen Sockel erheben sich mehrere Stufen, auf deren höchster die Muse steht, eine nackte weibliche Figur, die mit der Rechten eine Fackel emporhält. Eine Stufe tiefer sitzt der junge Goethe, die oberste Stufe mit der Rechten umfassend und die Linke begeistert emporstreckend.

Nr. 39. «Dem Unsterblichen».

Goethe, idealisiert, Apollokopf, auf dem oberen Teile einer Säule, an deren Seiten rechts Mignon und der Harfner, links Mephisto und Gretchen, hinten Götz. Vor dem Unterbau des Säulenschaftes eine Gruppe, lyrische, tragische und erotische Dichtung, auf das Denkmal zuschreitend. Von den Seiten des Postaments zieht sich eine Balustrade im Bogen nach vorn, wo sie abgeschlossen wird durch kleine Postamente, auf denen griechische Sphinxgestalten ruhen, die eine Wissenschaft, die andere Dichtkunst verkörpernd.

Nr. 41. «Urfaust».

Auf kreisrundem Stufenbau, der seitlich durch Becken unterbrochen wird, der kreisrunde Sockel. Goethe trägt in den übereinandergeschlagenen Händen ein Buch. Vor dem Postament liegend eine sich entschleiernde Frauengestalt und ein Jüngling mit Lorbeerkranz und Leier: «Die Natur sich dem Genius offenbarend».

Nr. 49. «Wahrheit».

Goethe, den langen Mantel leicht umgeschlagen, in fester Haltung, in den Händen, die er vorn über einander schlägt, Papier und Schreibgriffel. Zur Linken des Postaments ein jugendlicher Genius, die Lyra zu Goethe emporhaltend, zur Rechten eine weibliche Figur, sitzend, in der einen Hand einen Spiegel, die andere zu Goethe emporgestreckt.

Nr. 55. «Gewagt».

Postament: ein mit der Spitze nach vorn gerichtetes Dreieck; an den 3 Kanten Löwenköpfe, die Wasser in ein Becken speien. An den beiden nach vorn gerichteten Seiten sitzende Figuren, links die Poesie mit der Lyra, rechts die Kunst, ein plastisches Gebilde auf der Hand tragend. Ueber diesen Figuren im Bogen zwischen den Löwenköpfen die Reliefs von Strassburg und Frankfurt. Darüber erhebt sich auf einer Plinthe die Hauptfigur in nachlässiger Stellung, in einem Buche lesend, das sie in der Rechten trägt.

Nr. 48. «Zeitgeist».

Auf den kreisrunden Stufen, die zum Sockel emporführen, sitzt neben dem Altertum, das durch Emblemen der griechischen Götter- und Heldensage angedeutet ist, das Mittelalter, ein älterer Mann mit dem Kreuz in der Hand, der sich abwendet von der Entdeckung des Kopernikus und Columbus, während der Geist der Neuzeit, ein Jüngling, mit erhobener Fackel vorwärts stürmt. Diese Darstellung zieht sich im Kreise um den Sockel herum, auf dem Goethe in ruhiger Haltung steht.

Nr. 24, 40, 56. «Die Kunst dem Künstler».

Grosses, nahezu kreisrundes Plateau, die Peripherie vorne durch Stufen, hinten durch eine Balustrade gebildet, die nach vorn durch 2 mächtige Pfeiler abgeschlossen wird. Vor diesen sitzt rechts Werther, links Götz. Im Zentrum des Plateaus erhebt sich der Sockel, vorn und an den Seiten mit Kranz und Schrifttafeln, hinten mit einem Relief, das Haidenröslein darstellend, verziert. Darauf die Figur Goethes mit umgehängtem Mantel, Buch und Feder in den Händen.

Nr. 60. «E.»

Ein riesiges, quadratisches Plateau, zu dem geschweifte Stufen emporführen. An den 4 Ecken Gruppen, Leidenschaft (ein umschlungenes Paar), Poesie (Greis und harfenschlagende weibliche Figur), Kraft und Energie (felsblockschleudernder Titane) und Schönheit und Kunst (nackte weibliche Figur, auf der Hand ein geniusartiges Gebilde tragend). In der Mitte des Plateaus führen mächtige quadratische Stufen zu dem kubischen Sockel empor, auf dem Goethe steht, eine Hand unter dem Kinn, den Arm auf die andere Hand gestützt.

Saal C.

Nr. 38. «Neue Liebe Neues Leben».

Auf 2 kreisrunden Stufen der cylindrische canelierte und von einer Guirlande umschlungene Sockel, auf dem die Hauptfigur, schreitend, mit umgehängtem Mantel steht.

Nr. 31. «Lyrik».

Goethe im langen Mantel und Stiefeln stützt sich mit der Rechten auf einen Baumstumpf. Vom Fusse des Sockels zieht sich eine Balustrade nach vorn, in 2 sphinxtragende Sockel

endigend. Vor dem rechten Sockel steht, auf die Sphinx gelehnt, eine weibliche Figur mit Leier, die freie Hand zu Goethe emporgestreckt.

Nr. 22. 22 A. «Strassburg», 22 B. «Strassburg-Sesenheim».

Auf dem Sockel vorn ein Relief: die 3 Grazien, ein Schild mit Goethes Namen zu der darüber stehenden Hauptfigur emporhebend. Rechts und links vom Sockel Putten mit Emblemen der Dichtkunst und Naturwissenschaft.

22 B nicht aufgestellt.

Nr. 28. «Binz».

Vorn und an den Seiten von den Fluten eines Wasserbeckens umspült, erhebt sich eine Felsmasse, aus der das links und rechts von Sphinxköpfen flankierte Postament entspringt. Auf diesem, das auf der Vorderseite in den Strahlen einer aufgehenden Sonne den Namen des Dichters zeigt, steht dieser, in der einen Hand eine Papierrolle, die andere auf den Rücken gelegt. Vor dem Postament schreitet eine überschlanke weibliche Figur mit schlichtem, offenem Haar und einfachem, langem Gewand aus den Felsen hervor, auf der Rückseite sitzt auf den herabführenden Stufen ein grübelnder Faust.

Nr. 32. «Parnass».

Goethe, den Mantel umgeschlagen, steht auf einer runden Säule, die aus dem im Relief dargestellten Höhen des Parnass herausgehauen erscheint. Aus den Felsen desselben rinnen 3 Quellen in Wasserbecken, über denen, die Quellen hütend, in begeisterter Haltung die Musen Kalliope, Melpomene und Erato mit passenden Emblemen versehen, sitzen.

Nr. 43. «Poesie».

Goethe ist im Walde stehend gedacht, was durch den Baumstumpf, an dem er sinnend lehnt und durch Verzierungen an dem sonst schmucklosen Postament angedeutet ist. Auf dem Rand eines Wasserbeckens vorn vor dem Postament sitzt der junge Genius der Goetheschen Dichtkunst und erzählt einem jungen elsässischen Paar, das, umschlungen und aufmerksam zuhörend, auf der andern Seite des Brunnenrandes sitzt.

Nr. 44. «Ewig jung».

Das Postament erhebt sich inmitten eines flachen Plateaus. Die Figur stützt sich mit der rechten Hand, in der sie den Hut trägt, auf einen Stock, mit der Linken hält sie ein Buch

vor die Brust. Das Plateau ist nach hinten abgegrenzt durch eine niedrige Brüstung, die in 2 Gruppen ausläuft: links ein Jüngling eine Sphinx niederkämpfend, Goethes Kampf gegen die Unwahrheit, und ein Jüngling zu einer weiblichen Gestalt emporstrebend, Goethes Liebe zur Schönheit und Natur darstellend.

Nr. 42. «Hätschelhans».

Goethe, den Blick dem Münster zugewendet, auf einem Arm Hut und Mantel, den andern Arm begeistert emporgehoben (nach anderem Entwurf gesenkt, ein Buch haltend). Auf den Seiten des Postaments sitzende Frauengestalten mit Amoretten, die eine den Kopf sinnend auf die Hand gesenkt, die Wissenschaft, die andere singend, den Kopf seitwärts erhoben, die Hände über dem Knie gefaltet, das Volkslied.

Nr. 35. «Umschwebt mich ihr Musen».

Auf dem runden Postament steht Goethe, den linken Fuss aufwärts setzend, als Wanderer, Hut und Mantel auf dem linken Arm, mit der rechten Hand eine Rose vor die Brust haltend. Um das Postament zieht sich als Relief der Musentanz herum. Dieser Hauptteil ist von einer halbkreisförmigen Balustrade umgeben, deren Mittelstück, hinter der Hauptfigur, aus einer Bank besteht und deren Enden in kleinere Postamente auslaufen, in einer Linie mit dem Hauptpostament. Auf diesen erheben sich monumentale Leuchter, die von kleinen Frühlingsgöttern und Ruhmesgenien bekränzt werden.

Saal D.

Nr. 6. «W. W.»

Der Vorraum des Denkmals wird flankiert von 2 Wasserbecken, über denen auf einem Postament je zwei Kinderfiguren mit einem wasserspeienden Fisch sich befinden. Sie sind die Ausläufer einer mit Bänken versehenen, langgezogenen Balustrade, deren Mittelstück das Postament bildet. Dieses trägt oben in einem Medaillon das Relief eines Schwans, vorn eine Nische, aus der Goethe hervortritt. Die Hauptfigur in 2 Ausführungen, in der einen Hand ein Buch, die andere vor die Brust oder auf den Schenkel gestützt.

Nr. 16. «Juventuti».

Goethe steht auf gänzlich schmucklosem Sockel, wie er das Münster erblickt. Hinter ihm erhebt sich eine mächtige

Rückwand, die Pfeilerreliefs — eine blasende männliche Figur (das Volkslied), darunter den Kopf Herders und eine leidenschaftlich bewegte weibliche Figur (Lady Macbeth), darunter den Kopf Shakespeares — trägt. Oben auf dieser Rückwand, hoch über Goethe, stehen die 3 Grazien. Hinter der Wand, über einem Brunnen, die Goethesche Muse, die durch ihren Gesang eine Sphinx, Leidenschaft und Weltschmerz symbolisierend, eingeschläfert hat. Von der Rückwand aus zieht sich eine Balustrade nach vorn, an den Enden 2 Masken tragend, die Ruhe und Leidenschaft, Epik und Dramatik, darstellen.

Saal E.

Nr. 53. «Strassburg-Weimar».

Das Postament erhebt sich mitten aus den hinteren Rundungen einer Balustrade. Die Figur, langsam ausschreitend, trägt in der linken Hand Hut und Stock, auf den sie sich stützt, in der Rechten ein Buch. Das Postament zeigt unten vorn 2 Reliefs: Scenen aus Werther und aus dem Anfang des Faust, rechts und links hinter der Balustrade Genien mit Kränzen. Die Rundung der Balustrade selbst ist eine hinten von einem Geländer umsäumte Bank, deren Enden nach vorn in Sockel auslaufen, auf denen sich 2 Gruppen erheben: links die lyrische Poesie, sitzend mit einem Amor tändelnd, und die antike Kunst, ebenfalls sitzend, den Arm auf eine Zeusbüste stützend.

Nr. 47. «Wahrheit und Dichtung».

Einfaches Postament: Goethe trägt in der linken Hand den Hut. Auf beiden Seiten sitzen am Fuss des Sockels nackte Frauenfiguren; die linke trägt in der Hand eine halbgesenkte Fackel, die rechte liest in einer über die Schenkel gebreiteten Papierrolle. Sie stellen Wahrheit und Dichtung dar. Zu der linken, Wahrheit, ist eine Modifikation vorhanden: die Figur stützt die Fackel auf den Sitz.

Nr. 61. «Es irrt der Mensch so lang er strebt».

Die Figur stellt den rechten Fuss vor, die Hände auf den Rücken gelegt, den Blick sinnend und ungewiss abwärts gerichtet. Von den Seiten des Postaments zieht sich unterhalb ein niedriger Mauerrand, die Rücklehne einer Bank, in leichtem Bogen nach vorn, auf dem sich 4 Putten befinden, die eine goldene Guitarre tragen. Die beiden vordersten Genien werden

flankiert durch grosse Muscheln, die Wasser in ein ummauertes Bassin spenden, dessen langgezogene Ausläufer einen tiefer gelegenen Mosaikboden umgeben. Zwischen den beiden Bassins führt eine Treppe zu dem vorn von den Bassins, hinten von der Mauer umrahmten Vorraum des Postaments.

Nr. 50. «Goetz».

Auf dem einfachen Postament, das vorn das Strassburger Wappen trägt, steht Goethe in leicht bewegter Haltung, eine Papierrolle in der Hand. Auf der einen Seite des Postaments sitzt die Poesie mit der Leier, auf der andern die Kunst mit einer Tafel, die den Aufriss des Münsters zeigt.

Nr. 46. «Dem ewig jungen».

Eine geradlinige Balustrade mit Bank und Vorstufen in 2 Eckpfeilern endigend, die Opferschalen tragen. Vor jedem Pfeiler eine Frauenfigur, sitzend, rechts die Dichtung mit der Harfe, links die Wahrheit mit dem Spiegel. Aus der Mitte der Balustrade erhebt sich das Postament, auf dem Goethe steht, den Mantel umgeschlungen, die Rechte auf der Brust, in der Linken den Hut.

Saal F.

Nr. 26. «Via Triumphalis».

Goethe, schreitend, ein Buch auf die Brust gedrückt, geleitet von einer hinter ihm sitzenden weiblichen Figur mit Leier, die den Geist der klassischen Schönheit darstellt; diese Figuren befinden sich auf einem Felsblock. Zu beiden Seiten desselben, auf dem umgebenden Plateau liegende weibliche Figuren, die eine niedergeschmettert, die unwahre Poesie, die andere sich erhebend, die edle Kunst.

Nr. 25. «Pan und das Weib».

Der Sockel trägt vorne ein Flachrelief, das sich auf Goethes Dichtkunst bezieht. Auf ihm ein Block, auf dem Goethe sitzt, das rechte Bein über das linke Knie gelegt. In einem nach vorn geöffneten Halbkreis umgiebt eine Bank das Postament, die nach vorn durch 2 Hermen abgeschlossen wird: «Pan und das Weib».

Nr. 29. «Faun».

Auf kreisrundem Sockel, zu dem rings herum Stufen führen, erhebt sich ein Obelisk, an dessen hinterer Seite, ober-

halb der Stufen, ein grübelnder Faust sitzt. Vorn vor dem Obelisk steht Goethe, Feder und Papier in der Hand. Ueber ihm, am Obelisk ein Relief: ein auf einer Weltkugel schwebender Genius, der einen Lorbeerkranz über Goethes Haupt hält.

Nr. 23. «Er fragt um Rath und möchte gern entstehen».

Goethe sitzt mit sinnendem Blick auf einem Baumstumpf, Buch und Schreibgriffel in der Hand. Das Postament trägt vorn einen Lorbeerkranz, der den Namen Goethe und die Jahreszahl 1770—71 umschliesst, links den Namen «Joh. Gottfr. Herder», rechts «Friederike Brion». Das Ganze von einer mit Reliefs geschmückten Balustrade umgeben.

Nr. 8. «Deutschlands Stolz».

Die stehende Hauptfigur ist erzählend dargestellt. Das Postament trägt 3 Reliefs: an den Seiten 1. Goethe mit Friederike und ihrer Schwester in Sesenheim, Märchen erzählend, 2. Goethe vor dem Königsleutnant und den Frankfurter Malern, hinten die Stadt Strassburg, der Plastik den Platz für das Goethedenkmal anweisend. Zu dem Postament führen Stufen empor, auf denen vorn eine Gruppe von 3 Figuren sitzt: eine weibliche Figur mit aufgeschlagenem Buch, die Wissenschaft, und 2 Knabengestalten, deren eine Goethes Studium, deren andere seinen erwachenden Genius darstellt.

Nr. 12. «Goethe in Strassburg».

Auf dem im allgemeinen kreisrunden Postament steht Goethe, die Linke auf eine Säule, die Rechte in die Hüfte gestützt. Vor dem Fusse des Postaments zieht sich links und rechts eine Bank in leichtem Bogen nach vorn, endend in niedrige langgestreckte Blöcke. Der eine derselben trägt das Medaillon Herders und die Inschrift: «Offenbarung». Auf ihm eine Sphinxbüste, von der ein nach rückwärts auf den Boden gelehnter Genius mit einer Leier den Schleier wegzieht. Der andere Block trägt vorn das Medaillon der Friederike Brion und die Inschrift: «Natur». Auf ihm liegt über einen Löwen hingestreckt eine nackte weibliche Figur.

Nr. 21 A. «MCM».

Ein längliches, flaches Becken, zu dem vorn Stufen emporführen, ist nach hinten durch eine leicht gebogene Balustrade abgeschlossen, in deren Mittelstück auf einfachem Sockel mit

Inschrift Goethe mit gekreuzten Armen steht. Nach vorn ist die Balustrade durch halb seitwärts gewendete Sphinxe abgeschlossen.

Saal G.

Nr. 20. «1770».

Das Postament, vorn mit Kränzen und Widmung, zu beiden Seiten mit Vollreliefs geschmückt, die Goethes Dichtkunst darstellen, erhebt sich auf einem quadratischen Plateau, das an den Seiten und hinten von einer mächtigen Balustrade abgeschlossen wird. Diese trägt auf Säulen und an Friesen Titel und Citate aus Goetheschen Werken. Die Hauptfigur trägt den Mantel über dem rechten Arm und ein grosses, aufgeschlagenes Buch in der linken Hand.

Nr. 21 B. «MCM» (zwei Ausführungen).

Ein Sockel mit abgerundeten Kanten, in Flachreliefs Masken und Figuren zeigend, die Goethes Thätigkeit andeuten. Goethe selbst hat den Mantel umgeschlagen und trägt den Hut auf dem Rücken.

Sockel wie MCM a, aber nicht direkt auf dem Erdboden, sondern auf einem Unterbau, bestehend aus einem Block mit der Inschrift: «Denn ich bin ein Mensch gewesen und das heisst ein Kämpfer sein», der den Sockel trägt und einer Stufe, die als ein weites Quadrat den Sockel umgiebt. Die Hauptfigur auch mit Mantel, aber die Arme auf die Brust gekreuzt.

Saal H.

Nr. 54. «Unterfranken».

Goethe in sinnender Haltung, die rechte Hand am Kinn, den Arm auf die linke Hand gestützt, mit dem rechten Fuss vorschreitend. Das Postament, auf dem er steht, trägt oben ringsum einen figurenreichen Fries, auf beiden Seiten Ruinen, trauernde Frauengestalten in langen faltigen Gewändern, die eine mächtige Guirlande um das Postament geschlungen halten.

Nr. 36. «Sturm und Drang».

Aus einer Balustrade, die ein niedriges Plateau nach hinten begrenzt, erhebt sich das Postament, links und rechts Reliefs, Haidenröslein und Prometheus zeigend, darüber ein Fries mit

Masken Homers, Shakespeares und Erwins von Steinbach. Goethe in Wertherkleidung mit Hut und Stock, den Kopf frei gehoben. Die Balustrade läuft nach vorn in 2 Postamente aus, die oben Becken tragen und vorn Reliefs, Goethes künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit andeutend.

Nr. 19. «Mache den Raum deiner Hütte u. s. w.»

Goethe, sehr jugendlicher Kopf, die Arme gekreuzt, in selbstbewusster Haltung auf einem unbehauenen Felsen, an dem durch niedrige, reich verzierte Säulen mit den Fussinschriften: Shakespeare, Rousseau, Goldsmith, Ossian, 4 Kanten gebildet sind. An und auf dem Felsen 3 weibliche Gestalten, die eine vor ihm mit der Laute, begeistert zu ihm emporblickend, die andere hinter ihm, die Leier emporhaltend, die dritte mit Mauerkrone, zur Seite, die Fackel halb gesenkt.

Nr. 62 a. «Wir sind jung, das ist schön».

Goethe in einem Sessel sitzend. Rechts und links auf den Seiten des Sockels Medaillon mit Goetheköpfen. Vor dem Sockel steht eine weibliche Gestalt, Goethes Namen auf die freie Fläche schreibend.

Nr. 62 b. «Faust».

Goethe in selbstbewusster Haltung. Rechts vom Sockel sein dichterisches Schaffen durch eine nachdenkende, links die Reproduktion seiner Werke durch eine vorlesende weibliche Figur dargestellt.

6 Zeichnungen von Paul Bachmann in Zürich, Entwürfe zu einem Denkmal: Goethe vor einer Säule, zwischen 2 Säulen, oder auf Postamenten, jeweils durch Büsten aus seinen Werken, Medaillons oder Allegorien geschmückt. (Ausser Konkurrenz.)



XIV.

Die Pfarrscheune

in

Sesenheim.

Vom Sesenheimer Pfarrhaus, wie's Wolfgang Goethe sah,
Steht nur die alte Scheune noch unverändert da.

Drinn hat der junge Dichter hantiert nach seiner Art,
Die Kutsche angestrichen, die niemals trocken ward.

Und an die alte Mauer lehnt sich ein Jasminstrauch,
Der flüstert holde Lieder im Abendwindeshauch.

Doch grau ist schon die Scheune, morsch und hinfällig jetzt:
Sie stürzt, wenn man nicht Pfosten und Stützen neu ersetzt.

«Nur fort mit dem Gerümpel!» ruft mancher Bauer; «fort»!
«Wir bau'n ein nett Remis-chen am wohlgelegnen Ort».

Gemach, ihr Leute! Andre sind, denen es gefällt,
Dass man vom edlen Dichter die letzte Spur erhält.

Und zahlt von ihnen jeder nur eine Kleinigkeit,
So steht die alte Scheune wohl noch auf lange Zeit.

Spenden nimmt Herr Pfarrer Rübel in Sesenheim gern entgegen.

XV.

Chronik für 1900.

23—24. Jan. Brand im Luxhof zu Strassburg.

9. Febr. Alex. Hessler, der erste Direktor der deutschen und französischen Theater in Elsass-Lothringen, geb. zu Torgau 16. Juni 1833, stirbt in Strassburg.

15. Febr. Der elsässische Zeichner Goutzwiller aus Illkirch, stirbt 81 jährig in Coinsy (Dep. Aisne).

6. April. Stirbt in St. Amarin Jean Bresch, Dichter der «Vogesenklänge», 84 jährig.

9.—15. Mai. Das Kaiserliche Paar in Kurzel.

23.—27. Mai. Der österreichische Reichsforstverein tagt in Strassburg (24.—26. Ausflüge in die Vogesen).

27. Mai. Kaiser Wilhelm II. in Strassburg und auf der Hohkönigsburg.

7.—9. Juni. VII. Landesversammlung der internationalen Criminalistenvereinigung in Strassburg.

24. Juni. Gutenbergfeier.

30. Juni bis 1. Juli. Generalversammlung des Vogesenclubs in Thann.

4. Juli. Stirbt Ludwig Liebe in Zürich (geb. 1819 in Magdeburg, gegen 1870 um das Musikleben Strassburgs verdient).

12. Juli. Stirbt K. A. Barack, Direktor der Kais. Univertäts- und Landesbibliothek in Strassburg.

26.—29. Juli. XXVII. Generalversammlung des deutsch-österreichischen Alpenvereins in Strassburg.

26. Juli. Eröffnung der neuen Brücke über den kleinen Rhein bei Gelegenheit der Bereitstellung des neuen Strassburger Hafens für den Verkehr.

3.—30. Sept. Ausstellung der Entwürfe zum Goethedenkmal in Strassburg.

XVI.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 25. November 1900, vormittags 10 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Renaud, v. Schlumberger.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Martin, verliest ein Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Staatssekretärs vom 21. Sept. 1900, laut welchem S. Durchlaucht der Herr Statthalter wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuchs bewilligt hat.

Der Schatzmeister, Herr Buchhändler Mündel, teilt mit, dass 2522 Abzüge des letzten Jahrbuchs ausgegeben und bis zum Sitzungstage die Beiträge von 2372 Mitgliedern eingelaufen seien. Er schlägt vor, vom nächsten Jahrbuche rund 3000 Abzüge herstellen zu lassen.

Der Vorsitzende verliest sodann den von der Landesbibliothek eingesandten Bericht über den Stand der Tauschvereine, legt eine Anzahl Druckschriften des Metzer Museums vor, die der Bibliothek des Centralausschusses überwiesen werden, und ersucht Herrn Prof. Dr. Wiegand, in der allgemeinen Sitzung einen Bericht über den Verlauf der Verhandlungen der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu erstatten.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Beurteilung unter die Mitglieder verteilt. Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende erinnert zunächst in warmen Worten an das Hinscheiden des langjährigen Vorstandsmitgliedes Geheimrats Prof. Dr. Barack, des hochverdienten Direktors der Landes- und Universitätsbibliothek, und bittet die Anwesenden, sich zur Ehrung des Dahingeschiedenen von den Sitzen zu erheben. Er erstattet sodann den Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr und schlägt vor, von dem nächsten Jahrbuche 3000 Stück drucken zu lassen, womit die Versammlung einverstanden ist. Die Anzahl der Tauschvereine ist von 134 auf 136 gestiegen.

Herr Prof. Dr. Wiegand berichtet als Vertreter des hist.-litt. Zweigvereins eingehend über die Thätigkeit der einzelnen Sektionen sowie der allgemeinen Versammlungen der Geschichts- und Altertumsvereine während ihrer Tagung in Strassburg.

Zu Rechnungsprüfern wurden die Mitglieder Dr. Hausmann und Dr. Luthmer ernannt; die Richtigkeit der Rechnungen wurde von ihnen festgestellt, worauf die Versammlung dem Schatzmeister Entlastung erteilte.

Bei der nun folgenden Neuwahl des Vorstandes dankt Herr Direktor Dr. Veil dem bisherigen Vorstande zunächst für seine Mühewaltung während des abgelaufenen Geschäftsjahres und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Vorstandsmitglieder die Wahl dankend an. An Stelle des verstorbenen Mitglieds Herrn Geheimrats Dr. Barack wird Herr Direktor Dr. Luthmer gewählt, der die Wahl annimmt.

Zum Schluss hielt Herr Oberlehrer Dr. Fritz den angekündigten Vortrag über «Das Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche».

Schluss der Sitzung: 12 3/4 Uhr.

2. Vorstandssitzung.

am 13. März 1901, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Lienhart, Martin, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, Menges, v. Schlumberger, Stehle.

Der Vorsitzende legt einige an den Zweigverein gerichtete Drucksachen vor, worauf die Besprechung der für das nächste Jahrbuch vorliegenden Arbeiten erfolgt, sowie deren Reihenfolge festgesetzt wird.

Der Vorschlag des Vorsitzenden, 100 Abzüge an den in diesem Jahre in Strassburg tagenden Allgemeinen deutschen Sprachverein und an die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu verteilen, findet die Zustimmung der Vorstandsmitglieder.

Schluss der Sitzung: 3¾ Uhr.

